Baummann'sche Leihbibliothek
in Wunsiedel.

No. ~~1210.~~

6 Kr. Lesegeld auf 8 Tage, für jeden Tag darüber 1 Kr.
Das jährliche Abonnement beträgt 5 fl. — das vierteljährige 1 fl. 30 Kr., das monatliche 36 Kr., welcher Betrag jedesmal voraus zu bezahlen ist. Unbekannte, die bandweise lesen, erhalten nur gegen einen Einsatz von 1 fl. 45 Kr. einen Band.
Jedes Buch wird bey Zurückgabe genau durchgesehen, ob dasselbe nicht beschmutzt oder sonst beschädigt worden ist, in welchem Falle der Ladenpreiß dafür bezahlt werden muß. Besonders bitte ich, Kindern die Bücher nicht in die Hände zu geben, und die eingelegten Papierchen zum Merken anzuwenden, um das Einschlagen der Blätter zu vermeiden. Jedes Buch wird gut gepackt versendet, und so auch wieder zurück erwartet.

P. o. germ. 1030ᵘ/1

6 Oettinger

NARRENALMANACH

für

1843

von

Eduard Maria Oettinger.

Erster Band.

Leipzig, 1843.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

Vorrede und Dedication.

I.	Magliabecchi	Seite 1
II.	Jonathan Dibbs	= 32
III.	Die beiden Crébillon	= 57
IV.	Marie Antoinette	= 75
V.	Herr von Kipfelhuber	= 99
VI.	Sanson	= 118
VII.	Amandus Mops	= 136
VIII.	Vaillant	= 160
IX.	Ochsenheimer	= 182
X.	Labourdonnaye	= 197
XI.	Herr Malztippel	= 234
XII.	Rosberry	= 262
XIII.	† † †	= 334
XIV.	Muley Ismael	= 356
XV.	Puschkin	= 376
XVI.	Grimod de la Reynière	= 403
XVII.	Narren=Gallerie	= 422

Vorrede und Dedication.

Es sind nun just zwölf Jahre.

Damals ließ ich mein erstes Werk: „das schwarze Gespenst," Taschenbuch für Satire, Ironie und Persiflage, ein — Bescheidenheit geht bei mir über Alles — ganz ausgezeichnetes Product erscheinen, das ich Seiner dreiköpfigen Majestät, dem allerdurchlauchtigsten, allergnädigsten Höllenhunde Cerberus dedicirt hatte in der Absicht, mich durch diesen Act uneigennütziger Huldigung dergestalt bei ihm einzuschmeicheln, daß er mich, Falls ich nach meinem Tode in die Unterwelt käme, nicht boshaft anklaffe, sondern huldreich ungeneckt lasse.

Diesen „Narren-Almanach," der ein Seitenstück zum „schwarzen Gespenst" bildet — wiederum ein höchst ausgezeichnetes Werk, in welchem ich die hervorragendsten Narrenkappen und Steckenpferde dieser närrischen Welt zu schildern versuche — habe ich Anfangs dem Himmelsrosse Pegasus widmen wollen, um mir auch in ihm einen Gönner zu erringen; nach reiflicher Ueberlegung habe ich aber eingesehen, daß dies einem Pferde, welches sich so häufig zum Miethsgaule herabwürdigen läßt, eine Ehre erweisen hieße, auf die es keine gegründeten Ansprüche hat.

Nach langem Hin- und Hersinnen, welchem meiner Freunde ich dies höchst ausgezeichnete Taschenbuch zueignen sollte, fiel mir der königlich dänische Justizrath und Stifts-Syndicus Heinrich Wilhelm Lawätz ein, der jedes Kapitel seines zwölfbändigen „Handbuchs für Bücherfreunde" (Halle 1788—1794) einem, manches sogar mehreren und den Nachtrag zum vierundfünfzigsten Kapitel sogar 77, schreibe siebenundsiebzig gelehrten Freunden und befreundeten Gelehrten dedicirt hatte. Und alsogleich faßte ich den närrischen Entschluß, sein Beispiel zu befolgen und jede der sechszehn Erzählungen meines „Narren-Almanachs" einem meiner Freunde und Freundinnen als ein kleines Zeichen der großen Hochachtung, die ich für sie in meinem Herzen trage, widmen zu wollen.

Ich lasse nun die Liste meiner Dedicationen nach der Reihe der Erzählungen folgen:

Die erste Erzählung widme ich meinem verehrten Freunde und Landsmann, Deutschlands gewissenhaftestem und gründlichstem Kritiker, Herrn Dr. **W. Menzel** in Stuttgart.

Die Zweite: meinem liebenswürdigen Freunde und Bösewicht, dem witzigsten und pikantesten Journalisten Europa's, Herrn Dr. **M. G. Saphir** in Wien.

Die Dritte: meinem geliebten Vice-Vater **Adolf Bäuerle**, dem ich für alles Gute, was er vor vierzehn Jahren dem unerfahrenen Jünglinge erwiesen, meinen innigsten Dank, und für die schwere Kränkung, die er im Jahre 1838 dem gereiften Manne zugefügt, die Versicherung meiner völligen Vergebung erstatte.

Die Vierte: dem ersten Verleger meiner ersten, auf allerhöchsten Befehl unterdrückten Zeitschrift „Eulenspiegel," dem braven ehrlichen Buchhändler Herrn **L. W. Krause** in Berlin.

Die Fünfte: meinem seelenguten, herzenstreuen Freunde, dem reichbegabten Humoristen Herrn Dr. **C. Herloßsohn** in Leipzig.

Die Sechste: meinem hochverehrten Freunde und Gönner, dem ersten und letzten Troubadour Frankreichs, Herrn **J. P. Béranger** in Paris.

Die Siebente: meinem biedern Freunde, dem ehrenwerthesten aller deutschen Journal-Redactoren, Herrn Hofrath Dr. **C. Winkler** in Dresden.

Die Achte: meinem durch und durch charmanten Freunde, dem König der französischen Feuilletonisten, Herrn **J. Janin** in Paris.

Die Neunte: meinem lieben Freunde, dem talentvollen Balladen-Dichter und Lieder-Componisten, Herrn Dr. **R. Hirsch** in Leipzig.

Die Zehnte: meinem guten Freunde, dem beliebten Novellisten, Herrn Dr. **R. Heller** in Leipzig.

Die Eilfte: meinem ci-devant Verleger, dem geistreichen Buchhändler Herrn **J. Campe** in Hamburg.

Die Zwölfte: meiner hochverehrten Freundin, der anmuthigsten aller deutschen Schauspielerinnen, dem Fräulein **Charlotte v. Hagn** in Berlin.

Die Dreizehnte: meinem vieljährigen, ehrenwerthen Freunde, dem rühmlich bekannten Tragöden Herrn **M. Rott** in Berlin.

Die Vierzehnte: meiner hochgefeierten, weltberühmten Freundin, der reizendsten aller Sylphiden, dem Fräulein **Fanny Elsler** in — Europa.

Die Fünfzehnte: jedem meiner Freunde, der sich meiner mit Liebe erinnert.

Die Sechszehnte: jedem meiner intimen Feinde, wozu Herr **August Lewald** in Karlsruhe, Herr **C. Töpfer** in Hamburg und Herr **L. Rellstab** in Berlin gehört.

Da die meisten dieser hier genannten Herren zufälliger Weise Herausgeber vielgelesener Journale sind, so könnte Mancher unter ihnen zu dem Irrglauben verleitet werden, ich hätte jedem von ihnen nur darum eine meiner höchst ausgezeichneten Erzählungen gewidmet, damit auch sie dieselbe ausgezeichnet finden und in ihren Zeitschriften pflichtschuldigst beweihräuchern und in Lobsalm einpökeln sollen. Gegen diesen Aberglauben, daß jede meiner Dedicationen eine pfiffig verhüllte **captatio benevolentiae** sein soll, muß ich hiermit feierlich protestiren und eben so feierlich erklären, daß ich auf jeden Lobhudel freiwillig Verzicht leiste.

Es gewährt mir eine besondere Genugthuung, bei dieser Gelegenheit zu bekennen, daß ich gegen Zeitungslob bereits eben so abgehärtet bin, wie gegen Zeitungs-Tadel. Vor

zwölf Jahren schon erwies mir Dr. W. Menzel in seiner Beurtheilung meines „schwarzen Gespenstes" (siehe Literaturblatt vom 10. Dez. 1830) die unverdiente Ehre, viele meiner unbedeutenden Satiren mit den Meisterwerken eines Swift, Lichtenberg, Jean Paul und Börne zu vergleichen. In neuerer Zeit haben nachsichtige Beurtheiler, wie Herr von Wachsmann in der „Abendzeitung" mich mit Jules Janin, Andere wieder, wie Hofrath Philippi im „Planeten," mich mit Paul de Kock parallelisirt; in ganz jüngster Zeit hat mich ein Ungenannter im „Kometen" sogar den deutschen Boccaccio genannt.

Ich will aber auch den Tadel nicht verschweigen. Viele haben mir die Ehre erwiesen, kein gutes Haar an mir zu lassen und mit Hilfe von Meinhardts „Schimpfwörterbuch" den ganzen Reichthum der deutschen Schimpfwörter über mich auszugießen. Einer dieser himmlischen Käuze hat in einer 68 Seiten starken Brochüre, die 1837 in Hamburg erschien und die ich, wie alle Schmähschriften, welche meine hochverehrten Feinde gegen mich zu Tage gefördert, in Maroquin und mit Goldschnitt habe einbinden lassen, bis zur Evidenz erwiesen, daß ich ein Hund, ein Ochs, ein Esel sei, nicht drei Zeilen richtig deutsch schreiben könne und Alles, was ich bisher geschrieben, blos aus dem Französischen übersetzt hätte. Den Hund, den Ochsen

und Esel und all' diese feinen Höflichkeiten meiner hochverehrten Feinde, die natürlich tausendmal talentvoller und millionenmal geistreicher als meine Wenigkeit sind, habe ich ruhig eingesteckt; denn gewährt es nicht ein Vergnügen, einen Esel schwarz auf weiß in der Tasche zu haben? — aber die Anschuldigung, daß ich etwas aus dem Französischen übertragen habe, muß ich — wie früher — auch jetzt ernstlich zurückweisen und Jeden, dem es Vergnügen macht, dies auch fernerhin zu behaupten, entweder für einen Verläumder oder einen Schwachkopf — ich bin so galant, Jedem die Wahl zu lassen — so lange halten, bis er in allen achtundzwanzig Bänden, die ich bisher der Lesewelt übergeben, mir einen Aufsatz nachweis't, den ich aus französischer Quelle entlehnt haben soll.

Alles Uebrige ist mir ganz gleichgiltig. Jeden, der, wie ich, zwölf Jahre hinter den Coulissen der deutschen Kritik gestanden und gesehen hat, wie man Blitz und Donner macht, Jeden, der Gelegenheit gehabt, sich zu überzeugen, wie häufig der Schofel aus Cameraderie in den Himmel gehoben und das Beste aus Neid, Mißgunst und Verkleinerungssucht in den Staub getreten wird, kann das Lob nicht mehr erfreuen und der Tadel nicht mehr kränken. Es giebt Käuze in der deutschen Literatur, die von mir behaupten dürfen: ich hätte Vater und Mutter

umgebracht, Kinder geraubt, Banknoten gemacht, Löffel gestohlen und den Brand in Hamburg angelegt — diese Käuze kränken mich eben so wenig, als Mücken, die sich auf den Absatz meines Stiefels setzen.

Im Uebrigen bleibe ich selbst diesen Schwachköpfen gewogen und bitte Gott, daß er auch sie in seinen heiligen Schutz nehme.

E. M. Oettinger.

Geschrieben zu Leipzig im Rosenthale,
am Tage des Heiligen, dessen Name mir
entfallen ist.

I.

Magliabecchi.

I.

„Optimi consultores libri.“
Magliabecchi.

Man glaubt nicht mehr an Wunder. Die liebe, gute, maigrüne Feenzeit, die schöne, holde, regenbogenfarbige Märchenwelt mit ihren Moscheen von Saphir und Opal, mit ihren Palästen von Rubin und Crystall, mit ihren schwimmenden Zaubergärten, worin auf den ewigblühenden Zweigen singender Bäume und auf den beweglichen Stengeln tanzender Blumen heitere Sylphen sich gewiegt und geschaukelt — ach die Zeit der blauen Wunder, die Zeit der Talismane und Wünschelruthen ist — leider! — längst vorüber. Die arme Welt hat ihre poetischen Träume ausgeschlafen, sich die Märchen von Tausend und Einer Nacht aus den Wimpern gewischt und gähnt und glotzt nun, blaß und siech, die erzprosaische, theelaulige, sumpffaulige, scheinheilige, langweilige, kraftmehlige, trübselige Wirklichkeit mit ihrem Runkel-Rüben-Pietismus und

ihrer Dampfnudel-Lyrik, mit ihrer Asphalt-Philosophie und ihrem Glacéhandschuh-Geist, wie ein Gespenst das andere an.

Und dennoch, mein ausnehmend-einnehmender Leser, giebt es in dieser aschgrauen, nüchternen und fast unerträglichen Katzenjammerwelt noch eine rosenfarbige, gutmüthige, mitleidige Fee, die mit dem bunten Schmetterlingsstaube ihrer Zauberflügel das öde Leben vergoldet, die eisstarren Wüsten in blüthenschwangere Oasen, die sternenlose Nacht in lachende Tageshelle, die bleierne Sorge in goldene Lust und Leidenszähren in Freudenthränen umzaubert.

Und diese Fee, diese nimmer mißvergnügte, immer dienstwillige, ewig wunderthätige Fee heißt — Lectüre, und ihre Talismane sind — die Bücher.

Und darum liebe ich die Bücher! Sie sind mir die liebsten Gesellschafter, die treuesten Freunde, die erfahrensten Rathgeber, die einsichtsvollsten Aerzte, die weisesten Tröster.

Wenn im Unglück die Schmarozer, die Du an Deiner gastfreien Tafel abgefüttert, wenn die Freunde, denen Du Dein Herz und Deine Börse geöffnet, wenn Deine Geliebte, Deine Braut, Dein Weib, in deren Augen Du den Himmel, in deren Herzen Du die Hölle gefunden hast, Dir lieblos den Rücken zugekehrt und dich treulos verlassen haben, dann suche Trost und Balsam, Hoffnung und Vertrauen, Fassung und Muth, Frohsinn und Zufriedenheit bei Deinen — Büchern!

Wißt Ihr, was Pixérécourt gesagt? **Le livre est le seul ami, qui nous reste fidèle.** Er hat Recht. Die Bücher sind die einzigen Freunde im Leben, welche Leiden und Freuden brüderlich mit uns theilen, uns nicht verkaufen und verrathen, uns treu bleiben bis zum Tode!

Schelte mir deßhalb die Leute nicht, die ihre Freuden aus den bestaubten Fächern einer Bibliothek, aus den vergilbten Quellen schweinsledernder Folianten schöpfen. Nenne sie nicht Büchernarren. Diese Narren sind tausendmal klüger als Jene, die keinen andern Genuß als:

„Fläschchen sei mein A B C"

und

„Kartenspiel und Würfellust
Und ein Kind mit runder Brust"

kennen.

O glaub' es mir, mein theurer Leser, es giebt kein schöneres, edleres, nachhaltigeres Vergnügen als ein Buch, ein gutes Buch!

Bücherfreunde sind gewiß auch Menschenfreunde. Denn was sind Bücher? — Menschen zusammengesetzt aus Lumpen, Buchdruckerschwärze und mehr oder weniger Geist. Und was sind Menschen? Bücher zusammengesetzt aus Fleisch und Bein, aus Mark und Blut. Die Bücher werden von Menschen und die Menschen von Gott geschaffen; das Schicksal ist der Censor, der ihnen das Imprimatur oder Damnatur auf die Stirne drückt.

Einer der größten Bücherfreunde aller Zeiten war König Alphons von Neapel. Er führte ein Buch in seinem Wappen und schloß mit seinem besiegten Feinde, Cosmo von Medicis, einen unvortheilhaften Frieden nur gegen Abtretung der ersten Ausgabe des Livius ab.

Luigi Beccatelli vertauschte eines der größten, prachtvollsten Rittergüter gegen eine seltene Ausgabe des Tacitus.

Mir fällt nicht gleich der Name des französischen Gelehrten ein, der aus Gram, daß seine Bibliothek in Flammen aufgegangen war, den Verstand verlor und sich im Wahnsinn das Leben nahm.

Ein Leipziger Professor der Philosophie und Geschichte wurde einst von seinen Freunden gefragt, was er wohl lieber verlieren und leichter verschmerzen könnte: seine Frau oder seine Bibliothek?

„Meine Frau, meine Frau!" rief, ohne sich einen Augenblick lang zu besinnen, Herr Professor Johann Burkhardt Mencke, Historiograph Friedrich Augusts II.

„Ei, wenn Deine Frau das hörte?"

„Dann würde ich vielleicht nur den Muth haben, das blos zu denken, was ich jetzt laut zu bekennen wage. Jeden Tag kann ich eine so gute Frau, aber nicht in hundert Jahren eine so schöne Bibliothek, wie die meinige, wiederfinden."

„Bravo, Bravo!" ruft vielleicht — wenn auch im Stillen nur — mancher meiner Leser, dem das Schicksal eine socratische Ehehälfte an den Hals gebunden.

„Steinigt ihn, steinigt ihn!" ruft einstimmig die ganze Frauenwelt.

Aber was fragt Herr Mencke danach? Er liegt schon seit Jahren auf dem Kirchhof St. Johannis in Leipzig, aber seine Bibliothek lebt im Paulinum fort und wird noch manchem Bücherfreunde einen frohen Tag, eine frohe Stunde bereiten.

„Nennen Sie mir ein Mittel," fragte mich ein junger Mann, „wodurch ich im Nu, gleichviel ob berühmt oder berüchtigt werde."

„Herostrat," erwiderte ich, „zündete den Tempel zu Ephesus an. Wollten Sie sein Beispiel befolgen und irgend eine hübsche Kirche anzünden, so würde, außer der hohen Polizei, kein Hahn um Sie krähen. Wollen Sie aber à tout prix berüchtigt werden, so zünden Sie in einer Nacht alle Pariser Bibliotheken an."

„Ach, es wäre doch Schade um sie! Nein, Herr, das wage ich nicht; lieber schösse ich einmal auf Louis Philipp."

Armer, bedauernswerther König der Franzosen! Er erinnert mich an den deutschen Kaiser Maximilian I., der einst den Satz auszusprechen wagte: „Wenn ich Gott wäre und zwei Söhne hätte, so würde ich dem Einen den Himmel und dem Andern Frankreich geben." Ob ein deutscher Kaiser das wohl noch jetzt sagen würde, wo nicht sechs Monate vergehen, ohne daß ein Tollhäusler auf das Leben Louis Philipp's Jagd macht.

Schämt Euch, Franzosen!

2.

Mein Leser begleite mich nun nach Florenz.

Hier, in der prachtgeschmückten Residenz der Medizäer, wo ein Palast den andern verdrängt, in der Stadt der Künste, wo einst eine heilige Schaar großer, berühmter, unsterblicher Künstler gelebt und gewirkt, und wo jetzt ein langweiliger Schwarm rothborstiger, schwindsüchtiger Beefsteack-Wesen und Goddam-Creaturen haust; in der Stadt, wo ein ewig veilchenblauer Mädchenaugen-Himmel sich in der blaßgelben Fluth des Arno spiegelt; in dieser „Stadt der Städte," wie einst Macchiavelli sie genannt, lebte vor länger als hundert Jahren ein hochgefeierter, weltberühmter Mann, der Antonio Magliabecchi hieß und sich vom Obstjungen zum Buchhändler-Gehülfen und dann vom Buchhändler-Gehülfen bis zum Hofbibliothekar des Großherzogs Cosmo III. von Florenz emporgeschwungen hatte.

Magliabecchi (geboren am 28. October 1633 zu Florenz) gehörte zu jenen außergewöhnlichen Menschen, die man, wegen ihrer barocken Eigenschaften und bizarren Neigungen, Sonderlinge nennt. Wie der mailändische Marschall Trivulzio einst die Behauptung auf-

gestellt, daß ein Feldherr zur Kunst des Kriegführens nichts als Geld, Geld und wiederum Geld brauche, also behauptete Magliabecchi, daß jeder Mensch zu der weit schwierigern Kunst eines friedlichen sorglosen Lebens nichts Anderes brauche, als — Bücher, Bücher und wiederum Bücher. Das kleine Haus, das er in einer entfernten Vorstadt bewohnte, war von dem Eingang bis zum Dachgiebel mit Büchern aller Wissenschaften übersäet, angefüllt, vollgepfropft. Selbst auf beiden Seiten der Treppe lagen Büchermassen aufgeschichtet, so zwar, daß nur ein schmaler Durchgang für eine Person freigelassen war.

Sein ganzes Mobiliar bestand aus sechs Stühlen, die jedoch nicht zum Sitzen, sondern blos zum Bücherhalten da zu sein schienen. Vergebens sah man sich in seinen Zimmern um ein Bett um; Sommers und Winters schlief er, mitten unter einer Verschanzung von Büchern, irgend einen Kirchenvater statt des Kopfkissens gebrauchend, auf einer harten Matratze und deckte sich mit einem uralten Mantel seines Vaters zu.

Keine Nacht schlief er länger als drei bis vier Stunden; dann stand er auf und kochte — weil er weder männliche noch weibliche Bedienung hatte — selbst seinen Kaffee, den er stets ohne Zucker trank, nicht etwa aus Geiz, wohl aber aus Furcht, weil er in mehr als einem Autor gelesen, daß Zucker, dreißig Jahre aufbewahrt, sich in Gift verwandele. Er aß beinahe nichts als Eier und trank niemals einen Tropfen Wein.

Den ganzen Tag brachte er mit Lesen, Studiren und Schreiben zu. Seine Bibliothek war ihm sein Alles: Welt und Kirche, Garten und Promenade, Casino und Theater. Nur selten ging er spazieren und nie in seinem Leben auf Reisen. Er kam nie fünf Meilen über Florenz hinaus und hatte also Welt und Menschen nur aus seinen Büchern kennen gelernt. Er gehörte zu Jenen, die, wie der große Kant, die

Behauptung aufzustellen gewagt, daß nur Derjenige wahrhaft glücklich, wahrhaft zufrieden sein könne, der nie über das Weichbild seines Geburtsortes hinausgekommen sei. Tourist und Vagabond waren für Magliabecchi gleichbedeutende Worte.

Seine Bücher liebte er über Alles und nannte sie oft seine treuen folgsamen Kinder. Diese Bücher waren die Penaten, denen er sein ganzes Einkommen opferte; denn fand er irgendwo ein Buch, das ihm in seiner Bibliothek noch fehlte, so zahlte er oft mehr dafür, als der Verkäufer begehrte, und war untröstlich, wenn der Eigenthümer — wie es oft zu geschehen pflegte — das Buch, wie es Redensart ist, um keinen Preis der Erde verkaufen wollte. In solchen Augenblicken wünschte er sich die Schätze eines Crösus, um sie für jenes Buch hinzugeben. „Ich möchte nur darum über Millionen Scudi gebieten, um mir dafür Bücher kaufen zu können, die mir noch fehlen.“ — Er las nichts lieber als Bücher-Verzeichnisse und war kindlich froh, glücklich, selig, wenn er ein Buch darin fand, dessen Titel ihm noch nicht bekannt war. Sonst hatte das Geld, der elende Mammon, keinen Werth, keinen Reiz für ihn. Kam ein Bettler, so sagte er: „Dort auf dem Buche liegt meine ganze Baarschaft. Nimm sie Dir und geh' zufriedener als Du kamst.“

Außer seinen Büchern kannte er nur noch eine Leidenschaft, ein Bedürfniß: Taback schnupfen. Ein deutscher Gelehrter, der Verfasser der curiösen Reise durch ganz Italien (Freiberg 1701) erzählt: „Magliabecchi liebe den Schnupftaback über Alles und leere, obgleich der Großherzog ihm das übermäßige Schnupfen aufs Strengste verboten habe, täglich eine riesengroße Dose.“ — Ein anderer Reisender, Bartsch, berichtet, „daß Magliabecchi von diesem übermäßigen Tabacksschnupfen sich seine ohnehin ungeheuere, fast pittoreske Nase dermaßen verdorben

habe, daß sie, von der Ferne betrachtet, wie ein ungefegter Schornstein aussah."

Aber kehren wir zu seinen Büchern zurück. Er hatte deren mehr als der Großherzog, wohl über 30,000 Bände und eine reiche Anzahl höchst seltener Handschriften. Trotz der scheinbaren Unordnung, in der seine Bücherschätze unverwahrt im Vorhofe und auf der Treppe, in Zimmern und Kammern, auf dem Dachboden und sogar im Stalle zerstreut umherlagen, wußte er doch jedes Einzelne, das er suchte, im Nu herauszufinden.

Bewunderenswürdiger als alle übrigen Eigenschaften seines großen Geistes war seine wahrhaft staunenerregende Gedächtnißkraft. Er war eine lebendige Encyclopädie, eine auf zwei Beinen herumwandelnde Bibliothek aller Wissenschaften. Es gab wohl keinen alten, keinen neuen Schriftsteller, dessen Werke er nicht gekannt und theilweise auswendig gewußt hätte. Er kannte alle Ausgaben, alle Uebersetzungen, alle Bearbeitungen eines Werkes, und war so zu sagen ein zu Fleisch gewordener Bücher-Catalog. Er war in jeder Sphäre des menschlichen Wissens so heimisch als in seinen vier Pfählen. Es gab nichts, was ihm ganz fremd und unbekannt gewesen wäre.

„Außer dem lieben Gott," sagte einer seiner berühmten Zeitgenossen, „gäbe es nur Einen noch, der Alles wisse und dieser Eine sei —

Magliabecchi!"

3.

Dieser Mann, diese **Bibliothèque vivante**, wie einst die Prinzessin von Wales den großen Leibnitz genannt, dieser Magliabecchi, dieses florentinische Orakel der europäischen Gelehrtenwelt, hatte eine Mündel.

Sie hieß Bettina und war das schönste Mädchen von Florenz. Aus der Sommernacht ihrer liebezündenden Augen strahlten zwei lichte Sterne durch das schwarze Gitter ihrer Augenwimpern, die ihren flüchtigen Schatten auf das Lilienbeet ihrer Wangen zeichneten, auf denen frischer, unentweihter Purpur, wie ein Rosenblatt in Schnee gebettet, ausgegossen lag. In diesen Augensternen schlummerte eine Welt geheimnißvoller Märchen, ein unerschöpflicher Zauberquell schwermüthiger Liebeslieder, die wie Echoklänge aus fernen Himmelssphären herniederrauschten und sich wie milde Minne-Melodien einschmeichelten in die tiefsten Tiefen der Seele. Ihre Lippen glichen zwei glühenden Corallenzweigen, die zwei Zahngruppen verbargen, deren glänzendes Weiß an Perlenschmelz erinnerte. Der schön geformte Hals, der üppig runde Nacken schien einer Statue anzugehören, deren Alabaster unter dem lebeneinhauchenden Meißel eines Phidias oder Buonarotti den weichen Ton schneeweißen Fleisches angenommen. Sie hatte Schultern, in deren Anblick man sich vertiefen konnte, Schultern, in die sich das Auge hätte festwurzeln mögen wie eine Biene in den Honigkelch einer Blume. Auf diesen Nacken, auf diese Schultern flossen in reicher, ungekünstelter Fülle lange, seidenweiche Haare wie die dichten Schleier der Nacht auf ein taghelles Schneegefild herab. Brust und Arme schienen als Modelle dem Schöpfer der medizäischen Venus vorgeschwebt zu haben und die wunderbar kleinen Füßchen weit eher einem Kinde China's als einer Tochter Italien's anzugehören.

Alles in Allem gesagt: Bettini war schöner als das schönste Wort, das eines Dichters Fantasie für sie erfinden kann.

Und Magliabecchi, ihr Vormund, liebte sie fast so sehr als seine Bücher und hütete sie wie eine seltene Handschrift, wie einen köstlichen Schatz, vor dem räuberischen Blick der Männerwelt. Er hielt sie, fern

von den Verführungen der Stadt, fern von den Galanterien des Hofes, auf dem nahen Landsitz eines alten Geistlichen versteckt, und gestattete ihr nur an Sonn- und Festtagen, ihn in Florenz zu besuchen.

Dann las er mit ihr einen alten Autor und bildete so ihr Herz und ihren Geist, warnte sie vor der Eitelkeit der Welt, vor der Vergänglichkeit der Liebe und panzerte ihr Herz gegen die Verführungskünste der bösen Männerwelt.

„Die Liebe," sagte er ihr tausendmal, „ist blos ein schöner Traum, der beim Erwachen nichts als Reue zurückläßt. Liebe ist eine vergängliche Rose, die, gar bald ihres Blüthenschmuckes entkleidet, von ihrem frühern Glanze nichts als die Dornen behält. Liebe ist ein schnellverklungener Harfenton, der sich, wie Blumenduft, nicht fesseln läßt."

Und Bettina war eine gelehrige Schülerin, in deren Herz die weisen Lehren ihres Meisters tiefen Anklang fanden. Sie lohnte seine väterliche Liebe durch kindliche Zuneigung, unbegränzte Ehrfurcht und fast sclavischen Gehorsam. Nie im Leben hatte sie gewagt, ihrem Lehrer zu widersprechen. Sein Wille war ihr Gesetz, in das sie sich fügte wie eine Sclavin in das Joch ihres Tyrannen.

Eine Waise, verlassen von aller Welt, kannte sie nur zwei Wesen, die sie liebte, die sie fürchtete — denn es giebt keine Liebe ohne Furcht — und diese beiden Wesen, an denen sie sich emporrankte wie Epheu an einem Muttergottesbilde, diese beiden Wesen waren — Gott im Himmel und ihr Vormund in Florenz.

4.

Es war im Herbst des Jahres 1703.

Magliabecchi, der ehrwürdige Greis, der berühmteste Gelehrte seines Vaterlandes, hatte den Höhepunkt seines Ruhmes erreicht. Die **Academia della Crusca**, zu deren Mitgliedern er gehörte, ließ zur Feier seines siebzigsten Geburtstages, zur Verherrlichung seiner Verdienste, die er sich um jeden Zweig der Wissenschaften erworben hatte, eine Schaumünze prägen, die auf der Vorderseite sein wohlgetroffenes Bildniß und auf der Rückseite ein aufgeschlagenes Buch mit der Ueberschrift „Omnibus omnia“ zeigte. Ludwig XIV. von Frankreich, der großmüthige Beschützer aller Gelehrten seiner Zeit, ließ ihm durch einen eigens zu diesem Zwecke nach Florenz abgesandten Cavalier seines Hofes seinen Glückwunsch abstatten; vom Pabst Clemens XI. erhielt er ein mit eigener Hand abgefaßtes, ungemein schmeichelhaftes Gratulationsschreiben; Kaiser Leopold I., der ihm gleichfalls gratulirte, lud ihn bei diesem feierlichen Anlaß zum zweiten Male zu sich nach Wien ein, und der Kurfürst Johann Wilhelm von der Pfalz übersandte ihm ein Medaillon mit goldener Kette.

Aber zarter und sinniger als all' diese Fürsten gab Sophie Charlotte, die liebenswürdige, geistreiche, wissenschaftfördernde und kunstbeschützende Gemahlin König Friedrichs I. von Preußen dem berühmten und gefeierten Greise ihre Aufmerksamkeit dadurch zu erkennen, daß sie ihn durch den Großherzog von Florenz um sein Bildniß ersuchen ließ.

Magliabecchi aber, den all' diese Ehrenbezeugungen nicht stolz zu machen vermocht hatten, hatte sich früher nie malen lassen wollen und wollte es auch jetzt nicht.

„Ich bin kein so wichtiger Mann, daß ich mir und Andern zumuthen sollte, an meinem Bildniß Interesse zu finden. Mögen Andere, von Eitelkeit getrieben, sich abconterfeien lassen, so oft es ihnen gefällt; mich und mein Gesicht sollen die Pinsel ungeschoren lassen; ich mag mich nicht einmal im Spiegel, um so weniger abgemalt sehen."

Der Großherzog mußte nun, um dem Wunsche der Königin Gewährung zu verschaffen, eine kleine List gebrauchen, um sein Ziel zu erreichen.

Er wußte, daß sein alter Bibliothekar täglich nach Tische ein halbes Stündchen Mittagruhe zu halten pflegte. Diese Zeit wollte er einmal benutzen, um ihn schlafend malen zu lassen.

5.

Es war an einem Sonntage.

Die weithinschallenden Glockentöne der Dominikanerkirche hatten die gläubigen Matronen und frommen Greise zum Gebete abgerufen.

Magliabecchi, der bei all' seiner Frömmigkeit nie die Kirche besuchte, saß, wie gewöhnlich, unter Büchern vergraben, vertieft im Lesen eines großen Folianten.

„Sag' mir," heißt ein alter Grundsatz, „welches Buch er lies't, und ich sage Dir, was für ein Mensch er ist.

Das mag allerdings auf Manchen, nicht aber auf einen gelehrten Mann wie Magliabecchi passen, der täglich, stündlich ein anderes Buch las, eine andere Wissenschaft studirte.

Alexander der Große las täglich Homer's Odyssee, Karl V. den Thucydides, Heinrich IV. den Plutarch, Christine von Schweden den Seneca und Lucan, Türenne

und Karl XII. den Quintus Curtius, Friedrich der Große den Xenophon, Catharina II. den Tacitus, Napoleon den Macchiavell und — man verzeihe mir den gewaltigen Sprung — Jules Janin lies't täglich einen Brief der Frau von Sevigné und — abermals ein Sprung — meine Wenigkeit lies't täglich einen Bücher-Catalog.

„Welches Buch aber," höre ich den ungeduldigen Leser fragen, „las an jenem Sonntag der Held Ihrer Erzählung?"

Magliabecchi las Juan de Torquemada's „Monarchia Indiana," ein Werk, das der Verfasser — beiläufig erwähnt — „dem lieben Gott" dedicirt hat, was von diesem frommen Franziskaner gewiß sehr uneigennützig ist, weil der liebe Gott Alles, nur nicht goldene Tabatieren verschenkt.

Mein Leser gestatte mir, den Faden meiner Erzählung auf einen Augenblick fallen zu lassen, um bei der Mode und Sucht, seine Bücher großen Herren zu widmen, ein klein wenig Halt zu machen.

Diese Dedicationssucht ist schon uralt, und — wunderbar genug! — noch immer in der Mode.

Jammerschade, daß ich den alten Autor nicht zu nennen weiß, der diese Mode — die sich von allen Andern dadurch unterscheidet, daß Jene Geld kosten, Diese hingegen Geld einbringt — zuerst eingeführt hat. Dieser Unbekannte verdient, nach meiner Ansicht, weit mehr als mancher andere Schwachkopf, ein Monument und wär's auch nur von — Löschpapier.

Der griechische Philosoph Chrysipp, der, wie Diogenes Laërtes erzählt, über 700 Werke verfaßt haben soll, verdient hier deßhalb erwähnt zu werden, weil er der Erste war, der keine seiner Schriften einem

Könige dediciren wollte. Der Grund, gemüthlicher Leser, ist leicht einzusehen und deßhalb verschweige ich ihn.

Aber nur Wenige dachten so wie Chrysipp. Die Meisten dedicirten ihre Bücher einem Könige in der Aussicht, dafür ein Geschenk zu erhalten.

König Hiero von Syracus schenkte dem Dichter Archimelus für ein kleines Gedicht ein großes mit Getraide beladenes Schiff.

Kaiser Caracalla schenkte dem Dichter Appianus für jeden Vers seines Jagd-Gedichtes ein Goldstück.

Der Cardinal Anne de Joyeuse schenkte dem Dichter Philipp Desportes für ein Sonnett eine Abtei.

Beispiele dieser Art haben so viel Verlockendes, daß sie manchen Chrysipp bekehren könnten, wüßte er nicht, daß die Herren Kaiser, Könige, die Päbste und Cardinäle unserer mesquinen Zeit nicht so großmüthig wie Hiero, Caracalla und Joyeuse sind.

Die Mäcenaten unserer Zeit machen es wie Pabst Leo X, der dem Alchymisten Augurelli, der ihm sein Lehrgedicht, über die Kunst Gold zu machen, dedicirt hatte, nichts als einen leeren Beutel schenkte. „Ich würde Euch einen gefüllten Beutel geschenkt haben, wüßte ich nicht, daß Ihr das Gold dazu Euch selbst machen könnt.“

Man sieht, daß auch ein heiliger Vater witzig und boshaft sein kann.

Aber nicht Torquemada allein, auch andere spanische und deutsche Theologen, unter Andern Spitzelius, haben ihre Bücher Gott dem Vater, Gott dem Sohne, Gott dem heiligen Geiste, der gebenedeiten Jungfrau Maria und der heiligen Dreieinigkeit gewidmet.

Eine der allermerkwürdigsten Dedicationen ist das Werk „de morbo foedo et occulto,“ das der Leibarzt Pinctor dem heiligen Vater, Alexander VI., der damals gerade an dieser Krankheit litt, zu wid-

men gewagt hat. Auch Ulrich von Hutten dedicirte sein berühmtes Werk über denselben Gegenstand einem hohen Geistlichen, dem Erzbischof Albrecht von Mainz und Magdeburg. Ein anderer Schriftsteller, Wendelin Hock, brachte ein Buch gleichen Inhalts dem Grafen Ulrich von Würtemberg als Act der Huldigung dar. — Beweis, daß die hohen Herrschaften damals geruht hatten, sehr leidend zu sein. —

Ein französischer Jesuit widmete eines seiner Bücher dem Teufel, und hätte es je einen solchen gegeben, so würde er den Jesuiten — schon aus Dankbarkeit — sicher geholt haben.

Revenons à nos moutons!

Magliabecchi war — Mancher wird dies natürlich finden — unterdessen eingeschlafen. Zu seinen Füßen schlummerte, den Lockenkopf auf seine Knie gestützt, Bettina. Wär' ich Maler, ich würde mir dieses Bild nicht entgehen lassen.

Plötzlich schlichen ganz leise, auf den Fußspitzen, zwei Männer ins Zimmer. Beide trugen schlichte Kleidung und ein einfach schwarzes Baret. Der Eine war Cosmo III., Großherzog von Florenz; der Andere Francesco Gherardi, ein junger Hofmaler.

Der Letztere, mit Pinsel und Palette in der Hand, schritt alsogleich ans Werk.

Ach, tausendmal lieber hätte der Maler die junge reizende Engelsgestalt, die wie das Lamm zu den Füßen des Heilands hingegossen lag, tausendmal lieber das feenschöne, elfenholde Kind als den alten Schläfer gezeichnet, dessen große breite Nase, dessen hohe runzelige Stirn, dessen dicklippiger, halbgeöffneter Mund wenig Begeisterndes hatte. Desto mehr aber entzückte und bezauberte ihn das junge Mädchen. Viel lieber hätte er seinen Pinsel in den Carmin ihrer schlummergerötheten Wangen, in

das Lilienweiß ihres Busens, in die Nacht ihrer Haare als in die frostigen Farben seiner Palette tauchen mögen.

„Schlafend schon so schön," flüsterte Gherardi wonnetrunken vor sich hin. „O wie entzückend schön muß sie dann erst sein, wenn sie ihre Augen aufschlägt."

„Wie gefällt Dir Bettina? Ist sie nicht so schön wie der Tag?"

„Sagt lieber, mein Fürst, der Tag ist so schön als sie!"

„Könntest Du sie lieben?"

„O, gäbe es wohl Jemanden, der solchen Engel sehen und ihn nicht lieben könnte? Nie sah mein Aug' ein Weib, das diesem glich!"

„Sie sei Dein!"

„O, mein allergnädigster Fürst!" rief der junge Künstler in der höchsten Begeisterung, und Palette und Pinsel entglitten seinen wonnezitternden Händen und fielen zu Boden nieder.

Das Geräusch weckte die beiden Schlummernden.

„Wer da?" riefen Magliabecchi und Bettina, aus dem leisen Schlafe aufgeschreckt.

„Cosmo von Medicis!"

„Ihr, mein Fürst," erwiderte der alte Bibliothekar höchlich verwundert. „Und Jener?" fragte er erstaunt.

„Ist Francesco Gherardi, ein junger, talentvoller Künstler, der Euer Conterfei für unsere vielgeliebte Muhme, die Königin von Preußen, entworfen hat."

„Durchlauchtigster Herr" . . .

„Ich weiß, was Ihr sagen wollt. Aber all' Euer Widerstreben ist vergebens! Uebermorgen wandert Euer Bild nach Berlin, um dort als Zierde ihres Lustschlosses in Charlottenburg zu prangen. Lebt wohl,

mein Freund. Doch halt, das Wichtigste hätte ich fast vergessen. Ihr seid dem jungen Meister hier eine Belohnung seiner Arbeit schuldig."

„Und ist es erlaubt zu fragen, was Signor Gherardi dafür begehrt?"

„Kein Geld," stammelte verlegen der junge Maler.

„Kein Geld? Also irgend ein altes Buch?"

„Auch das nicht."

„Ei, was denn sonst?"

„Die Hand Eurer Mündel," sprach der Großherzog.

„Durchlauchtigster Herr, für einen Spaß ist diese Antwort zu ernst und für einen Ernst zu spaßhaft. Ich sehe diesen jungen Mann heute zum ersten Male und bekenne offen und ehrlich . . .

„Daß" . . .

„Er mir durchaus nicht gefällt!"

„Ihr sollt ihn auch nicht heirathen, guter Freund. Sprich, schönes Kind, gefällt er Dir?"

Bettina schlug verschämt die Augen nieder . . . sie wagte nicht zu reden, wenn ihr Vormund sprach.

„Seht, sie erröthet . . . sie schweigt . . . das heißt: er gefällt mir."

„Aber mir nicht, mein Fürst. Ich bin der Vormund dieses Kindes und habe, mit Erlaub, in Dingen von so ernster Art ein Wort mitzureden. Malerei, durchlauchtigster Herr, ist ein gar unsicheres Metier . . . Kunst, wollte ich sagen. Wie bald gehen einem armen Maler die Farben aus! Und was bleibt dann? Ein Pinsel! Und vollends ein Portrait-Maler! Er ist das unter den andern Malern, was ein Dudelsackpfeifer unter den Musikern. Heute malt er das und morgen das Gesicht . . . ewig die alte Leyer! Ja wenn's noch ein Schlachten- oder Landschaftsmaler wäre, dann würde ich nichts dagegen haben, aber ein

Portrait-Maler und noch dazu — mit Permission — ein Anfänger, kein Meister von europäischem Rufe" . . .

„Das kann er ja noch werden!"

„Wohl wahr, Durchlaucht, aber wann?"

„Vielleicht bald, vielleicht auch nie."

„Nun gut, dann wollen wir wenigstens so lange warten, bis sich das entschieden hat."

„Aber Eure arme Mündel wird unterdessen alt, und der arme junge Mensch härmt sich darüber zu Tode."

„Das mag er halten, wie er will; ich bedauere ihn, aber helfen kann ich ihm nicht."

„Ihr seid hartherzig, alter Freund. Kann denn nichts Euch rühren? Knie nieder, Francesco, und bitte selbst für Dich."

Der Maler ließ sich schweigend auf ein Knie nieder.

„Steht auf, junger Herr. Euer Flehen ist umsonst . . . ich sage Euch, es geht nicht."

„Und warum nicht?" fragte der Fürst mit finsterer Miene.

„Die Hand meiner Mündel" . . .

„Nun, mein Herr Bibliothekar?"

„Ist . . . bereits versagt. Ihr Herz ist nicht mehr frei" . . .

„Ist das wirklich so, schönes Kind?" fragte Cosmo mit der ihm eigenthümlichen Herablassung.

Bettina schlug wiederum die Augen nieder.

„Seht, Durchlaucht, sie erröthet . . . sie schweigt, das heißt . . .

„Dießmal so viel, als: ich weiß nichts davon," fiel ihm der Fürst in die Rede. „Aber fern sei es von mir, Euch zu Etwas, was Ihr nicht gern thut, zwingen zu wollen. Ihr seid ein freier Mann und könnt über Euere Mündel schalten und walten nach Eurem Gefallen;

doch gebe ich Euch drei Tage Zeit, nachzudenken, ob es sich mit Eurer Pflicht verträgt, meiner Fürbitte für diesen jungen Künstler da Gehör zu schenken oder nicht. In drei Tagen wollen wir wiederkommen ... Ihr sagt uns dann Bescheid. Wollt Ihr das, mein alter Freund?"

„Gewohnt, Euren Befehlen zu gehorchen, mein Fürst, will ich mir die Sache reiflich überlegen. Doch sage ich Euch im Voraus, Signor Gherardi, daß wenig Aussicht vorhanden ist, Euern Wunsch erfüllt zu sehen" ...

„Nach drei Tagen sehen wir uns wieder ... dann holen wir uns Euere Entscheidung. Für heute nichts mehr davon. Lebt wohl, mein alter Freund, Gott erhalte Euch. Addio, schönes Kind, der Himmel schütze Dich," sagte der liebenswürdige Fürst und ging.

Der Maler grüßte voll Ehrfurcht den Vormund und dessen Mündel und folgte dem Großherzog.

In der Thür kehrte er sein Gesicht noch einmal um. Sein Blick begegnete dem ihrigen.

Und Beide zitterten vor niegefühlter Wonne.

6.

Folgen wir dem jungen Maler, der von den entgegengesetztesten Gefühlen gefoltert, im höchsten Grade entzückt über den Anblick jener madonnengleichen Erscheinung und unaussprechlich betrübt über die Aeußerungen des hartherzigen Vormunds, nach seiner Wohnung heimkehrt.

Treten wir mit ihm in sein kleines Atelier ein. Wir finden darin durchaus nichts Neues, Ungewöhnliches. Büsten ... Staffeleien ... angefangene Bilder ... Pinsel und Paletten ... hier zwei Rappiere und dort ein Muttergottesbild. Hier ein Crucifix und daneben einen

Gliedermann. Das Erhabene und Lächerliche gränzt oft so scharf aneinander, wie Leben und Tod.

Aber all' diese Gegenstände betrachtete Francesco heute mit ganz andern Augen als gestern. Die Bilder, die ihm gestern noch schön erschienen waren, hatten, seitdem er Bettina, den Inbegriff alles Schönen gesehen, allen Reiz für ihn verloren und schienen ihn wie alltägliche Fratzen anzustarren, ohne Leben, ohne Geist, ohne Poesie. All' diese Bilder, in denen seine Eitelkeit Meisterwerke der Kunst erblickt, hatten ihren Nimbus abgestreift und glotzten ihn wie stümperhafte Machwerke, so nichtssagend und doch so höhnisch an, daß er sie mit seinem Degen hätte durchbohren, mit seinen Händen in tausend Fetzen zerreißen mögen. Jetzt erst fühlte er, wie wenig, wie gar nichts er im Vergleiche zu andern Meistern seiner schönen, edlen, erhabenen Kunst sei.

„Hatte der alte Mann nicht Recht, nicht vollkommen Recht, als er mich einen Anfänger, einen Menschen ohne allen Ruf nannte? O lauter als je ruft mir aus diesen Fratzen eine unsichtbare Stimme zu: du bist noch weit, noch Millionen Meilen weit von deinem Ziele entfernt . . . du bist ein Stümper, ein Pfuscher, ein elender Farbenklexer, nicht würdig sein Auge zu einem Engel zu erheben, der so schön, so göttlich schön wie jenes Mädchen ist. O Bettina! dein Anblick hat mich in den Himmel erhoben und zugleich in den tiefsten Erdenstaub zurückgestürzt. Ich fühle, daß ich in meiner Kunst ein Nichts bin, doch, durch Dich begeistert, für Dich entbrannt, Viel, ja Alles werden kann. Du, holder Engel, sollst fortan meine Muse und mein Vorbild sein . . . ich will arbeiten und beten, ringen und streben, um einst Deiner würdig zu werden."

Drauf stellte er sich an seine Staffelei, um das Bild ihres Vormunds zu vollenden. Er hatte dem Fürsten versprochen, es über-

morgen fertig abzuliefern, und um sein Wort erfüllen zu können, arbeitete er bis spät in die Nacht hinein.

Aber während des Malens mischten sich in den Kreis seiner Gedanken Bettinen's wunderholde Züge. Er sah sie in seinem Geiste vor sich stehen, wie sie ihn mit ihrem süßesten Lächeln ermunterte, in der Arbeit, in seinem Ringen und Streben nach dem Ziele der Vollendung fortzufahren; er sah den Sonnenaufgang ihrer Augen, den rosigen Morgen auf ihren Wangen, den keuschen Alpenschnee ihres Busens und die tiefdunkele, verlockende Nacht ihres Haupthaares und . . . der Pinsel entfiel seiner Hand und sein Hirn brannte und seine Hand zitterte und sein Herz pochte und sein ganzes Sein und Denken war nur von einem Bilde, einem Gedanken erfüllt.

Und dieses eine Bild, dieser eine Gedanke war — Bettina. In Thränen ausbrechend, ließ er sich erschöpft auf sein Lager nieder. Süßer, beruhigender Schlummer senkte sich in seine müde Seele. Sein letzter Gedanke war Bettina. Dann schloß er die Augen und sank in tiefen Schlaf.

7.

Auch im Herzen Bettina's war eine große Umwandlung vorgegangen.

Sie, die noch gestern außer Gott und Magliabecchi keinem Gedanken für ein anderes Wesen Raum gegeben, mußte sich heute gestehen, daß zwischen Gott im Himmel und ihren Vormund auf Erden sich ein Dritter eingeschlichen, der — wohl fühlte sie es — den Letztern schnell in den Hintergrund ihrer Seele gedrängt. Gestern wußte sie noch nicht, was Liebe war; sie kannte dies Gefühl der Gefühle nur aus den häß-

lichen Beschreibungen ihres Vormunds; für sie war die Liebe bis zu dem Augenblick, wo sie den jungen Maler gesehen, ein täuschender Traum, eine schnellverblühende Rose, ein im Nu verklungener Harfenton; jetzt aber erschien ihr die Liebe in ganz anderer Gestalt, wie eine Wunderblume, deren Wurzel im Herzen keimt und deren Krone bis in den Himmel ragt, und eben diese Krone erschien ihr wie ein hellleuchtender Stern, dessen Strahlenglanz aus dem Himmelreiche zündend in ihr Herz — in das Erdreich ihrer Liebe — fiel. So hält die Liebe Himmel und Erde zusammen und zieht den Himmel zur Erde hernieder und trägt die Erde zum Himmel hinauf. Noch wußte sie sich keine bestimmtere Rechenschaft von diesem wunderbaren Zusammenhange des Irdischen mit dem Göttlichen zu geben, wohl aber wußte sie, daß sie liebe, ihn liebe, der ihr so schön, so reizend schön erschien, daß sie sein Bild in ihrem Geiste festzuhalten suchte, damit es ihrem Auge nicht entschwebe. Auch sie dachte nur an ihn und sonst an nichts in der Welt. Es war das erste Mal in ihrem Leben, daß sie ihr Nachtgebet zu beten vergaß; es war die erste Nacht, die sie schlaflos durchwachte, und dennoch träumte sie, träumte mit wachen Augen, träumte von ihm, sah ihn, wie er süßflehend zu ihren Füßen lag, wie er den Saum ihres Kleides, die Bänder ihrer Schuhe küßte und mit Thränen in den Augen zu ihr sprach:

„Ich liebe Dich, o liebe auch Du mich!“

Und gerührt von seinen Bitten, gerührt von seinem Flehen, schwur sie ihm Liebe, Liebe bis in den Tod!

8.

Als Francesco erwachte, war es bereits helllichter Tag. Er rieb sich die Augen und fuhr, süß erschreckt, empor, wie Jemand, der plötzlich

aus der Umarmung eines schönen Traumes weggerissen wird. Er wußte nicht, ob er sich im Himmel oder auf der Erde befand. Er hatte geträumt, von ihr geträumt; er hatte an ihrem Herzen geruht, an ihren Lippen geschwelgt; ihr süßer Athem hatte die brennende Hitze seiner Wangen gekühlt. Aber mitten in diese holden Träume hatte sich auch das Bild ihres kalten, unerbittlichen Vormunds hineingedrängt und ihm donnernd in's Ohr gerufen: Erwache aus Deinem Traume und sinke aus Deinem Himmel auf die Erde herab.

Das aber war noch nicht Alles, was ihm geträumt hat. Fantasus, der Gott der Träume, hatte ihm auch einen Rath in's Ohr geflüstert, und dieser Rath lautete also: „Auf der ersten Brücke, die Du heute überschreitest, wirst Du einen alten Trödler, und unter seinen alten Büchern Bocaccio's »Decamerone« finden. Kaufe dieses Buch, und mit Hilfe dieses Buches wird der heißeste Wunsch Deines Lebens erfüllt werden."

Der heißeste Wunsch seines Lebens war — Bettinen's Besitz. Wie dieser Wunsch durch Bocaccio's „Decamerone" in Erfüllung gehen könne, konnte er zwar nicht begreifen, und dennoch schien ihm die Zusage des Traumes so viel Vertrauen einzuflößen, daß er eilig aufsprang, sich hastig ankleidete und unaufhaltsam fortrannte.

Auf der nächsten Brücke erblickte er den alten Trödler. Wie schlug ihm das Herz, als er sich der Bude näherte und den Trödler fragte:

„Habt Ihr, guter Freund, Bocaccio's »Decamerone«?"

„Damit kann ich dienen, Signor, hier ist das Buch."

„Was begehrt Ihr dafür?"

„Drei Scudi, lieber Herr."

„Hier habt Ihr das Doppelte, gebt her das Buch."

„Ich danke Euch, junger Herr."

Francesco nahm das Buch und stürzte fort, so froh, als hätte er sich mit diesen sechs Scudi's den Himmel, die Seligkeit des Paradieses erkauft. Ach, er hätte dafür Alles, was er besaß, hingegeben, denn mit Hilfe dieses Buches sollte ja der liebste Wunsch seines Lebens in Erfüllung gehen; zwar konnte er noch immer nicht die Möglichkeit davon einsehen, und dennoch glaubte er es. Der Mensch glaubt ja Alles, selbst das Unmöglichste, was er wünscht.

Dann ging er wieder nach Hause, stellte sich wieder an seine Staffelei und vollendete Magliabecchi's Bild.

Aber Francesco hatte keine Ruhe mehr. Er eilte, um damit fertig zu werden. Und als es endlich vollendet war, nahm er Bild und Buch und begab sich nach dem Palast Pitti.

9.

„Was bringst Du, junger Freund?“ fragte der Großherzog, der ihn alsogleich vorgelassen hatte.

„Das Bild Euers Bibliothekar's, durchlauchtigster Fürst.“

„Laß sehen, Francesco.“

Der Maler zeigte sein Bild. Cosmo III. betrachtete es einige Augenblicke mit prüfender Kennermiene, dann sagte er:

„Dein Bild trägt unverkennbare Spuren großer Uebereilung an sich und dessenungeachtet gefällt es mir, weil es dem Original außerordentlich ähnlich sieht. Das ist ganz seine Nase, ganz sein Mund. Unsere gute Muhme, die Königin von Preußen, wird freilich nicht sehr erbaut sein. Sie mag sich meinen lieben Magliabecchi wohl viel hübscher gedacht haben. Aber weder Du, noch ich, tragen die Schuld, daß er so häßlich ist. Noch einmal ... diese frappante Aehnlichkeit gefällt mir ... der

Lohn Deiner Arbeit wird nicht ausbleiben . . . Kein Medizäer vergißt seine Künstler" . . .

„Mein Fürst, Ihr seid so gut, so überaus gnädig" . . .

„Ich liebe Kunst und Wissenschaft . . . diese Liebe habe ich von meinen Vorfahren geerbt . . . vielleicht ist sie das einzige Gute, das die Geschichte mir einst nachrühmen wird" . . .

„Ihr seid ein großer, glorreicher Fürst" . . .

„Still, still, ich hasse den Schmeichler . . . Was hast Du da für ein Buch in der Hand?"

„Ein Buch, mein Fürst, wodurch, wenn anders mein Traum mich nicht belogen hat, der liebste Wunsch meines Lebens in Erfüllung gehen soll."

„Und dieser liebste Wunsch?"

„Ist Bettinen's Besitz."

„Du liebst sie also wirklich?"

„Mehr als mich selbst."

„Nun denn, so zeige mir das Buch, das jenes Wunder bewirken soll."

Gherardi überreichte es dem Großherzog. Cosmo warf voller Neugier einen Blick auf das Titelblatt und rief freudig überrascht:

„Junger Freund, Dein Traum hat Dich nicht getäuscht. Du hast in diesem Buch einen Talisman erworben, der Dir Glück bringen wird."

„Wie, Durchlaucht, wäre das wirklich wahr?"

„Es ist eine Ausgabe von **1474**, gedruckt von Valdorfer in Venedig . . . die älteste, seltenste und kostbarste, die mein alter Magliabecchi, der sämmtliche Ausgaben und Uebersetzungen seines Lieblingsschriftstellers besitzt, schon seit Jahren vergebens gesucht und nie gefunden hat. Du hast nun den Schlüssel zu seinem Herzen in der Hand . . .

jetzt ist die Reihe des Bittens und Flehens an ihm . . . Dein Glück ist nun gemacht . . .

„Noch fasse ich es nicht . . . noch glaube ich mich in den Schlingen eines süßen Traums gefangen . . . Ist denn das Alles Wahrheit, wirklich Wahrheit?"

„Bald sollst Du Dich mit eigenen Augen davon überzeugen. Wir wollen augenblicklich hin zu ihm. Du sollst sehen und hören und staunen über die Zauberkraft dieses Buches."

„Gott im Himmel! So geschehen also doch noch Wunder in der Welt?"

„Die Einen nennen es Wunder, die Andern nennen es Zufall oder Glück; doch läuft Alles auf Eins hinaus."

O wäre doch immer der Gott der Träume so gefällig, jedem Menschen im Schlafe den rechten Weg zum Ziele, den goldenen Schlüssel zu den geheimnißvollen Pforten seines Glücks zu zeigen, wie diesem glücklichen Maler!

10.

Eine halbe Stunde später traten Fürst und Künstler in Magliabecchi's Zimmer ein.

„Seid freundlich gegrüßt."

„Willkommen, mein Fürst."

„Wir kommen, alter Freund, uns Euere Antwort zu erbitten" . . .

„Mein Fürst und Herr, nach wohlerwogener reiflicher Ueberlegung habe ich, eingedenk der heiligen Pflichten, die ich als Vormund meiner Mündel schuldig zu sein glaube, den festen, unabänderlichen Entschluß fassen müssen, diesem jungen Manne dort, trotz aller Achtung vor seinem

Talente und seinen übrigen guten Eigenschaften, die ich zwar noch nicht kenne, aber wohl voraussetzen darf, weil er ein Schützling Ew. Durchlaucht ist, trotz aller Achtung, wiederhole ich, die Hand meiner Mündel aus 1001 Grunde ein für allemal, definitiv und rund heraus gesagt, zu versagen."

„Dies also ist, wie Ihr sagt, Euer fester, unabänderlicher Wille?"

„Ja, ja und noch einmal ja, mein allergnädigster Großherzog."

„Nun gut, dann ist die Sache abgemacht. Lebt wohl, eigensinniger, mir aber darum nicht minder lieber, achtenswerther Freund, lebt wohl. Doch halt, noch Eins. Ihr hegt, wenn ich nicht irre, seit Jahren schon, den heißen Wunsch, die erste seltene Ausgabe von Bocaccio's »Decamerone« zu besitzen" . . .

„So ist's, mein Fürst. Seit langen Jahren suche ich die seltene Ausgabe, die einzige und freilich kostbarste, die meiner Sammlung bis jetzt noch fehlt, um sie vollständig zu machen. Trotz aller Mühe, die ich mir und Andere sich, mir zu Liebe, gegeben, habe ich in ganz Italien sie nirgends auftreiben können, und den Versuch, in den Besitz der unschätzbaren Seltenheit zu gelangen, im Stillen längst schon aufgegeben."

Dem jungen Maler schlug, beim Zuhören dieser Rede, vor überströmender Wonne, den höchsten Wunsch dieses alten Mannes erfüllen zu können, so gewaltig laut das Herz, daß er vor ihn hätte hinsinken und ihm sagen mögen: Hier ist das, was Du suchst. Francesco aber mußte seine Freude zügeln.

„Wie nun," begann der Großherzog, „wenn ich vielleicht im Stande wäre, Euch diese unschätzbare Seltenheit zu verschaffen?"

„Ich halte es, mein Fürst, fast für unmöglich."

„Und wenn ich's dennoch vermöchte?"

„Dann würde ich für dieses einzige Buch die Hälfte meiner Biblio-

thek, den einzigen, größten Schatz, den ich besitze, zu Euren Füßen niederlegen."

„Ei, wüßt Ihr mir keinen andern, höhern Preis, als die dürftige Hälfte Eurer Bücher anzubieten?"

„Stünde es in meiner Macht, so würde ich Euch dafür mit Freuden zehn Jahre meines Lebens hingeben" . . .

„Und sonst nichts?"

„Ich böte Euch noch den kleinen Finger meiner Hand. Was sage ich? Nicht den Finger nur, die ganze Hand, mein Fürst und Herr."

„Und weiter nichts?"

„Verlangt Ihr noch mehr? Ich habe ja nichts als mein armes Leben und meine liebe, schöne Bibliothek."

„Seht, mein Freund, hier ist das Buch, hier ist die Ausgabe, die Euch über Alles theuer."

„Himmel, was sehen meine Augen! Ja, das ist sie, die ich suche, seit zwanzig Jahren suche. O Herr, gebt mir das Buch und nehmt mir Alles, was ich habe, meine ganze Bibliothek, mein Leben, wenn Ihr wollt."

„Dieses Buch, lieber Freund, gehört nicht mir."

„Ei wem denn sonst?"

„Dem jungen Maler dort."

„O junger Mann, wenn noch ein Funken von Mitleid in Eurem Herzen glüht, so werdet Ihr den liebsten, wärmsten, innigsten Wunsch eines armen Greises, der zum ersten Male in seinem langen Leben flehend seine Knie beugt, gewiß erhören" . . .

„Ach, lieber, lieber Herr!" rief Francesco, dem vor Freude das Herz brechen wollte.

„Schweig, Gherardi! Steht auf, alter Freund ... Euer Flehen ist umsonst ... ich sage Euch, es geht nicht."

„Und warum nicht?" fragte der zitternde Greis.

„Die Ausgabe dieses Buches" ...

„Nun, mein Fürst und Herr?"

„Ist ... bereits versagt" ...

„Durchlaucht, ist das wirklich wahr?" fragte Magliabecchi mit herzzerschneidender Rührung.

„So ist's! Und nur um einen Preis der Erde ist es feil."

„Und dieser Preis?" fragte er mit bebender Stimme.

„Ist Bettina. Gebt sie dem jungen Maler zum Weib, und Euch gebe ich dann das Buch und Eurer Mündel eine Mitgift von 10,000 Scudi. Ich frage Euch nun zum ersten und zum letzten Male: Wollt Ihr oder wollt Ihr nicht?"

„Ich will, ich will!" rief Magliabecchi, von Freude gefoltert.

„Victoria, Victoria!" schrie Francesco im Uebermaaß der Wonne und fiel erst dem Großherzog und dann dem Vormund um den Hals, drückte ihn an sein ungestümes Herz, küßte und erwürgte ihn beinah.

„Luft, Luft!" rief Magliabecchi, „ich ersticke."

„Hier nimm Dein Buch und sei glücklich," sprach der Fürst und schloß den treuen, gepeinigten Diener in seine Arme.

Magliabecchi küßte den Deckel des köstlichen Fundes und sprach mit Freudenthränen im Auge:

„Mein verehrter Fürst, mein geliebter Sohn, nun sterbe ich ruhig!"

11.

Zwei Monate nach dieser tragi-komischen Scene feierten Francesco und Bettina im Palaste des Großherzogs ihre Hochzeit. Cosmo III. erfüllte sein Wort. Er schenkte der Braut eine Mitgift von 10,000 Scudi und noch außerdem eine wahrhaft fürstliche Ausstattung.

Francesco Gherardi wurde zwar kein weltberühmter, wohl aber ein sehr guter Maler und — was mehr zu verwundern ist — ein treuer Ehemann.

„Ein weißer Rabe,“ höre ich murmeln.

12.

Eilf Jahre nach Bettinen's Hochzeit — am 4. Juli 1714 — entschlief Antonio Magliabecchi, der illustrissimo per mondo litterato, in einem Alter von 81 Jahren.

Er starb wie Petrarca, mit einem Buche in der Hand. Es war Cicero's Werk: „de officiis,“ beiläufig gesagt das erste Werk, dem die Ehre und die Wohlthat der größten aller Erfindungen — der Buchdruckerkunst — zu Theil ward.

Seine aus mehr als 30,000 Bänden bestehende Bibliothek vermachte er, nebst einem Capital zur Erhaltung derselben, seiner Vaterstadt Florenz.

Die ganze Gelehrtenwelt betrauerte seinen Tod, und alle Akademien, deren Mitglied er war, pflanzten auf sein Grab Blumen der Erinnerung.

13.

Hundert und zwölf Jahre nach dem Tode Magliabecchi's, am 13. Juli 1826, wurde in London auf einer Auction jene seltene Ausgabe von Bocaccio's „Decamerone," die nach dem letzten Willen Magliabecchi's dem frühern Eigenthümer, dem Maler Gherardi anheimgefallen war, um den enormen Preis von 2260 Pfund Sterling (15,820 Thaler) versteigert.

Der Mann, der es erstieg, war Sir Blandford.

II.

Jonathan Dibbs.

I.

„Schreib' keinen Brief.“
Oxenstierna.

Ganz London kennt diesen ehrenwerthen Sir. Er bewohnt eines der prachtvollsten Häuser auf dem Soho-Square und ist der unermüdlichste, leidenschaftlichste, unersättlichste Handschriften-Sammler der drei vereinigten Königreiche, vielleicht gar der fünf bekannten Welttheile.

Besagter Sir Jonathan war, noch vor kaum zwanzig Jahren, ein sehr ehrenwerther, übrigens ganz schmutziger Buchhändler, der in einer der abgelegensten und unbekanntesten Straßen der City gehaus't und ausschließlich nur Räuber-Romane verlegt hatte. Sir Dibbs hatte, wie so viele seiner Herren Collegen, den sehr ehrenwerthen, übrigens ganz filzigen Grundsatz gehabt, wenig oder gar kein Honorar zu zahlen. Und dennoch war kein Monat vergangen, in dem nicht zwei bis drei funkelnagelneue Räuber die Presse des Sir Jonathan verließen. Die

meisten dieser Räuberromane hatten einen wahrhaft spitzbübischen Abgang gefunden und in vier bis fünf Jahren zwei bis drei Auflagen erlebt. Beweis genug, daß es nicht blos auf dem Kontinente, sondern auch auf der britischen Halbinsel schöne, empfindsame Seelen giebt, die sich für die Schicksale und Abenteuer der Herren Räuber lebhaft interessiren.

Sir Jonathan hatte sich durch seine sehr ehrenwerthen, übrigens oft sehr langweiligen Räuberromane bereits ein ziemlich bedeutendes Vermögen erworben, als er auf den sehr ehrenwerthen, übrigens höchst unglücklichen Einfall gerathen war, den dreibändigen Roman eines in etwelchen Stadtvierteln Londons schnell berühmt gewordenen Schriftstellers, der sich in einigen Zeitungen, an welchen er Mitarbeiter war, sehr bescheiden mit Walter Scott und Edward Bulwer verglich, in Verlag zu nehmen. Sir Jonathan hatte sich vom Rufe dieses Schriftstellers verleiten lassen, ihm ein Honorar von 8000 Pfund Sterling zu bewilligen und dessen Roman so elegant in Scene setzen zu lassen, daß ihm die Ausstattung — Finden hatte reizende Frauenköpfe, Cruikshank treffliche Karricaturen dazu geliefert — fast eben so hoch als das Honorar zu stehen kam. Der Roman war erschienen, spurlos vorübergegangen und — Sir Dibbs ruinirt. Ich überlasse es meinem Leser, ihn zu bemitleiden; ich für meine Person vermag es nicht. Wäre der Schuster bei seinem Leisten, der sehr ehrenwerthe, übrigens auffallend einfältige Buchhändler bei seinen spottbilligen Räubern geblieben, so wäre er nie in die Lage gekommen, seine Zahlungen einstellen und nach dem Kingsbench wandern zu müssen.

Sir Jonathan, der hier drei lange Jahre zugebracht, hatte in der Einsamkeit volle Muße gehabt, ein Mittel zu ersinnen, seinem Schicksal unter die Arme zu greifen und sich wieder auf die Beine zu bringen.

An einem etwas mehr als gewöhnlich schmutzigen Apriltage des Jahres 1826 hatte ihn plötzlich — zwischen neun und zehn Uhr Morgens — die glückliche Idee überschattet, eine neue Stiefelwichse zu erfinden, die Alles, was Vor- und Mitwelt in diesem Genre bisher geleistet, überstrahlen, verdunkeln, ecrasiren sollte.

Die Wichse war erfunden und schon die erste Probe — er hatte sich herabgelassen, seine eigenen Stiefel zu putzen — dergestalt glänzend ausgefallen, daß der sehr ehrenwerthe Ex-Buchhändler bald darauf der General-Stiefelputzer des ganzen Kingsbench geworden war.

Nach Verlauf des ersten Jahres seiner weltgeschichtlichen Erfindung hatte sich der ci-devant-Buchhändler schon so viel zusammengewichst, um sich damit die Riegel seines Kerkers zu öffnen. Bald, nachdem er seine Freiheit wieder erlangt, hatte er um ein Patent nachgesucht, dasselbe schnell erhalten und es in allen Zeitungen Alt-Englands mit so viel liebenswürdiger Unverschämtheit ausposaunt, daß Jeder begierig war, diese Wunderwichse kennen zu lernen.

Wer von Euch erinnert sich nicht, in den englischen Journalen einen blankgewichsten Stiefel gesehen zu haben, der einem sich selbst rasirenden Pavian als Spiegel dient? Wer von Euch hat nicht über die hochtrabenden Verse gelacht, die am Absatze dieses Spiegel-Stiefels geprangt?

Diese poetische Wichse, diese gewichste Poesie war die Erfindung des sehr ehrenwerthen, übrigens sehr langweiligen Sir Jonathan Dibbs, der sich dadurch, nach Verlauf von zehn Jahren, fast zum Millionär emporgewichst hatte.

Vom Stiefelputzer bis zum Gentleman giebt's oft nur einen Schritt, namentlich in England, wo man eben nur sehr viel Geld zu haben braucht, um ein vornehmer Mann zu sein. — Sir Jonathan hatte

seine Wichse sehr bald abgestreift und einen nagelneuen Menschen angezogen. Er war über Nacht ganz Gentleman geworden, hatte sich ein palaständliches Haus auf dem Soho-Square — dasselbe, das er noch jetzt bewohnt — gekauft, einen irländischen Kammerdiener, einen schweizer Portier, einen französischen Koch und mit diesem Dienst-Personale alle sogenannten edlen Passionen der fashionablen Welt angenommen, die theuersten Pferde und die ausgesuchtesten Newfoundländer gekauft, bei Crockford Whist den Point um ein Pfund Sterling gespielt und nebenbei hohe Wetten entrirt, in Covent-Garden und Drury-Lane eine Loge gemiethet, kostspielige Liaisons mit den leichtgeschürzten Coryphäen des Ballets angeknüpft und am Ende Eine derselben zum Altar geführt.

Sir Jonathan war, als er — am 13. Juli 1838 — der schönsten Sylphe des Drury-Lane die sehr ehrenwerthe Ehre erwiesen, sie zur zweiten Hälfte seines Ich's zu erheben, ein Mann, der den Aequator seines Lebens längst überschritten hatte.

Er war gerade 58 Jahre alt.

2.

„Und seine Frau?"

Seine Frau war eine Peri, auf deren Stirn die Jugend in kaum erschlossener Blüthe prangte.

Denke Dir, mein höchst vortrefflicher Leser, ein Paar Augen, für deren Feuer keine Versicherungsanstalt existirt, Wangen, deren blühendes Weiß selbst den blendendsten Schnee beschämt, und einen Mund, geschaffen für den ersten Kuß, ein Lächeln, das einem Petrarca Stoff zu hunderttausend Sonnetten gegeben, ein Füßchen, das Jedem den Kopf verdreht und einen Wuchs, einen Wuchs . . . beim Brama, Sir Jonathan war zu beneiden!

Ich bitte meine Leser 1842mal um Verzeihung, wenn ich hier meine Erzählung unterbreche, um sie zu fragen, ob einer unter ihnen jene gelehrte Abhandlung gelesen, die unter dem Titel „Disputatio qua probatur, mulieres homines non esse“ (Beweis, daß die Frauen keine Menschen sind) 1595, ich weiß nicht, wo? erschienen ist. Der Verfasser dieser Abhandlung, Valens Alcidalius (Andere behaupten, diese Schrift sei von dem berühmten Rechtsgelehrten Jacob Cujacius) versuchte den Beweis zu führen, daß alle Frauen — hört, hört! — Teufel sind. Ein anderer Gelehrter, Dr. Gediccius, soll hierauf — gleichfalls in einer sehr gelehrten Abhandlung — bewiesen haben, daß die Frauen keineswegs Teufel, sondern, umgekehrt, Engel seien.

Der Erstere beruft sich auf eine Masse Autoritäten und citirt eine Unzahl von Beispielen, die für seine Behauptung sprechen.

Adam wurde verführt, Simson gefesselt, David's Heiligkeit getrübt, Salomo zum Narren gemacht und das Alles durch — Weiber; ein Weib chikanirte den armen geplagten Hiob mehr als der Teufel; ein Weib verleitete den Apostel Petrus, seinen Herrn zu verläugnen. — Die alten Griechen behaupteten, daß alles Unglück durch ein Weib — Pandora — in die Welt gekommen. Um Helena brannte Troja; Dejanira vergiftete den Hercules; die Danaiden ermordeten in einer Nacht all' ihre Männer. Der große Philosoph Plato floh den Umgang mit Frauen, weil er sie für weit unvollkommenere Geschöpfe hielt als die Männer; er behauptete, daß die Seele eines männlichen Bösewichts nach dem Tode — zur Strafe — in ein Weib übergehe. Der Dichter Codrus sang: „Nicht so viel Sterne sind am Himmel, nicht so viel Fische im Meere, als Schalkhaftigkeiten im Herzen der Frauen.“ Hippocrates versichert, die Bosheit sei dem

Weibe angeboren. Philipp von Macedonien betheuert: der schlimmste Krieg, den er zu führen gehabt, sei gegen sein Weib gewesen. Hesiod sagt: zur Strafe des Menschengeschlechts sei das Weib erschaffen. Die Quelle alles Bösen, behauptet Socrates, der freilich eine Xantippe zur Frau gehabt, sei das Weib. Der Römer Laberius schreibt: Sobald ein Weib allein ist, denkt es Böses. — Allein nicht blos die heidnischen Philosophen und Dichter, auch die christlichen Kirchenväter verurtheilen das Weib. Der heilige Chrysostomus versichert, unter allen wilden Thieren sei keines gefährlicher als das Weib. Der heilige Hieronymus rathet nur denen zu heirathen, die sich fürchten, Nachts allein zu schlafen; Matthäus belehrt uns, daß die Heiligen im Paradiese unverheirathet sein werden. Der heilige Origines nennt das Weib des Teufels Hauptwaffe und der heilige Gregorius beweis't klar und deutlich, daß der Haß des Teufels weniger zu fürchten sei als die Liebe eines Weibes.

Der berühmte Dichter Prior wurde gefragt, warum es im Paradiese keine Ehe gäbe? Weil es kein Paradies in der Ehe giebt, erwiderte der Gefragte.

Wer von Beiden hat wohl Recht? Sind die Frauen Engel oder Teufel? Ich, für meinen Theil, halte sie für das Erstere, habe aber nichts dagegen einzuwenden, wenn ein Anderer sie für das Letztere hält.

Doch zurück zu Mißtreß Dibbs.

3.

Sie war in der That eben so geistreich als liebenswürdig, daher auch Niemand begreifen wollte, wie sie, die junge, lebenslustige Sylphe, an diesem alten, abgeschmackten, übrigens sehr ehrenwerthen Dromedar Geschmack finden konnte.

Und dennoch war die Ehe dieser beiden Leute Anfangs sehr glücklich. Sir Jonathan trug sein junges Weibchen, so zu sagen, auf den Händen, errieth jeden ihrer Wünsche, fügte sich in jede ihrer Launen und war mit einem Wort **un bon enfant**, ein gutes Schaaf. Gestern kaufte er ihr eine Mantille und heute einen Shawl; heute einen Hut und morgen ein Baret. Kleine Geschenke — sagt der Franzose — erhalten die Freundschaft.

Bald aber klopfte ein ungebetener Gast, die Langeweile, der erste Hausfreund, der gefährlichste Feind jeder ungleichen Ehe, bei ihr an. Sie fing erst zu gähnen, dann . . . zu schreiben an und wurde Blaustrumpf.

Blaustrumpf, lieber Leser, heißt jede Dame, die ihre Weiblichkeit abgestreift und dafür die Neigungen, Gewohnheiten und Beschäftigungen der Männer angenommen hat. Ein Blaustrumpf raucht Cigarren, spielt Billard, tanzt nur selten, aber reitet desto mehr, trinkt viel Champagner, liebt die Hazardspiele, gefällt sich dann und wann in Männerkleidung, jagt und angelt, kann auch fechten und schwimmen, lies't außer den Romanen des Herrn von Balzac kein Buch, das ein Mann geschrieben hat, ist, was den Glauben anlangt, weder Jüdin noch Christin, hält, wie David Strauß, den Heiland für eine Mythe und den Propheten Mahomed für einen grundgescheuten Mann, weil er den Türken Polygamie gestattet, betrachtet die Ehe als das Grab der Liebe und jede Wiege für einen Dorn im Auge, liebt Abenteuer und Jeden, der Aufsehen erregt, haßt den Petrarca, weil er für eine gewisse Laura geschwärmt, erklärt den armen Werther, der sich um seiner Lotte willen todtgeschossen, für einen Esel, Frau von Dudevant für den größten Mann und Herrn von Balzac für das größte Weib, das je gelebt.

„Diese Mißtreß Dibbs gefällt mir“ . . .

„Mir auch, guter Leser.“

Noch besser wird Dir ihr Boudoir gefallen. Statt der Teppiche breiten sich Bären- und Tiger-Felle über den sauber getäfelten Fußboden aus. In jeder Ecke des Zimmers ist ein Spiegel aufgestellt, damit, wie Mißtreß Dibbs sich auch drehen und wenden möge, sie nie ihr Bild aus den Augen verliere. Im Rahmen dieser Psyche's stecken als Siegeszeichen ihrer Eroberungen die Visitenkarten aller Anbeter ihres Geistes und aller Bewunderer ihrer Schönheit. Auf ihrem Schreibpulte prangt ein von Elfenbein meisterhaft geschnitzter Todtenschädel, der zugleich die Stelle einer Vase vertritt, in der ein buntfarbiger Flor ausländischer Blumen seine duftigen Seufzer aushaucht. Rings um dieses **Memento mori** zieht sich eine reiche Gallerie alabasterner Statuetten von Rousseau und Bellini, von Robespierre und Johann Strauß, von Chateaubriand und Fanny Elsler, von Franconi und Franz Lißzt, von Virginie Kenebel und Lady Blessington, von Bulwer und Carême, dem berühmtesten Kochkünstler aller Zeiten. Ueber dem Pulte hängt eine Judith, die dem schlafenden Holofernes den Kopf vom Rumpfe trennt, rechts der Dolch, womit Henry Darnley, der eifersüchtige Gemahl der Maria Stuart, seinen begünstigten Nebenbuhler, den holden Sänger David Rizzio, durchbohrt; links der Dolch, womit Christine von Schweden ihren Liebling, Giulio Monaldeschi, niederstechen ließ, weil er sich der von ihr empfangenen Gunstbezeugungen gerühmt. Rings an den Wänden prangt Mißtreß Dibbs in zwanzig verschiedenen Costumes und Stellungen, hier als Frühling mit Schneeglöckchen im Haar, dort als Amazone mit dem Wurfspieß in der Hand, hier als Venus in diaphanen Schaum und dort als Magdalene in die Schleier der Nacht gehüllt. Auf dem offenen Klaviere lagern in chaotischer Unordnung Albumblätter

und Modebilder, Romane von Herrn Georges Sand und Frau von Balzac, Fächer und Reitgerte, Sonnenschirm und Angelruthe, Armbänder und Sporen und manche andere Kleinigkeiten, die uns in Zweifel lassen, ob wir uns im Boudoir einer Dame oder eines Herrn befinden. Neben dem Klaviere schaukelt sich in vergoldetem Käfig ein blaßgelber Kakadu, zu Mißtreß Füßen zerrt am gestickten Saume ihres Unterkleides ein langhaariger, schwarzäugiger Spitz, welcher Percy heißt, und neben dieser Gruppe gähnt ein Löwe, der auf den Namen Reginald hört.

„Ein Löwe?"

„Wie, guter Leser, Du weißt nicht, was ein Löwe ist?"

„Ein Löwe ist, so weit ich mich seiner noch aus Raff's Naturgeschichte zu erinnern weiß, ein vierfüßiges, wildes, reißendes Thier, das zum Katzengeschlechte gehört, und Felis Leo, aber nicht Reginald heißt."

„Ich merke, vortrefflicher Leser, daß Du in der Umgangssprache der modernen Welt um ein Jahrzehend zurück geblieben bist. Ein Löwe heißt in der Terminologie der **Beau-monde** eines jener zweibeinigen Wesen, die in Frankreich ursprünglich **petit-maitres**, dann **muscadins**, dann **mirliflors**, dann **incroyables**, dann **élégants**, dann **dandis**, dann **fashionables** geheißen haben. Seit den glorreichen Julitagen heißt dieses Wesen, für das der Deutsche bisher nur drei Ausdrücke gehabt: Stutzer, Modepuppe und Zierbengel, in Frankreich und England **lion** und in Deutschland Löwe. Dieser Löwe gehört nicht ausschließlich dem Katzengeschlecht, sondern häufig auch der Affen-Sippschaft an und sieht weit öfter einem Pavian als einem Menschen ähnlich."

„Und woran erkennt man einen solchen Löwen, der gleichsam den Uebergang vom Menschen zum Affen bildet?"

„An hundert kleinen Merkmalen, von denen ich blos die wichtigsten

hervorheben will. Ein Löwe trägt nie andere als gelbe Glacehandschuhe, weßhalb er früher auch gant jaune geheißen hat. Ein Löwe raucht nur Damen-Cigarren und auch diese bis zur Hälfte nur. Ein Löwe erkennt keinen andern Parfüm als Patchouly an. Ein Löwe gähnt in zehn Minuten mehr als ein anderer Mensch im ganzen Jahre; er gähnt überall, im Theater, im Concert, auf dem Balle und bei Tische, denn Gähnen ist die Dominante des guten Ton's. Er ist blasirt, d. h. übersättigt und also abgestumpft gegen alle Genüsse des Lebens. Tafelfreuden haben keinen Reiz für ihn, Liebe ist in seinen Augen nur ein Hirngespinnst, Theater ennuiren ihn, Concerte bringen ihn in Verzweiflung; wenn Alle applaudiren, ist er der Einzige, welcher zischt, gähnt oder die Miene eines Schlafenden affectirt. Das Einzige, wofür er noch nicht ganz und gar abgestumpft ist, was noch einigen Reiz für ihn besitzt, ist das Spiel. Er glaubt an Träume und besetzt jede Nummer, die ihm im Schlafe erscheint, am andern Morgen auf der Roulette, und im Ecarté versteht er die Kunst, zur rechten Zeit den König aufzuschlagen. Schönen Frauen macht er den Hof, aber nicht aus Liebe, sondern aus Eigennutz: die Eine muß ihm einen Bedienten halten, die Zweite ein Reitpferd schenken, die Dritte ihm Geld zum Spiel verschaffen. Im Ganzen genommen, ist der Löwe das unter den Männern, was der Blaustrumpf unter den Frauen."

„Sie sind seit einigen Tagen wieder ganz unausstehlich," sagte Mistreß Dibbs zu Reginald de Mérancourt.

„Das haben mir heute schon Viele gesagt," erwiderte der Löwe, der sich mit pittoresker Nachlässigkeit auf dem Stuhle wiegte.

„Sie scheinen mißvergnügter als je zu sein. Was fehlt Ihnen, Reginald?"

„Geld," erwiderte er mit trocknem Lakonismus.

„Und wozu brauchen Sie es?“

„Naive Frage! Ich brauche es zum Spielen. Vorgestern Abend verlor ich bei Crockford 120 Guineen auf die Coeur-Dame. An diesem Unglück ist Niemand Anders Schuld als — Madame.“

„Ich???“

„Nur Sie,“ antwortete Reginald, mit der Reitgerte, die — beiläufig gesagt — ein Löwe nie aus der Hand legt, nonchalant um sich hauend. „An Sie dachte ich, als ich die Coeur-Dame besetzte. Und siehe da . . . ich verlor all' mein Geld!“

„Armer Freund, ich bedauere Sie.“

„Mercy, Madame! Aber mit dem Bedauern allein ist mir nicht geholfen. Ich brauche Geld.“

„Wie viel, mein Freund?“

„Nur lumpige 5000 Francs, eine Bagatelle für eine so reiche Frau, wie Sie sind.“

„Erst vor acht Tagen gab ich Ihnen 4000 Francs.“

„Sie waren schon am andern Morgen beim Teufel. Ich habe seit Kurzem viel Pech, Madame.“

„Sie sollten das Spiel aufgeben.“

„Welche Zumuthung! Auch diese kleine, harmlose, unschuldige Freude gönnen Sie mir nicht?“

„Sie stürzen sich und mich dadurch ins Verderben. Wo in aller Welt soll ich all' das Geld für Sie auftreiben?“

„Aber mein Gott, wozu haben Sie denn einen Mann und noch dazu einen so alten, häßlichen Mann?“

„Er ist geizig und noch obendrein argwöhnisch; er kann nicht begreifen, was ich mit all' dem Gelde, das er mir giebt und das ich mir nehme, anfange.“

„Sagen Sie ihm, Sie brauchen es zu einem edeln, wohlthätigen Zweck.“

„Das hab' ich gesagt, er aber glaubt es nicht.“

„Welche Impertinenz! Ein verheiratheter Mann muß Alles glauben, was ihm seine Frau sagt.“

„Und wenn er nicht will?“

„Dann ist er ein Flegel.“

„Sie haben Recht, Reginald; mein Herr Gemahl ist ein Flegel. Wie aber fange ich es an, Ihnen das Geld zu verschaffen?“

„Haben Sie denn keinen Credit mehr?“

„Seitdem mein Gemahl in den Zeitungen erklärt, keiner Person, sie möge heißen wie sie wolle, etwas auf seinen Namen zu leihen, sind alle Quellen für mich verstopft!“

„Sie wissen also wirklich keinen Rath zu schaffen?“

„In diesem Augenblicke, nein!“

„Dann muß ich sehen, wo ich anderswo Geld auftreibe. Adieu, Madame,“ sprach der Löwe und entfernte sich.

Mißtreß Dibbs schickte ihm einen langanhaltenden Seufzer nach. Gleich darauf setzte sie sich an's Klavier und spielte, von diesem Auftritt tief ergriffen, ein Musikstück.

Es war ein Walzer von Strauß.

4.

Was trieb unterdessen der Herr Gemahl?

Er beschäftigte sich mit seiner einzigen Liebhaberei, mit dem Ordnen seiner Handschriften-Sammlung.

Die Manie, Autographen und Facsimile berühmter Leute zu sam-

meln, ist eine Krankheit neuerer Zeit. Sie verdrängte die Albums, die, ihrerseits, die Stammbücher verdrängt haben, welche vom Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts bis zu Ende des französischen Kaiserreichs grassirt hatten. Es gab eine Zeit in Deutschland, wo fast Jeder und Jede, das Stubenmädchen so gut als der Jäger, ein Stammbuch besaßen, und wollte das Stubenmädchen dem Jäger unter der Blume zu verstehen geben, daß er ihr nicht gleichgiltig sei, so sagte sie zu ihm: „Schreiben Sie sich in mein Stammbuch," und ihr Jäger schrieb dann einen jener Gedanken hinein, die auf jeden Stand und jedes Alter paßten und ungefähr so lauteten:

„Wandle auf Rosen und — Vergiß — mein — nicht!"

Das Stubenmädchen, vielleicht um einen Grad gebildeter, schrieb in das Stammbuch des Jägers die ersten Zeilen eines ihr bekannten Gedichtes, z. B.:

„Zu Dionys, dem Tyrannen, schlich
Möros, den Dolch im Gewande" — —

und fügte als Zeichen ihrer Freundschaft die Worte zu:

„Erinnern Sie sich bei Lesung dieser Zeilen an
Ihre Jette."

Ach, das war noch eine schöne, liebenswürdige, himmlisch-naive Zeit!

Aber nicht blos in den niedern Sphären der Domestikenwelt, auch in den höchsten Rayons der **haut parage** fanden sich überall Stammbücher, die überall wie Pilze emporschossen, und selbst Fürsten und Fürstinnen verschmähten es nicht, diese allgemeine Mode lange Zeit mitzumachen. Die stärkste und interessanteste Sammlung derlei fürstlicher Stammbücher befindet sich in Weimar; sie bestand im Jahre 1828 aus 331 Bänden und hat sich seitdem gewiß vermehrt.

Seit den letzten zehn Jahren sammelt alle Welt Briefe und Unterschriften.

Buffon sagte einmal: **le style cest l'homme**, und seit jener Zeit will man den Character des Menschen aus seinem Style und aus der Form seiner Schriftzüge erkennen. Aber Buffon's Axiom ist grundfalsch und lächerlich; ich kenne manchen lieben, guten, kreuzbraven Mann, der einen schlechten Styl, und wiederum manchen schlechten Kerl, der einen ganz vortrefflichen Styl und dabei so schön, wie gestochen, schreibt. Nichts trügt so sehr als Styl und Handschrift.

Der beste Probierstein eines guten Styls bleibt ein einfacher Brief. Wer einen guten Brief schreiben kann, kann Alles gut schreiben. Die schönsten, besten und musterhaftesten Briefe schrieb Frau von Sevigné an ihre Tochter, Lord Chesterfield an seinen Sohn und Ludwig Baruch Börne an sein Volk. Als die Erstere einst gefragt wurde, wie man es anfange, so einfache, schmucklose und doch so reizend schöne Briefe zu schreiben, wie sie, erwiderte sie: „Schreibe so, wie Du denkst und — denke so, wie Du schreibst." In diesen Worten liegt das ganze Geheimniß ihrer Kunst.

Da hier einmal von Briefen die Rede ist, so muß ich noch einmal den Satz citiren, den ich als Motto an die Spitze meiner Erzählung gesetzt. Als der junge Oxenstierna die diplomatische Laufbahn betrat, gab ihm sein Vater, der alte, weise Kanzler, den einzigen, aber höchst vortrefflichen Rath: „Schreibe keinen Brief." In diesen drei Worten liegt eine Fülle von Vorsicht, die, wie schon das Sprichwort sagt, die Mutter der Weisheit ist. Schreibe keinen Brief, geliebte Leserin, rathe auch ich, denn es kommen Tage und Verhältnisse, wo die Briefe, die wir geschrieben, unsere ärgsten Verräther, unsere öffentlichen Ankläger, unsere schlimmsten Feinde werden. Willst Du die Feder ergreifen, um

dem Papiere die Geheimnisse Deines Herzens anzuvertrauen, dann denke an den schwedischen Kanzler Oxenstierna und lege die Feder bei Seite, damit Du es niemals zu bereuen habest.

Aber Sir Jonathan war gerade auf nichts so sehr erpicht und versessen, als auf Briefe berühmter Personen.

Rings um die Wände seines großen Zimmers liefen Mahagoni-Schränke mit prachtvollen Cartons angefüllt, in welchen die Autographen und Facsimile alphabetisch geordnet lagen. Sir Dibbs hatte der Briefe und Unterschriften so viele, daß er damit die Chaussee von London bis Liverpool hätte pflastern könn'n.

Seine ganze Bibliothek bestand aus zwei Büchern, aus: Gough Nichols „Autographs of royal, noble, learned and remarkable personnages,“ einer Sammlung von 600 Namensunterschriften historischer Notabilitäten aus der Zeit Richards II. bis zum Tode Karls II., die 1829 in London erschienen, und Chateau-Giron's „Isographie des hommes célèbres,“ die in drei Bänden die Nachbildungen von 634 Handschriften enthält und 1832 in Paris herausgekommen ist.

Außer diesen beiden Büchern hat er einen von ihm selbst angefertigten Catalog, worin er sich alle Handschriften notirt, welche auf öffentlichen Auctionen ausgeboten und um welche Preise sie versteigert worden sind.

Für jene meiner Leser, welche vielleicht auch Autographen-Sammler sind, dürfte nachfolgender Auszug aus Sir Jonathan's gewissenhaft geführtem Catalog nicht ganz uninteressant sein.

In den Versteigerungen der letzten Decennien wurde eine Handschrift Ludwigs XIV. mit 30, Condé mit 30, Montesquieu mit 38, Friedrich II. mit 42, Frau von Sevigné mit 45, J. J. Rousseau mit 52, die bloße Unterschrift der Agnes Sorel mit 52,

Fénélon mit 57, Coligny mit 61, Mazarin mit 64, Racine's bloßer Name mit 66, Kepler mit 71, Philipp Egalité mit 80, die bloße Unterschrift Franz I. von Frankreich mit 90, Elisabeth von England mit 99, Corneille mit 101, Napoleon mit 104, Sully mit 106, Marie Antoinette mit 120, Ludwig XVI. mit 125, Heinrich IV. mit 240, Maria Stuart mit 300, Lafontaine (nicht der deutsche Roman-, sondern der französische Fabeldichter) mit 300, Gabrielle d'Estrée mit 410 und Michel Montaigne mit 699 Francs bezahlt.

Welcher Abstand zwischen Ludwig XIV., für dessen Handschrift 30, und Ludwig XVI., dessen Facsimile mit 125 Francs bezahlt ward. Und dennoch wurde Jener der Große genannt und Dieser — enthauptet.

Auf einer Wiener Versteigerung wurde ein Winkelmann für 21, Linné für 22, Franklin für 24, Erasmus von Rotterdam für 25, Mozart für 26, Justus Lipsius für 29, Rousseau für 32, Wallenstein 39, Washington 49, Schwedenborg 50, Schiller für 60 und Luther für 200 Gulden Conventions-Münze versteigert.

Man sieht aus der Scala, daß das Autographen-Sammeln eine sehr kostspielige Leidenschaft ist.

Was aber fragt Sir Jonathan Dibbs nach Geld? Er ist ja Millionär und hat kein anderes Steckenpferd als diese Handschriften-Liebhaberei.

Dafür ist aber auch in ganz England kein Zweiter, der eine so seltene, reiche, kostbare Sammlung aufzuweisen vermag, als er. Sir Jonathan hat selbst Handschriften von Moses, Jesus und Mahomet, von dem Letztern sogar ein Billet, das der Prophet an seinen Schwiegervater schrieb und wörtlich also lautet:

„Besucht morgen Nachmittag auf eine Parthie Schach, eine Tasse Kaffee und eine Pfeife Taback Euern

hochachtungsvoll ergebenen

Mahomet.“

Für diese einzige Handschrift, die er auf einer Brüsseler Auction erstieg, zahlte er 300 Pfund Sterling! Eine Bagatelle für eine Seltenheit solcher Art!!!

Du lächelst? Und weßhalb? Die Welt will betrogen sein; nur zu!

5.

Eines Morgens hatte sich Sir Jonathan Dibbs eben in die Calculs eines ausgesuchten Gabelfrühstücks vertieft, als er in einer kurz vorher angekommenen Nummer des „Morning Chronicle“ folgende Anzeige fand:

„In der Gerard-Street Nr. 113 ist zu ebener Erde eine reiche Auswahl eben so seltener als merkwürdiger Handschriften zu verkaufen.“

Die Gabel entglitt seiner Hand, der Rebhuhnflügel blieb ihm vor Freude in der Kehle sitzen; er griff hastig nach dem Glockenring und schellte so heftig, als ob das Haus in Flammen stände.

„Sir?“ fragte der hereinstürzende Patrick.

„Sogleich anspannen lassen!“

Sir Dibbs, der bereits angekleidet war, warf sich in seinen Landau und trieb den Kutscher zur schnellsten Eile an.

Der Weg war bald zurückgelegt.

Als der Besitzer des Autographen-Kabinets eine so vornehme Equipage vor seiner Wohnung halten sah, kam er dem Aussteigenden mit bronzirtem Lächeln entgegen.

„Ich wünsche,“ sagte Sir Jonathan.

„Vermuthlich meine Handschriften-Sammlung zu sehen?“

„Ganz recht!“

„Sir, ich bitte, gefälligst hineinzuspazieren.“

Der Verkäufer, bei dem aus allen Poren Schlauheit und Pfiffigkeit durchblitzten, breitete vor den Augen unseres Gentleman's den ganzen Schacht seiner Schätze aus.

„Welcher Gattung, Sir, belieben Sie den Vorzug zu schenken? Wünschen Sie die Autographs berühmter Königsmörder zu sehen? Hier eine Unterschrift Clement's, Ravaillac's, Damien's, Louvel's, Fieschi's, Alibaud's. Oder ziehen Sie, Sir, die Handschriften gekrönter Häupter vor? Hier, Sir, das Bruchstück eines Briefes, den Kaiser Karl V. an die schöne Augsburgerin, Barbara Blomberger, an die nachherige Mutter Don Juan's von Oesterreich; hier ein Liebesbrief, den Heinrich VIII. an seine sechsfingerige Geliebte, Anna Boulen, geschrieben hat. Für beide Reliquien, deren Aechtheit ich verbürgen kann, Sir, hat mir das Museum 540 Pfund geboten.“

„Und Sie begehren dafür?“

„Nicht mehr als 600 Pfund. Hier ein Decret vom Jahre 1210, mit der Unterschrift König Johann's, der einem reichen Juden, welcher sich geweigert, 1000 Mark Silber herzugeben, täglich einen Zahn auszuziehen befahl. Das Factum ist geschichtlich; siehe Matthieu Paris, Pagina 300 und“ . . .

„Der Preis dafür?“

„1000 Pfund, Sir. Kleinigkeit, Sir, für ein so hochwichtiges Actenstück, das auf die Sitten der damaligen Zeit ein so aimables Licht wirft.“

„Was für Handschriften birgt dieser Carton?" fragte Sir Jonathan.

„Briefe und Unterschriften von fast sämmtlichen Maitressen der europäischen Höfe, nach der Nationalität geordnet. In diesem Packete liegen sämmtliche Favoritinnen Frankreichs, vom Zeitalter Franz I. bis herab zu Karl X.; hier eine Unterschrift der Gräfin von Chateaubriand; hier ein Brief der Diana von Poitiers, der Geliebten Franz I. und Heinrichs II; hier Marie Touchet, Maitresse Karls IX.; hier 37 Freundinnen Heinrichs IV., darunter Gabrielle d'Estrée und die Marquise de Verneuil; hier das vierblätterige Kleeblatt Ludwigs XIV.: die Herzogin von La Vallière, die Marquise von Montespan, die Herzogin von Fontanges und Frau von Maintenon; hier die zwei Freundinnen des Regenten Philipps von Orleans: Frau von Montesson und Marquise de Parabère; hier das Dreigespann Ludwigs XV.: die Herzogin von Chateauroux, die Marquise von Pompadour und die Gräfin Dubarry, drei Damen, die Friedrich der Große so bezeichnend Cotillon I., Cotillon II., Cotillon III. genannt; hier die Unterschrift der Frau von Polastron, der Maitresse Ludwigs XVIII. Hier ein Packet englischer Maitressen, 9 von Karl II., darunter die Herzogin von Bridgewater; 6 von Georg III., und 3 von Georg IV., darunter Lady Fitzherbert. Hier ein Packet deutscher Favoritinnen, darunter ein Brief der Gräfin von Degenfeld, der Geliebten des Churfürsten Carl Ludwigs von der Pfalz; des Fräuleins von Grävenitz, der Geliebten des Herzogs Eberhard Ludwig von Würtemberg, und eine Unterschrift der Gräfin von Lichtenau, der Maitresse Friedrich Wilhelms II. von Preußen. In Summa Summarum 149 Piecen. Stück für Stück

lasse ich für den äußerst billigen Preis von 20 Pfund; wer Zehne kauft, erhält die Eilfte gratis. Wie viel wünschen Sie, Sir, davon zu besitzen?"

„Keine einzige, Sir, denn ich besitze sie fast alle. Aber haben Sie nicht auch Handschriften berühmter Schriftstellerinnen Englands?"

„Eine solche Masse, Sir, daß ich damit das Weltmeer austrocknen kann," erwiderte der kleine Pfifficus und schleppte einen großen Carton herbei, der mit Handschriften von halb London angefüllt war.

„Hier, Sir, sehen Sie zwei wunderschöne Strophen von Felicia Hemans."

Jetzt erst holte Sir Jonathan seine Niggl'sche Loupe hervor, putzte das Glas mit seinem Rockzipfel und betrachtete die Handschrift, die seiner Sammlung noch zu fehlen schien.

„Hier, Sir," fuhr Jener fort, „sehen Sie das Bruchstück eines Aufsatzes der Lady Morgan; hier, Sir, das letzte Blatt des ersten Romans der Lady Blessington; hier, Sir, eine äußerst witzige Einladung zum Mittagsbrodt von Mißtreß Norton; hier, Sir, ein Stammbuchsblatt von Miß Landon; hier, Sir, eine höchst merkwürdige Handschrift von einer bekannten Dame, Mißtreß Effie" . . .

„Effie?" unterbrach ihn Sir Jonathan, „ich bitte, Sir, lassen Sie doch sehen" . . .

„Mit Vergnügen, Sir."

Sir Jonathan putzte noch einmal sein Glas, betrachtete den Brief und die zierlichen Schriftzüge und wurde plötzlich so leichenblaß, daß der Handschriftenhändler, drei Schritte zurückprallend, die Frage stotterte:

„Sir, was ist Ihnen?"

4*

„Nichts, nichts,“ erwiderte der Gefragte, bei dem sich nach und nach Ohrensausen, Zähneklappern, Herzklopfen, Händezittern, Knieschlottern und überhaupt alle Symptome des türkischen Schwindels eingestellt hatten. Mit zitternder Stimme las er:

„Morgen Abend, lieber Freund, erwarte ich Sie bei Mißtreß W . . . Ich werde jedoch erst nach 11 Uhr kommen können, denn früher pflegt Sir J . . . sich nicht zur Ruh zu begeben. Ich habe Ihretwegen außer meinem Schmuck auch einige Pretiosen meines Mannes versetzt, um Ihnen die gewünschten 10,000 Francs geben zu können. Bleiben Sie gut

Ihrer

Effie . . . .“

„Sir,“ rief der alte Gentleman, der sich alle erdenkliche Mühe gab, seine verlorene Fassung wieder zu gewinnen, „diese Effie ist“ . . .

„Allem Anscheine nach die junge Frau eines alten Esels, der“ . . .

Sir Jonathan stieß ein satanisches Hohngelächter aus.

„Sie lachen, Sir, warum, Sir?“ fragte der Autographenhändler.

„Weil ich gerechte Ursache dazu habe. Sir, wie viel begehren Sie für diese Handschrift?“

„Für diese Handschrift,“ wiederholte der Sammler, dessen schlaue Iltis-Augen den Fragenden und dessen Aufregung genau taxirten.

„Reden Sie, Sir, oder ich erwürge Sie, Sir,“ rief der ci-devant Stiefelwichs-Fabrikant mit allen Anzeichen wahrer Berserker-Wuth.

„Für diese höchst interessante Handschrift hat mir der Herzog von Sussex 240 und Lord Melvil 250 Pfund angeboten, doch bin ich nicht im Stande, dieses wichtige Document unter 300 Pfund abzulassen.“

„Sir, 300 Pfund für solch einen elenden Wisch?“

„288 Pfund habe ich selbst dafür gezahlt.“

„Wem, wem?“

„Dem jungen Manne, an den dieses Schreiben gerichtet war.“

„Wie, Sie kennen diesen Schurken?“

„So gut als mich selbst.“

„Und wer ist dieser Elende?“

„Ein junger, äußerst liebenswürdiger Franzose, ein Löwe, der mehr Gläubiger als Haare auf dem Kopfe gehabt und endlich, aus Mangel an landesüblicher Münze, die Sammlung aller Liebesbriefe, Sir, die er von den Londoner Damen aus allen Klassen der Gesellschaft — von der Herzogin von M. bis herab zu der letzten Ratte der großen Oper — empfangen, an mich abgetreten hat.“

„Und sein Name, Sir?“

„Reginald von Mérancourt.“

„Und dieser Mensch ist“ . . .

„Vor fünf Wochen, Sir, nach Paris zurückgekehrt.“

„Sir, ich frage Sie nun zum letzten Male, wie viel begehren Sie für diesen Brief?“

„325 Pfund ist der genaueste Preis.“

„Sir, sind Sie des Teufels? Vor zwei Minuten begehrten Sie nicht mehr als 300 Pfund.

„Papiere, Sir, Sie werden dies aus eigener Erfahrung wissen, fallen und steigen plötzlich, je nachdem Umstände, Sir, Verhältnisse, Sir, Vermuthungen, Sir“ . . .

„Sir, was wollen Sie damit sagen?“

„Sir, was Sie leicht errathen können.“

„Das Allergenaueste also?"

„Ist 350 Pfund, und wenn Sie sich nicht schnell entschließen, so könnte es leicht geschehen, Sir, daß der Werth dieses Papieres noch höher stiege, denn ich kenne eine Dame, Sir, die mit Freuden dafür das Doppelte bezahlen würde" . . .

„Sir, hier sind 350 Pfund," sagte Sir Jonathan, holte in höchster Aufregung sein Portefeuille hervor und erlegte die verlangte Summe.

„Aber wissen Sie etwas Neues, Sir?" fragte Sir Jonathan den Handschriftenhändler.

„Nun, Sir?"

„Sie sind ein Gauner, Sir."

„Und Sie, Sir?"

„Nun, was denn?"

„Ein höchst beklagenswerther Ehemann."

„Effie, Effie!" rief der alte Herr, außer sich vor Wuth, stieß die Faust gegen die Stirn, rannte zur Thür hinaus, schwang sich blitzschnell in den Wagen hinein, dem Kutscher die Worte zurufend:

„Rasch zu meinem Advokaten!"

6.

Drei Monate nach dieser kostbaren Ueberraschung sprach das Gesetz die Scheidung des Sir Jonathan und der Mißtreß Effie aus.

Das Aergerlichste bei der ganzen Geschichte war unstreitig das, daß der arme, betrogene Ehemann für ein Billet-doux seiner etwas allzu-

gefälligen Frau noch 350 Pfund zu bezahlen genöthigt war, um das **Corpus delicti** ihrer Schuld in den Händen zu haben.

O Weiber, Weiber!!!

Seid Ihr Engel, seid Ihr Teufel?

Beantwortet Euch diese Frage lieber selbst.

7.

Vier Monate nach dieser Scheidung, die in den Kreisen der vornehmen Welt ziemlich viel Aufsehen erregt hatte, war in allen englischen Journalen ein neues Buch angekündigt:

Goggeley, der Mann von Gewissen,
moderner Roman von Mißtreß Effie **

Die geschiedene Dame erzählte darin mit bewundernswürdiger Nonchalance den ganzen Hergang der Geschichte und gab ihren Ex-Gemahl dem Spott und Gelächter von ganz Europa preis.

8.

Reginald von Mérancourt war nach seiner Rückkehr von London, von Langeweile angetrieben, Theaterdichter geworden und hatte, als der Roman seiner **ci-devant-liaison** erschienen war, nichts Eiligeres zu thun, als sich der Geschichte, in welcher er eine der Hauptrollen gespielt, zu bemeistern und ein Vaudeville daraus zu machen, das gleich darauf auf dem **Théâtre des Variétés** in Scene ging und wenigstens mehr als jedes seiner frühern Lustspiele gefiel.

9.

Und die Moral dieser kleinen Erzählung?

Sie läßt sich in drei Sätze zusammenfassen:

a.

Heirathe, Leser, keinen Blaustrumpf.

b.

Schreibe, Leserin, Alles, nur nicht Briefe.

c.

Sammle keine Handschriften.

III.

Die beiden Crébillon.

1.

„Die Katze läßt das Mausen nicht."
Altes Volkslied.

Liebst Du Hunde? Liebst Du Katzen?

Der Hund ist, wie Jedermann weiß, das Sinnbild der Treue, die Katze hingegen das Symbol der Falschheit, Tücke und Hinterlist. Wunderbar genug, daß der Hund männlichen und die Katze weiblichen Geschlechtes ist. Besäße unsere Sprache nur einen Funken von Galanterie, dann müßte sie der Katz und die Hund sagen.

Der Hund war zu allen Zeiten ein Gegenstand menschlicher Verehrung. Schon in der römischen Götterlehre sehen wir den Hund eine große Rolle spielen, denn er wurde dem Mars und Merkur, dem Pan und Aesculap, der Hekate und andern Gottheiten geopfert. Er war der Begleiter Dianens und das Attribut der Laren. Die alten Aegypter, deren Götter in ihren Gärten wuchsen, die Aegypter,

welche Zwiebel und Knoblauch anbeteten, zollten auch dem Hunde abgöttische Verehrung. Sie beweinten jeden todten Hund und begruben ihn mit großer Feierlichkeit. Auch soll, wie Plutarch in seinem Werke adversus stoicos erzählt, zu seiner Zeit ein Volk existirt haben, das einen Hund sich zum König gewählt und dessen Bildniß auf seine Münzen geprägt hatte. Auch später ließ sich manches Volk von einem Hunde regieren, der sich von der gewöhnlichen Art nur dadurch unterschied, daß er zwei Füße weniger als jeder Andere besaß. Kurz und gut: man verehrte die Hunde dergestalt, daß man sie sogar in den Himmel erhob und unter die Sterne versetzte, allwo noch bis zum heutigen Tage der große Hund, ostwärts unter dem Orion, und der kleine Hund, südwärts unter den Zwillingen thront.

Auch die Geschichte weiß uns Manches von Hunden zu erzählen.

Herodot berichtet, der große Cyrus habe vier Städten die Abgaben erlassen, weil sie aus freiem Antriebe viel königliche Hunde ernährt habe.

Alcibiades zahlte, wie Plutarch erzählt, für einen seiner Jagdhunde 7000 Drachmen (cira 1500 Thaler).

Ein Barnabo Visconti unterhielt 5000 Jagdhunde, die von den Klöstern in und um Bologna beköstigt werden mußten.

Zu Genua, im Garten des Palastes Doria, ist das prachtvolle Marmor-Denkmal eines Hundes zu sehen, welcher der Liebling des tapfern Seehelden Andreas Doria gewesen war. Diesem Hunde, der 1605 seinen Geist aufgab, war während seiner Lebenszeit von König Philipp II. von Spanien eine jährliche Pension von 500 Goldducaten ausgesetzt. Er (der Hund nämlich) wurde von zwei Sclaven bedient, welche ihm seine Kost in silbernen Schüsseln überreichten.

Ein ähnliches Denkmal ließ Friedrich der Große im Garten

von Sanssouci seiner vielgeliebten Hündin Alkmene setzen. Eine andere Hündin, Biche, die in der Schlacht bei Soor 1745 in die Hände der Oesterreicher gefallen war, wurde ihm, auf inständiges Bitten, vom General Nadasdi zurückgegeben. Der Philosoph von Sanssouci soll überhaupt ein großer Freund von Hunden gewesen sein und zum Marquis d'Argens einst gesagt haben: **j'aime tous les chiens, excepté les Autrichiens.** Als Voltaire dessen Vorliebe für die Hunde nicht begreifen konnte, erinnerte ihn Friedrich an die Molosser, die ihre Hunde prachtvoll begruben, an die Agrigentiner, die den Hunden sogar Ehrensäulen mit Grabschriften gesetzt, an Alexander den Großen, der einem todten Hunde zu Ehren eine Stadt erbaut, an Kaiser Hadrian, der zu Ehren seiner gestorbenen Hunde große Leichen-Mahlzeiten veranstaltet und an Sergius, der zum Andenken seines von den Wölfen zerrissenen Hundes Arzibur einen Jahrestag angeordnet, an welchem er selbst gefastet hatte.

König Karl XII. von Schweden ließ seinen Lieblingshund Pompe feierlich begraben und Gedichte und Grabschriften auf ihn anfertigen.

Auch die Kaiserin Katharina II. von Rußland liebte ihren Schooshund Rogerson über Alles und dichtete nach seinem Tode eine französische Grabschrift.

Aber nicht blos unter den gekrönten Häuptern, auch unter den Gelehrten und Dichtern gab es große Hunde-Verehrer.

Der berühmte Cardinal Pietro Bembo hatte einen Hund, dessen Tod ihn tief betrübte.

Der Philosoph, Sterndeuter und Alchymist Cornelius Agrippa von Nettesheim hatte Tag und Nacht einen Hund um sich, der stets zu seinen Füßen lag und bei den abergläubischen Leuten in den Verdacht kam, ein verkleideter Teufel zu sein.

Der gelehrte Justus Lipsius hatte drei Hunde, welche Mops, Mopsulus und Saphirus hießen und die er dermaßen liebte, daß er jeden auf eine besondere Tafel malen ließ und alle Drei in Versen besang. Als der Letztere, den er am meisten geliebt, in einem Fasse siedendheißen Wassers umkam, schrieb Lipsius an seinen Freund Philipp Rubenius: „Tristis haec scribo et juxta lacrymas, non rideo. Saphirus meus obiit et id violenta morte.“ Mit einem Hunde im Arm sieht man ihn abgemalt in der Universitäts-Bibliothek zu Jena.

Der berühmte Jesuit Maimbourg war ein so großer Hundefreund, daß er sie sogar zum Gegenstand einer Predigt machte, worin er genau den Hund des Königs David beschrieb, die englischen Doggen mit den Jansenisten, die Bauerhunde mit den Trappisten und die wachsamen Haushunde mit den Jesuiten verglich.

Ein anderer Jesuit, der Père du Cerceau, der das Leben Rienzi's beschrieb, besang auch seinen Hund Mirtille.

Paul Scarron dedicirte einen seiner komischen Romane dem Schooshündchen seiner Schwester, das er Dame Guillemette genannt. Als er mit seiner Schwester sich entzweite, war er so boßhaft, bei der neuen Auflage unter die Druckfehler der ersten Auflage zu setzen: au lieu de la chienne de ma soeur lisez: ma chienne de soeur.

Bruzen de la Martinière widmete den zweiten Theil seiner „Entretiens des Ombres aux Champs Elysées“ dem Lieblingshunde des Buchhändlers Uytwers in Amsterdam.

Auch ein englischer Dichter — wenn ich nicht irre, war es Swift — eignete eines seiner Werke seinem Schooßhündchen zu.

Madame Deshoulières dichtete sogar ein Trauerspiel auf den

Tod eines Lieblingshundes ihres Freundes (**La mort de Cochon, chien de Mr. le Maréchal de Vivonne, Amst. 1709**).

Eine französische Herzogin legte, als ihr Hündchen gestorben war, Trauer an und nahm im Bette Beileidsbezeugungen an.

Ein Graf Clermont trauerte gleichfalls um seinen Hund Citron und beauftragte seinen Pfarrer, den Hingeschiedenen in einer Grabschrift zu feiern. Und diese Grabschrift lautete:

Ci-gît Citron qui sans peut-être
Avoit plus de sens que — son maitre.

Eine österreichische Gräfin unterhielt ein ganzes Heer kleiner Möpse und ließ, wenn einer davon krank wurde, für ihn Messe lesen.

Eine Prinzessin, Anna von Würtemberg, die 1733 zu Mömpelgard gelebt und ihre Hunde in zinnernen Särgen begraben ließ, stach einst eine ihrer Kammerzofen, die darüber zu lachen gewagt, mit Stecknadeln und ließ ihr Siegellack auf die Wunden tröpfeln, worauf die gefühlvolle Prinzessin vom Colmarer Gerichtshofe auf fünf Jahre aus der Grafschaft verbannt wurde.

Aber keine Nation liebt so sehr die Hunde als — die englische. Eines ihrer Sprüchwörter sagt: „**Love my, love my dog.**" Nirgends in der Welt findet man so prachtvolle Hundeställe, als in England. Der Hundepalast des Herzogs von Richmond soll 20,000 und der des Herzogs von Bedfort sogar 70,000 Pfund Sterling gekostet haben.

Ich frage nun jeden meiner Leser, ob all' diese Hunde nicht zu beneiden sind?

Aber auch die Katze stand in frühern Zeiten in großem Ansehen. Die alten Aegypter betrachteten dieses Thier als ein Symbol der Freiheit und verehrten es schon darum, weil auch die Göttin Isis sich einmal

in eine Katze metamorphosirt hatte. Und daher kam es, daß bei großen Festgelagen den Katzen Ehrenplätze eingeräumt wurden. Starb eine Katze, so schoren sich, wie Herodot erzählt, die Bewohner des Hauses die Augenbrauen ab und ließen den Leichnam der Katze einbalsamiren und begruben ihn in der Stadt Bubastis.

In einer sehr gelehrten Abhandlung über die Vorzüge der Katzen (Dissertation sur la préeminence des chats, Rotterdam 1741) wird erzählt, daß jeder Aegypter, der eine Katze — gleichviel ob vorsätzlich oder nicht — getödtet hatte, mit dem Tode bestraft wurde. Cambyses befahl bei der Erstürmung der Stadt Peluse seinen Soldaten, sich statt mit Schilden, mit lebendigen Katzen zu bewaffnen, eine List, wodurch die ägyptische Besatzung allen Muth zur Vertheidigung verlor.

Auch die Türken verehrten von jeher die Katzen, schon darum, weil der Prophet Mahomet ihnen sehr gewogen war und einst lieber ein Stück von seinem Kaftan abschnitt, als seine Lieblingskatze weckte, die darauf eingeschlafen war.

Zoe, die Gemahlin des griechischen Kaisers Constantin Monachus, schätzte ihre Katze Mechlempe dergestalt, daß sie dieselbe mit goldenem Tafelgeschirr bedienen ließ.

Francesco Petrarca liebte außer seiner weißen, schwarzäugigen Laura auch noch eine schwarze, grünäugige Katze, welche Antonio Quaerengo, ein Domherr zu Padua, besungen hat, eine Katze, deren Skelet noch heut zu Tage in Padua als Reliquie aufbewahrt wird, eine Katze, der sogar die Auszeichnung zu Theil wurde, in Thomasino's „Petrarcha redivivo“ in Kupfer gestochen zu werden. Lebte die schöne Laura noch, sie hätte Ursach, auf diese Katze eifersüchtig zu werden.

Auch Torquato Tasso, der unsterbliche Sänger des „befreiten

Jerusalems", hatte eine Katze, die ihm theuer war und die er in einem seiner schönsten Sonette ersucht, ihm das Licht ihrer Augen zu leihen, da es ihm an Geld fehle, Licht zu kaufen. Armer Tasso!

Michel Montaigne kannte keinen größern Genuß, als die Gewohnheiten der Katzen zu beobachten.

Michel de Marolles, ein Dichter, der sich gerühmt, 133,124 Verse gedichtet zu haben, besang, wie Montgrif in seiner Histoire des Chats erzählt (Paris 1791) die Katze des Fräuleins de Gournay.

Madame Deshoulières besang ihre theuere Grisitte viel schöner und poetischer, als mancher unserer modernen Dichter seine Geliebte.

Die Herzogin du Maine, Schwiegertochter Ludwigs XIV., feierte ihre Katze Marlamain durch Verse, die selbst dem größten Dichter Frankreichs keine Schande machen.

Der Minister Colbert hatte so viel Katzen, daß es in seinem Kabinet davon gewimmelt haben soll.

Noch jetzt sieht man in Paris das Denkmal, das Madame de Lesdiguières, die Gemahlin des letzten Connetable von Frankreich, ihrer Katze setzen ließ.

Die Pariser Harfenspielerin Madame Dupuis und ein Nürnberger Advokat Dr. de Neufville setzten ihre Katzen zu Universalerben ihres Vermögens ein.

Der bekannte Componist Sacchini konnte nicht drei Tacte componiren, wenn nicht seine Frau und seine Katzen bei ihm saßen. Das unharmonische Katzen-Concert erweckte in ihm harmonische Melodien.

Der Berner Maler, Gottfried Mind, der seine Katzen mehr als mancher Vater seine Kinder geliebt, besaß eine so große Virtuosität

im Katzenmalen, daß er, größer noch als Vischer, Carnel und Mollar, sich den Beinamen **Raphael des chats** erwarb.

Auch Jean Jacques Rousseau und — der kostbarste Edelstein liegt oft dicht neben dem alltäglichen Kiesel — Herr Karl von Holtei gehören zur Katzen=Parthei und haben ihren Schützlingen warme Lobreden gehalten. Der Erstere zog die Katze dem Hunde vor, weil dieser kriechend, speichelleckend, knechtisch, Jene hingegen stolz, eigenwillig und nicht zudringlich sei.

Männer, welche Katzen lieben, sind in der Regel Weiberfeinde, und Frauen, welche Hunde lieben, den Männern zugänglicher als solche, welche Katzen vorziehen. Marion de Lorme liebte die Hunde und Ninon de l'Enclos die Katzen. Und darin lag der Unterschied zwischen Beiden!

Ich für meinen Theil hasse nichts so sehr als Katzen und — Komödianten. Und genau betrachtet haben Beide viel Aehnlichkeit mit einander. Beide sind nur so lange kriechend artig, hündisch freundlich gegen uns, so lange sie uns brauchen. Brauchen sie uns nicht mehr, dann möchten sie uns die Augen auskratzen.

2.

Einer der größten Katzenfreunde aller Zeiten war Prosper Jolyot de Crébillon (geboren am 15. Februar 1674 zu Dijon).

Er hatte Anfangs die Rechte studirt, bald aber der Göttin Themis den Rücken gekehrt und sich der Muse des Trauerspiels zugewendet.

Sein erster Versuch „**la mort des enfants des Brutus**“ fand vor dem Richterstuhle der Schauspieler so wenig Gnade, daß er zurückgewiesen wurde. Die armen „Söhne des Brutus“ wurden von ihm zum

Feuertode verurtheilt und — in den Ofen geworfen. Das erste Stück, dem man im Jahre 1705 die Ehre der Aufführung zu Theil werden ließ, war sein „Idomeneus,“ dem 1707 ein neues Trauerspiel, „Atreus,“ 1709 „Electra,“ 1711 „Rhadamistos,“ 1714 „Xerxes“ und 1716 „Semiramis“ nachfolgten.

Seine Freunde, an deren Spitze der Procurator Prieur stand, streuten ihm dicke Weihrauchwolken und nannten ihn den Aeschylos Frankreichs; seine Gegner aber — und welches Talent, das sich über die Stufe der Mittelmäßigkeit erhebt, hat nicht Gegner? — warfen ihm seine Vorliebe für das Grauenvolle, seinen Hang zur Uebertreibung vor und ließen an all' seinen Trauerspielen kein gutes Haar. Boileau, dessen satirische Geißel selbst den besten Freund nicht schonte, nannte ihn sogar „den betrunkenen Racine.“

Seine Freunde wie seine Gegner gingen offenbar zu weit; doch da es in der Natur jedes Menschen liegt, daß er weit leichter das übertriebenste Lob als den gelindesten Tadel verträgt, so wird Niemand Herrn von Crébillon verübeln, daß er den Tadel nicht so leicht verschmerzen konnte.

Man erzählt von Mezeray, einem der größten Geschichtsschreiber Frankreichs, er habe stets ein Goldstück aufbewahrt, einzig und allein darum, um sich, falls er einmal das Glück erleben sollte, einen Recensenten zum Galgen verurtheilt zu sehen, für dieses Geld ein Fenster auf dem Grève-Platz zu miethen. Crébillon's Erbitterung gegen die ungerechten Schmähungen seiner Gegner war nicht minder groß: er verglich die Kritik mit dem Höllenhunde Cerberus, welcher Jeden anklafft, der ihm nicht das Maul stopft. — Entmuthigt durch die boshaften Anfeindungen der Kritik, wollte er auch der Bühne Valet sagen; bald aber erwachte von Neuem die Lust in ihm, und nach zehnjährigem Still-

schweigen trat er mit seinem „Pyrrhus" hervor, der 1726 in Scene ging und fast ungetheilten Beifall fand. Fünf Jahre später wurde er zum Mitglied der Academie ernannt, worauf Voltaire gesagt haben soll, man habe, um die Zahl 40 vollzumachen, eine Null gewählt. Und trotz seines Talentes, trotz der Anerkennung, die er fand, hatte er ewig Sorgen und niemals Geld. Endlich verschaffte ihm die Gunst der Frau von Pompadour eine Pension von 1000 Francs und eine Anstellung bei der königlichen Bibliothek.

Auch Crébillon war Sonderling: er führte ein sehr ungeregeltes Leben, kam selten ins Bett, schlief meistens auf der harten Erde und ließ den ganzen, lieben, langen Tag nicht das Feuer seiner Pfeife ausgehen. Dabei haßte und verabscheute er die Menschen und liebte über Alles seine Trauerspiele und — seine Katzen. Er hatte deren nicht weniger als zehn Stück und pflegte neun davon die Musen, die ihn begeisterten, und die zehnte „Boileau" zu nennen, weil dieser ihn am meisten gekränkt, am tiefsten verwundet hatte. — Als Einer von Boileau's Freunden ihn wegen dieses schlechten Spaßes zur Rechenschaft ziehen wollte, sagte er: „Was wollen Sie? Meine Katze schreibt sich mit und Boileau ohne X." Der Andere mußte lachen und — ruhig abziehen.

3.

Crébillon hatte einen Sohn. Claude Prosper (geboren am 12. Februar 1707) war ganz das Gegenspiel seines Vaters. Dieser melancholisch, lebensüberdrüßig, welt- und menschenmüd, Jener ewig froh, ewig heiter und manchmal sogar ausgelassen lustig. Er wohnte mit seinem Vater in einem und demselben Hause, und während der Alte im ersten Stockwerke über neuen Planen zu schauerlichen, haarsträuben-

den, schreckenerregenden Theaterstücken brütete, heckte der Jüngere, eine Treppe höher, eine Menge lustiger, aber äußerst schlüpfriger Romane aus, Romane, in denen rosiger Frohsinn, leichtgeschürzter Witz und feingazirte Frivolität — das Halbverhüllte hat immer mehr Reiz als das Ganzentschleierte — gleichsam um den Preis zu kämpfen schienen.

Im Jahre 1742 ließ er „Tanzaë et Néadarne,“ einen ziemlich interessanten, aber sehr obscönen Roman erscheinen, dessen boshafte Anspielungen auf einige Hof-Cavaliere ihm eine freie Wohnung in der Bastille verschafften. Zehn Jahre später gab er einen noch viel boshaftern Roman, „les amours de Zéokinsul, roi des Kofizans,“ ein Pasquill auf die Liebesabenteuer des Königs, heraus. Um sich vor den Sticheleien dieses Spötters Ruhe zu verschaffen, stellte ihn Ludwig XV., auf Anrathen des zweiten Cotillons, (der Frau von Pompadour) als königlichen Censor mit einem Jahrgehalte von 6000 Francs an. Er schrieb dann noch „le Sopha“, „ah quel conte!“ und einige andere Romane, die eben so viel Leser als Nachahmer gefunden, der Literatur aber keine Ehre eingebracht haben.

Im gewöhnlichen Leben war Crébillon der Jüngere ein Muster sanfter, feiner Sitten, ein Mann, der wenig oder gar keine Feinde besaß, weil er Fontenelle's berühmte Maxime, „Chacun a raison“ zu befolgen schien und Jedem seinen Willen ließ. Er war eines der beliebtesten Mitglieder der Dominiciaux, einer literarischen Sonntagsgesellschaft, und des sogenannten Caveau, wo die berühmtesten Tafel- und Liederfreunde sich unter den Fahnen Piron's und Collé's versammelten, um mit dem schäumenden Becher in der Hand zu singen:

„Vive le vin et la joie!“

4.

Vater Crébillon saß eines Morgens, umringt von seinen vierfüßigen Musen, an seinem Pulte, beschäftigt mit der Ausarbeitung eines neuen Trauerspiels, dessen Held der Römer Catilina war. Seine Katzen sprangen, während er schrieb, von einem Stuhle zum andern. Eine sprang sogar auf sein Pult hinauf.

„Fi-donc, Melpomène," rief der Dichter, „wie kann eine anständige Katze so ungebildet sein, auf den Tisch zu springen?! So etwas darf sich allenfalls ein Kater vom Lande, aber keine Katze von guter Erziehung erlauben."

„Miau, miau," erwiderte die muthwillige Muse.

„Schäme Dich, Melpomène," sagte Herr Crébillon und gab ihr einen Klapps.

Beleidigt sprang sie vom Tisch herab und verkroch sich hinter das Sopha. Aber bald darauf saß eine Andere auf dem Pulte.

„Wie, Euterpe, auch Du willst mich heute ärgern? Siehst Du denn nicht, daß ich arbeiten muß? Verschwinde, liebes Kind," sagte Herr Crébillon und gab auch ihr einen Klapps, worauf auch Euterpe die Flucht ergriff.

Der Dichter war eben im besten Zuge, als er von Neuem gestört wurde. Diesmal war es aber keine Katze, sondern sein Sohn, der königliche Censor, der eben ins Zimmer eingetreten war.

„Ich komme mit einer Bitte, lieber Vater."

„Was begehrst Du, mein Sohn?" fragte der Alte.

„So eben brachte mir ein junger Dichter ein Trauerspiel, das ich censiren soll."

„Thu' das, mein Sohn."

„Ja, wenn ich nur Zeit hätte! Ich arbeite an einem neuen Romane" . . .

„Und ich an einem neuen Trauerspiele; störe mich nicht, lieber Claude, ich bin gerade in der glücklichsten Stimmung von der Welt und lasse eben einen nichtswürdigen Schurken von Minister hängen" . . .

„Laß ihn noch ein wenig zappeln, lieber Vater, und erweise mir die Gefälligkeit, dieses Trauerspiel zu censiren; ich habe keine Zeit, denn der Drucker wartet auf Manuscript."

„Nun denn, so gieb es her! — Wie heißt denn das Ding?"

„Catilina."

„Teufel, so heißt ja auch meine Tragödie! Ei, da bin ich doch neugierig, zu erfahren, wie Dieser meinen Helden aufgefaßt hat. Du lieber Gott, welch eine schlimme Zeit! Heut zu Tage glaubt jeder Dummkopf, Beruf zur Tragödie zu haben. Und doch ist nichts so schwer, als ein gutes Trauerspiel! Kann doch selbst Voltaire, der sich für den größten Dichter hält, keine echte, wahre Tragödie schreiben! Das verstanden nur zwei: Sophokles und Racine. Ich selbst bin nur ein Stümper, und es giebt Augenblicke, in denen ich glaube, daß Zoilus-Boileau" . . .

„Passons la-dessus, mein Vater," unterbrach ihn der Sohn. „Sage mir lieber, wann der Dichter sein Manuscript wieder abholen kann."

„In drei Tagen werde ichs wohl durchgelesen haben."

„Gut, mein Vater," sagte der jüngere Crébillon und entfernte sich.

Der Alte, von Neugier getrieben, schob seinen eigenen „Catilina" bei Seite und nahm den fremden vor. Er las die erste, zweite, dritte Scene und — verspürte bereits Langeweile.

„Der gute Mann," sagte der Katzenfreund, „erinnert mich an den

alten Choerilus, welcher Alexander den Großen besingen wollte und für jeden guten Vers ein Goldstück, für jeden schlechten aber eine Maulschelle begehrte. Der Dichter dieses Trauerspiels verdiente dann mehr Ohrfeigen, als er vielleicht vertragen könnte, denn bis jetzt habe ich unter dieser Fluth von Jamben noch keinen einzigen guten Vers gefunden. Doch weiter!"

Er las die vierte, fünfte und sechste Scene und fing zu gähnen an.

„Mir fällt dabei der griechische Trauerspieldichter Diphilus ein. Als dieser einst bei seiner Freundin Geathene aß, fragte er, wie sie es anfange, daß sie selbst im heißesten Sommer so kühlen Wein habe. »Ich lasse ihn in den Brunnen stellen,« sagte sie, »in den ich Deine Verse geworfen.« Du lieber Himmel, wie viel frostige Verse giebt es in der Welt!"

Er las dann noch eine Scene und — warf das Stück bei Seite.

5.

Wenn das Unglück gegen uns arme Menschen Ränke schmiedet, Intriguen spinnt und Verschwörungen anzettelt, dann weiß es tausend Mittel und Wege zu ersinnen, seinen Plan früher oder später durchzusetzen.

Der junge Dichter, der drei lange Jahre seinen „Catilina" mit sich herum getragen und ihn, nach mancher schlaflos durchwachten Nacht, endlich im Schweiße seines Angesichts vollendet hatte, gehörte zu jenen armen Teufeln, die man im gewöhnlichen Leben „Pechvögel" nennt, weil das Unglück sie auf allen Stegen und Wegen verfolgt, ihnen überall feindselig in den Weg tritt, sie ewig neckt und quält und ihnen täglich, stündlich einen neuen Schabernack spielt.

In seiner Jugend hatte ihm eine berühmte Kartenschlägerin aus dem Kaffeesatze geweissagt, daß er sich vor Katzen in Acht nehmen möge, weil sie im Buche des Schicksals gelesen, daß ihm von diesen Thieren Gefahr drohe.

Der abergläubige Mensch glaubt Alles und das eben macht sein Unglück.

Seit jenem Tage hatte der junge Mann eine ganz natürliche und gewiß sehr verzeihliche Abneigung gegen das ganze Katzengeschlecht gehabt und war Allem aus dem Wege gegangen, was einer Katze auch im Entferntesten ähnlich gesehen. Bei dem Anblick dieser Thiere wurde ihm so unheimlich zu Muthe, wie dem dritten Heinrich von Frankreich, der zu zittern anfing, wenn eine Katze im Zimmer war. Derlei Idiosyncrasien sind Räthsel, welche kein Psycholog zu lösen vermag.

Der junge Mann war bereits 26 Jahre alt geworden, und noch hatten die Katzen nicht das Geringste ihm zu Leide gethan. Schon stand er auf dem Punkte, der Weissagung der Kaffeesatz-Sybille nicht länger Glauben zu schenken und sich mit den Thieren, die ihm bisher so sehr verhaßt waren, völlig auszusöhnen, als sich ein Vorfall ereignete, der — die Wahrheit des Karten-Orakels und die Bosheit der Katzen ganz außer allen Zweifel stellte.

Man höre!

6.

Am dritten Morgen stellte sich beim königlichen Censor, dem jüngern Crébillon, der junge, äußerst bescheidene Dichter des „Catilina" ein, um sich sein Trauerspiel abzuholen.

„Ihr Catilina liegt unten bei meinem Vater,“ sagte der Censor. „Ist es Ihnen gefällig, sich mit mir hinabzubemühen?“

Der Dichter bejahte es durch eine tiefe Verneigung, worauf Beide sich zu Herrn Crébillon dem Aeltern begaben.

„Ich habe die Ehre, Ihnen den Dichter des Catilina vorzustellen.“

„Ich bin erfreut, Sie kennen zu lernen.“

Der Poet verneigte sich so tief als möglich.

„Wo haben Sie das Trauerspiel, lieber Vater, hingelegt?“

„Es muß auf meinem Pulte liegen.“

Der Sohn suchte.

„Nein, Vater, auf dem Pulte liegt es nicht.“

„Nun, dann muß es auf dem Sopha liegen.“

Der Sohn suchte abermals.

„Auch dort liegt es nicht.“

„Ei, dann muß es ganz bestimmt dort auf dem Kamine liegen.“

„Auch da nicht.“

„Zum Teufel, wo mag sich dieser Catilina denn verkrochen haben?“ fragte der Alte etwas bestürzt.

„Haben Sie ihn in Gedanken vielleicht in den Maculaturkorb geworfen?“

„Sieh doch nach, lieber Sohn.“

Er suchte, suchte und fand es nicht. Dem jungen Dichter trat bereits der Angstschweiß auf die Stirn, denn eine innere Stimme sagte ihm, daß das Manuscript verloren sei, was ihn um so tiefer betrüben mußte, da er, unvorsichtig genug, keine Abschrift davon zurückbehalten hatte.

Vater und Sohn durchsuchten nun jeden Winkel. Endlich, nach langem Suchen, fanden sie den Catilina unter dem Sopha. Aber wie?

in tausend kleine Stücke zerfetzt, denn sämmtliche Katzen des Herrn von Crébillon waren in vergangener Nacht heißhungerig über den edlen Römer hergefallen und hatten so lange an ihm hin- und her gezerrt, bis auch keine Seite an ihm ganz geblieben war. Man denke sich die Verlegenheit der beiden Crébillon und den Schreck des armen jungen Dichters! Er stand wie ein vom Blitz getroffener Kirchthurm da.

„Mein Herr," begann der jüngere Crébillon, „Sie sehen, welch ein Unglück hier geschehen ist. Ich bin außer mir" . . .

„Ich ebenfalls, mein Herr," betheuerte der Alte.

„Welche Entschädigung, welche Genugthuung können wir Ihnen geben?"

„Keine, keine!" rief der junge Poet tief zerknirscht, schlug sich vor die Stirn und rannte in wahnsinniger Verzweiflung fort.

7.

Noch an dem nämlichen Tage starben zwei Katzen des Herrn von Crébillon; ob an den Folgen des halb aufgezehrten Trauerspiels, ob aus anderm Grunde, darüber schweigt die Geschichte.

Der junge Poet betrachtete diese Katzen-Intrigue als einen Fingerzeig des Himmels, schrieb — zum Glück der Menschheit — kein zweites Trauerspiel und wurde bald darauf — Journalist.

8.

Noch in demselben Jahre (1749) kam der Catilina des Herrn von Crébillon zur Aufführung, fand aber, trotz der prachtvollen Ausstat-

tung, mit der er auf Befehl der Frau von Pompadour in Scene gesetzt worden war, fast gar keinen Beifall.

Gleich darauf erschien eine sehr boshafte Beurtheilung über dieses Stück, mit dem Motto:

„Quousque tandem, Catilina, abutere patientia nostra."

9.

Diese Kritik war von dem jungen Dichter.

IV.

Marie Antoinette.

1.

„Sterne sind Blumen des Himmels,
und Blumen sind Sterne der Erde."

M. O. I.

Die liebe, gute Frau von Genlis! Sie hat viel und mancherlei, Schlechtes und Gutes geschrieben, ihr bestes Werk aber ist ein kleines Buch, betitelt **„Botanique de l'histoire"**, worin sie uns viel Schönes von Blumen erzählt, die mit geschichtlichen Ereignissen im Zusammenhange stehen. Sie spricht von Rosen und Lilien, von Tulpen und Camellien, von Veilchen und Vergißmeinnicht, und knüpft an jede dieser Blumen historische Erinnerungen an. Am längsten und liebsten verweilt sie bei der Rose, der schmucken Blumenkönigin, welche Anacreon so hochpoetisch die einzige Sorge des Frühlings nennt.

Nach Frau von Genlis hat auch Herr von Biedenfeld die Rose zum Anknüpfungspunkte geschichtlicher Reminiscenzen gemacht,

und in seinem „Buch der Rosen" uns manch interessantes Blatt geliefert.

Es sei mir vergönnt, als Dritter in diesem Bunde, der Blume der Blumen ein Kapitel meines Taschenbuches zu widmen.

Anacreon leitet den Ursprung der ersten Rose von einem Schaumtropfen her, der in dem Augenblicke, als Venus Aphrodite sich den Meereswellen entwand, am Ufer zur Erde gefallen sei. Dieser Schaumtropfen habe den Embryo des ersten Rosenstrauches in sich getragen, der, erwärmt vom Sonnenstrahle ihrer Augen, sogleich Wurzel gefaßt, Blätter getrieben und sich mit Blüthen geschmückt habe, um die erste Luft, welche die Göttin der Liebe auf Erden einathmen sollte, mit ambrosischem Dufte zu würzen.

Der persische Poet Firdusi läßt die erste Rose aus einem Schweißtropfen des Propheten Mahomed entstehen, der, bevor er vom Himmel zur Erde herabstieg, die Gärten des Paradieses durchschritt und plötzlich vor dem Ewigen stand, der ihn mit seinem welterleuchtenden Auge derstalt fixirte, daß der Prophet vor Staunen uud Schrecken in Schweiß gerieth, den er sich mit der Hand von der Stirn wischte. Zwei Tropfen dieses Schweißes fielen auf die Erde herab und einer davon erzeugte den Reis, der Andere die Rose.

Cupido, der Gott der Liebe, schenkte die erste Rose dem Gott des Schweigens, Harpocrates, der ihm dafür versprechen mußte, niemals die Geheimnisse der Liebenden zu verrathen.

Und darum wurde die Rose ein Sinnbild der Verschwiegenheit, und darum pflegten die alten Römer in ihren Speisesälen eine weiße Rose an die Decke aufzuhängen, um ihre Gäste damit zu erinnern, daß Alles, was hier gesprochen würde, sub rosa d. h. unter dem Siegel der Verschwiegenheit bleibe.

Und darauf beziehen sich die Verse:

„Est Rosa flos Veneris, cujus furtu laterent
Harpocrati matris dona dicavit Amor.
Inde Rosam mensis hospes suspendit amicis,
Convivae ut sub ea dicta tacenda sciant.“

Die erste Rose soll weiß wie die Lilie gewesen sein, doch als sie den Teint der schaumgeborenen Göttin gesehen, soll sie das Auge niedergeschlagen haben und vor Beschämung roth geworden sein.

Die ersten Rosen sollen auch, wie der heilige Basilius erzählt, Anfangs keine Dornen gehabt und erst später, als Jeder sie pflücken gewollt, die Dornen als Waffen der Vertheidigung angelegt haben.

Nach einer indischen Mythe fand Wischnu, der Gott der Götter, eine seiner Frauen, Pagoda-Siri, in einem Rosenkelche.

Die alten Griechen betrachteten die Rose als Orakel der Liebe: sie legten die Rosenblätter auf die hohle Faust und zerschlugen sie mit der flachen Hand; der mehr oder minder starke Knall der berstenden Blätter weissagte ihnen Gnade oder Ungnade in der Liebe.

Die thessalischen Zauberinnen bereiteten aus den Blättern der Rose magische Liebestränke. Der Glaube an die Zauberkraft dieser Blume ist auch jetzt noch nicht ganz ausgestorben. Man höre Herrn v. Biedenfeld: „Trage drei Rosen, eine dunkelrothe, eine blaßrothe und eine weiße, drei Tage, drei Nächte und drei Stunden hindurch in einer Flasche Wein und gieb diesen Wein dem Gegenstande Deiner Liebe zu trinken, ohne daß er wisse, was darin war, und er wird Dich lieben mit ganzer Seele und Dir treu bleiben Dein ganzes Leben lang.“ Das Mittel ist so unschuldig, daß jeder meiner Leser es probiren kann.

Die üppigen Römer, welche die Rosen namentlich zur Winterzeit liebten, ließen sich diese Blumen aus Egypten kommen, um damit ihre

Betten, Fußböden und Tafeln zu bestreuen und ihre Häupter und Becher damit zu bekränzen.

Marcus Antonius bat, als er in den Armen Cleopatra's seinen letzten Seufzer aushauchte, sein Grab mit Rosen zu bedecken.

Unter Kaiser Domitian wurde ein Mann, der das Geheimniß entdeckt, Rosen auch im Winter zur Blüthe zu bringen, so reich, daß er übermüthig eines Tages die Frage wagte: was Rom koste, er wolle es kaufen.

Heliogabalus, der großartigste Verschwender Roms, ließ all' seine Fischteiche mit Rosenwasser füllen.

Smindrid, einer der größten Sybariten Persiens, konnte nicht einschlafen, weil unter ihm ein gefaltetes Rosenblatt lag.

Antiochus schlief, selbst im Winter, auf Rosen.

Die ersten Christen tadelten die Anwendung der Rosen bei Festen und auf Gräbern, weil sie darin einen Rückschritt zu den Gebräuchen des Heidenthums erblickten. Einer der frommen Kirchenväter, Tertullian, schrieb einen großen Folianten gegen die Rosenkränze.

Clemens von Alexandrien schalt die Christen, die sich mit Rosen bekränzten, während der Heiland mit Dornen gekrönt wurde.

Auf der Synode zu Nismes wurde den Juden befohlen, eine Rose auf der Brust zu tragen, um sie von den Christen unterscheiden zu können.

Prinzessin Nurmahal ließ einen ganzen Kanal mit Rosenwasser füllen. Von den Sonnenstrahlen destillirt, schwamm auf der Oberfläche das köstliche Oel, dessen Duft sich durch das ganze Land verbreitete.

Karl der Große befahl in seinen Capitularien, die Rosen anzupflanzen.

Dem heiligen Bischof Ludwig, einem Neffen König Ludwigs IX., sproßte nach dem Tode eine Rose aus dem Munde.

Nach den alten Gewohnheiten der Auvergne, von Anjou, Tours und Maine brauchte ein Adeliger seinen Töchtern keine andere Mitgift zu geben, als ein Rosenhütchen oder ein Rosenbaret.

Der heilige Medardus, Bischof von Noyon, stiftete im Jahre 538 das bekannte Rosenfest, bei welchem das unschuldigste Mädchen des Orts den Tugendpreis erhielt, der aus einer Rose und 25 Livres bestand.

Das Grabmal der Clemence Isaure wurde 400 Jahre hindurch an ihrem Sterbetage mit Rosenstöcken überpflanzt und mit Rosenblättern überstreut und alle Dichter mußten Zeugen dieser Feierlichkeit sein. Unter den Preisen, welche die von ihr gestiftete Academie der Blumenspiele zu Toulouse vertheilte, befand sich auch eine Rose, die **Rose Eglantine**, die sogenannte wilde Rose.

Zu Provins erwählten sich die Gärtner alljährlich einen König, einen **roi des rosiers**, dessen Regiment nur ein Jahr währte. Dann wurde der neue König mit den Worten „**deposuit potentes de sede et exaltavit humiles**“ auf den Thron gesetzt und alsdann im Triumphe unter dem Schall der Schalmeien und unter Absingung lustiger Lieder in seine Wohnung getragen.

Sultan Saladin wollte 1188 in das von ihm eroberte Jerusalem dann erst einziehen, nachdem alle Wände des in eine Moschee verwandelten Tempels durch Rosenwasser gereinigt waren. Sanul berichtet, 500 Kameele seien kaum im Stande gewesen, all' das hierzu nöthige Rosenwasser herbeizuschleppen. Auch Mahomed II. ließ nach der Eroberung Constantinopels am 29. Mai 1453 die Kirche der heiligen Sophia durch Rosenwasser zur Moschee einweihen.

Der Pabst weiht am Sonntage Lätare, um die Allmacht Gottes zu bezeichnen, der aus Steinen Brod und aus Brod Rosen erzeugen kann, in der Camera Papagalli eine goldene Rose (eine Ceremonie, die ihren Ursprung aus dem elften Jahrhunderte von Leo IX. herleitet). Diese geweihten Rosen verschenkten die Päbste an Fürsten, die sie für die Kirche gewinnen wollten, z. B. Alexander III. im Jahre 1177 an Ludwig VII. von Frankreich, Innocenz VIII. 1486 an König Jacob III von Schottland, Leo X. 1518 an den Churfürsten Friedrich den Weisen von Sachsen, Gregor XIII. 1574 an Heinrich von Valois, König von Polen u. s. w. Der Sonntag erhielt von dieser Feierlichkeit den Namen Rosensonntag (**Dominica in Rosa**).

In der Geschichte Englands sehen wir die Rose eine blutige Rolle spielen. Im Jahre 1453 entspann sich zwischen Heinrich VI. aus dem Hause Lancaster und zwischen dem Herzoge von York ein fünfunddreißigjähriger Kampf, der Krieg der weißen und der rothen Rose, der mit der Schlacht von Bolworth, worin Richard III. den Tod fand, sein Ende erreichte.

König Jacob II. von Schottland verlieh einem Sir Walter Scott die Baronie von Branksome gegen die Pflicht, ihm jährlich eine rothe Rose zu liefern.

Ein Rosenstrauch bezeichnet im Park zu Roxburg die Stelle, auf der König Jacob II. von Schottland starb.

Als König Carl I. von England im Jahre 1648 das Schaffot bestieg, riß ein junges Mädchen, um dem unglücklichen Fürsten ein Zeichen ihres tiefgefühlten Schmerzes zu geben, eine Rose von ihrem Mieder und warf sie auf das Blutgerüst.

Der Erzbischof Hoton pflückte, als die Prinzessin Galiczin um seinen Segen bat, eine Rose und gab sie ihr mit den Worten: Nehmt Euer Ebenbild.

Die Rose von Cagliari heißt in Sardinien das Verzeichniß dreier Candidaten, von denen Einer gewählt werden muß, wenn ein Mitglied des Stadtraths gestorben ist.

Wenn im Engadin, in Graubündten, ein unschuldig Verhafteter freigesprochen wird, überreicht ihm ein junges Mädchen zum Zeichen der ihm wiedergegebenen Freiheit eine Rose.

In Persien werden bei feierlichen Gastmählern statt der Stöpsel rothe Rosen in die Flaschen gesteckt.

Im Herbst, während der Tag= und Nachtgleiche, feiern die Perser ihr Abrizan=Fest, wobei man sich gegenseitig Besuche abstattet und Rosen in's Gesicht wirft.

Jeder Fremde, der zu St. Jago in Chili zum ersten Male in das Haus eines Fremden eintritt, erhält von der Dame des Hauses als Zeichen, daß sein Besuch ihr willkommen sei, eine Rose.

Um das Jahr 1484 stiftete Christian Rosenkreuz, ein adeliger Mönch in Franken, eine geheime Gesellschaft, die den Stein der Weisen und eine Panacé zum ewigen Leben gefunden zu haben vorgab und zu Ende des 18ten Jahrhunderts in großes Ansehen kam. Die Mitglieder, die sich Rosenkreuzer nannten, trugen ein Ordensband, an dem ein goldenes Kreuz und eine Rose befestigt waren. Einer der letzten Matadore dieser Gesellschaft war der berüchtigte Giuseppe Balsamo, genannt Vicomte Phénix, Marquis Ana, Graf Cagliostro.

Im achtzehnten Jahrhundert entstand in Paris ein Dichter=Verein, dessen Mitglieder sich Rosati und den Ort ihres Stelldicheins das Rosen=Bosquet nannten. Jeder Poet mußte, um aufgenommen zu werden, wie Horaz, ein Lied zu Ehren der Rose dichten.

Im Jahre 1780 creirte der Herzog von Chartres einen Rosenorden, der bald so verrufen als sein Stifter wurde. Die Mitglieder

dieses berüchtigten Ordens nannten sich **Chevaliers et Nymphes de la Rose.**

Minder anrüchig war der deutsche Rosenorden, gestiftet im Jahre 1784 von einem Herrn von Grossing.

Don Pedro, Kaiser von Brasilien, schuf zur Feier seiner Vermählung mit der Prinzessin Amélie von Leuchtenberg einen Rosenorden für die Cavaliere seines Hofes.

König Eduard III. von England ließ eine Rose auf seine Goldmünzen (**Rosenobles**) prägen, und Martin Luther, der Reformationsheld, eine Rose auf sein Petschaft stechen.

Es giebt fast keinen Dichter, der nicht die Rose besungen hat. Eine der schönsten Apotheosen feierte diese Blume in dem altfranzösischen **Roman de la Rose** und in dem deutschen Gedichte: die bezauberte Rose.

Doch auch diese schöne, weltgefeierte Blumen-Königin hat Gegner und Feinde gehabt.

Der alte Balzac theilt im zweiten Capitel seiner „**Entretiens**“ eine Liste von Personen mit, welche Rosen weder sehen noch riechen konnten. Zu diesen Rosenfeinden gehörte der Cardinal von Cardonne, Herzog Heinrich von Guise und Maria von Medicis, die zweite Gemahlin Heinrichs IV. von Frankreich. Letztere, eine Freundin aller Blumen, wurde ohnmächtig, so oft sie eine Rose sah.

Die leidenschaftlichsten Rosenliebhaber aller Zeiten waren Herr von Malesherbes und Königin Marie Antoinette. Der Erstere pflegte zu sagen: das Schönste auf Erden seien Frauen und — Rosen. Letztere liebte die Rosen über Alles. Als sie zur Vermählung mit Ludwig XVI. durch Nancy kam, um dort zu übernachten, bereiteten ihr die Lothringer ein mit Rosen übersäetes Bett. Sie schlief darauf,

wähnte träumend im Paradiese zu sein und erwachte — siebzehn Jahre später auf dem Schaffot, unter dem Beil der Guillotine.

Was aber war die erste Ursache ihres Unglücks?

Eine Kleinigkeit, eine Blume, eine Rose!

2.

Im eilften Arrondissement der guten Stadt Paris, in der **Rue des Fossés St. Germain**, befindet sich ein Kaffeehaus, das sich einen Platz in den Annalen Frankreichs errungen und eine interessantere Geschichte aufzuweisen hat, als manche Stadt, manches Land. Ich meine das **Café Procope**.

Hier war es, wo vor der französischen Revolution Voltaire, Diderot, d'Alembert, Piron, Panard, Collé, Gallet, Lemierre, Crebillon der Jüngere, Fréron der Aeltere, Mercier, Retif de la Bretonne und viele andere literarische Berühmtheiten Frankreichs aus und ein gingen; hier war es, wo zu Anfang der französischen Revolution Camille Desmoulins, Fabre d'Eglantine, Manuel, Billaud-Varennes, Danton, Joseph, Chénier und viele andere Coriphäen jener großen, verhängnißvollen Zeit ihr Hauptquartier aufgeschlagen hatten.

An einem März-Abend des Jahres 1788 saßen in einem der nicht für Jedermann zugänglichen Nebenzimmer vier Männer bei einer Whistparthie.

Der Eine dieser Parthie war Honoré Gabriel Victor Riquetti, Graf von Mirabeau, der aus beleidigtem Ehrgefühl von der Adelspartei, die ihn nicht zur Reichsversammlung gewählt, sich auf die Seite des dritten Standes geschlagen hatte und einer der heftigsten Gegner der

Aristocratie und des Königthums geworden war. Der Zweite, Pierre Joseph Marie Barnave, war ein junger Advokat aus Grenoble, der, vom tiers-état der Dauphiné zum Deputirten gewählt, einer der erbittertsten Gegner der Hofpartei, sich durch sein Rednertalent die allgemeine Volksgunst errungen hatte. Der Dritte war Jean Pierre Brissot, der Sohn eines Pastetenbäckers aus Ouarville, der, kurz vorher aus Nordamerika zurückgekehrt, wo er sich vergebens um eine Anstellung bemüht, in Paris ein ultraliberales Journal „le Patriote français“ herausgab. Der Vierte war Pierre Augustin Caron de Beaumarchais, Verfasser des Lustspiels „die Hochzeit des Figaro.“

„Ich habe doch immer Unglück im Spiel,“ begann Mirabeau.

„Desto mehr Glück haben Sie in der Liebe,“ erwiderte Beaumarchais.

„Sagen Sie lieber, daß die Liebe an all' meinem Unglück Schuld ist. Meine erste Liebschaft reizte dermaßen den Zorn meines Vaters, daß er mich nach der Insel Rhé abführen . . .“

„Und Sie dort einsperren ließ,“ unterbrach ihn Beaumarchais. „Ich kenne Ihre Lebensgeschichte so gut als die meinige. Bald darauf vermählten Sie sich mit dem jungen, reichen, liebenswürdigen Fräulein von Marginane in Aix, machten aber so großen Aufwand . . .“

„Daß ich in Schulden gerieth. Ich mache kein Geheimniß daraus. Kaum drei Jahre verheirathet . . .“

„Wurden Sie von Ihrer Frau geschieden und auf Befehl des Königs . . .“

„Als Gefangener nach dem Schlosse If abgeführt. Dort . . .“

„Knüpften Sie einen neuen Liebeshandel an, der Ihren Vater bewog . . .“

„Mich nach der Citadelle Joux bringen zu lassen, und hier . . .“

„Machten Sie die Bekanntschaft der eben so schönen als geistreichen Gemahlin des eben so alten als langweiligen Marquis Monnier.“

„Ach, Sophie! das einzige Weib, das ich wahr und innig geliebt und . . .“

„Deßhalb zur Flucht überredet hatten. Sie entführten sie ihrem Gemahle, wurden in Dijon arretirt . . .“

„Wir entkamen aber glücklich und begaben uns nach Holland.“

„Wo Sie und Sophie als Herr und Frau von Saint=Matthieu ein sicheres Asyl fanden. Der gekränkte Gemahl verklagte Sie, worauf . . .“

„Ich zum Tode verurtheilt und — quelle insolence! — mein Bild an den Galgen geschlagen ward.“

„Zwei Jahre nach Ihrer Flucht wurden Sie entdeckt und nebst Frau von Monnier verhaftet. Die Geliebte Ihres Herzens wurde nach dem Clara=Kloster zu Gien gebracht . . .“

„Ich aber in Vincennes eingesperrt, jedoch zwei Jahre später völlig freigesprochen.“

„Sie begaben sich gleich darauf nach Berlin, wo Sie die Geschichte des preußischen Hofes schrieben und weshalb . . .“

„Ich auf Befehl Friedrich Wilhelms II. die preußischen Staaten verlassen mußte.“

„Sie kehrten hierauf nach Frankreich zurück und . . .“

„Genug, meine Herren, begann Brissot, wir sind hier, um Whist zu spielen, nicht eine Biographie anzuhören.

„Sie haben Recht, Brissot,“ entgegnete Mirabeau, den dieß zu ärgern schien. „Doch bevor wir weiter spielen, erlaube ich mir nur eine Frage noch. Ist es wahr, Brissot, daß Sie der Sohn eines Pastetenbäckers sind?“

„Ich bin stolz darauf, diese Frage bejahen zu dürfen. Sie werden mir einräumen, Graf, daß es besser ist, einen Pastetenbäcker . . .“

„Als gar keinen Vater zu haben,“ fiel ihm Mirabeau in die Rede. „Sie haben Recht, Brissot.“

„Jouons, jouons!“ rief Barnave, der bis dahin geschwiegen hatte.

Die unterbrochene Whistparthie nahm dann ihren Fortgang.

„Das Kartenspiel,“ begann Mirabeau, „wird mir zum Ekel.“

„Sie spielten ja sonst so gern,“ warf Brissot hin.

„Ich liebe auch jetzt noch das Spiel, aber diese Karten, worauf sich die langweiligen Gesichter nichtssagender Könige breit machen, beleidigen mein Auge.“

„O, wären alle Könige so leicht abzuschaffen als diese,“ sagte Barnave, „dann stünde es noch gut um manchen Staat.“

„Dieser Ludwig XVI.,“ sondirte Mirabeau.

„Muß fallen, so wahr ich Brissot heiße. Es wird noch manchen Kampf, noch manches Leben kosten, bald aber wird die Stunde der Freiheit schlagen und das geknechtete Frankreich als freie Republik dastehen.“

„Das gebe Gott,“ sprach Barnave und blickte voll Vertrauen zum Himmel empor.

Sie spielten weiter, doch die Gedanken jedes Einzelnen waren mit andern Dingen beschäftigt. Mirabeau träumte von Macht und Reichthum, Brissot vom Sturz des Königthums, Barnave von einer platonischen Republik und Beaumarchais von seinem neuen Drama „la mère coupable.“ Und so geschah es, daß Jeder von ihnen sich langweilte.

„Laßt uns aufhören,“ begann Mirabeau.

„Genug des Spielens," sagten die Andern

Und bald darauf entfernten sich Brissot und Barnave, Mirabeau und Beaumarchais.

3.

Auf der Straße faßte der Graf den Dichter des Figaro vertrauensvoll unter den Arm, schaute sich bedächtig um, ob kein Dritter sie belausche, und fragte dann:

„Beaumarchais, verstehen Sie die Kunst zu schweigen?"

„Der Tod ist nicht schweigsamer, als ich."

„Darf man Ihnen also wirklich ein Geheimniß anvertrauen?"

„Sie dürfen es, Graf. Hier haben Sie Hand und Wort darauf."

„Nun denn, so vernehmen Sie ein Geheimniß, das mich drückt und peinigt, weil ich, außer Ihnen, keinen Freund habe, dem ich es mitzutheilen wage. Vor drei Tagen war ich im Théâtre français. Der Hof war von Versailles nach Paris gekommen, um der Aufführung eines neuen Trauerspiels von Chénier beizuwohnen. Ich befand mich in der Nähe der königlichen Loge und sah . . ."

„Die Königin?"

„Die Anmuth ihrer Züge, der Glanz ihrer Schönheit riß mich zur Bewunderung hin. Mein Auge hing mit Wollust an den Wimpern ihres Auges; plötzlich — war es Fügung des Himmels oder Spiel des Zufalls, ich weiß es nicht — plötzlich begegnet ihr Blick dem meinigen; fast erschrak ich vor Wonne. Die Königin, die meine freudige Aufregung bemerkt zu haben schien, winkte, als gleich darauf der dritte Act zu Ende war, mit engelsüßem Lächeln den Ober-Ceremonienmeister des Königs, den Marquis Brezé, zu sich heran, allem Anscheine nach

einzig und allein in der Absicht, ihn zu fragen, ob er mich kenne, denn gleich darauf sah ich, wie der Marquis, der etwas kurzsichtig ist, sein Opernglas nach meiner Loge richtete, um mich in Augenschein nehmen und dann der Königin über meine Person Auskunft ertheilen zu können. Es war mir, als hörte ich meinen Namen nennen. Die Königin betrachtete mich später, als der vierte Act begonnen hatte, mit Zügen, die eben so viel Neugier als Interesse zu verrathen schienen; einmal sogar bemerkte ich, daß sie mich einen kurzen Augenblick mit ihrer Lorgnette fixirte. Ich that, als ob ich's nicht gesehen, und seufzte tief und schwer. Seit jenem Augenblick sah sie nicht mehr nach meiner Loge hin; ich war untröstlich darüber; doch als der Vorhang zum letzten Male fiel und die Königin sich von ihrem Stuhle erhob, warf sie, bevor sie die Loge verließ, noch einen flüchtigen Blick zu mir hinüber. Wer war jetzt glücklicher, als ich. — Ich verließ flugschnell das Theater und kam noch zu rechter Zeit, um sie in ihren Wagen einsteigen zu sehen. Der Wagen rollte pfeilschnell von dannen; ich aber schlich betrübter als je nach meiner Wohnung, begab mich gleich darauf zu Bette und schlief, beschäftigt mit ihrem Bilde, ein. — Am andern Morgen trieb mich eine dunkele Ahnung, das Vorgefühl einer Hoffnung in den Garten der Tuilerien. Halb Paris lag noch in tiefem Schlaf versunken: der Garten war noch öd' und menschenleer. Fast unwillkürlich warf ich einen Blick zu den Fenstern hinauf. Erschreckt fuhr ich zusammen, als ich auf dem Balcon des pavillon d'horloge eine hohe Frauengestalt erblickte. Es war die Königin. In demselben Angenblicke, als sie mich bemerkte, fiel eine weiße Rose, die sie in der Hand gehalten, zu meinen Füßen nieder. Ich hob sie auf und . . . küßte sie."

„Hatte die Königin das gesehen?"

„Ich vermuthe es, denn ein holdes Lächeln umspielte ihren Mund. Sie warf noch einen Blick auf mich hinab und verschwand. — Diese Rose ist seit jenem Augenblick mein höchster Schatz . . . ich trage sie beständig auf meiner Brust . . . das ist sie," sagte Mirabeau und zeigte eine weiße Rose, die er alsogleich wieder verbarg.

„Wer sollte glauben, daß Graf Mirabeau, der Cäsar aller Frauen von Paris, solch ein Romeo ist?!"

„Schelten Sie mich, spotten Sie meiner, lachen Sie über mich, aber verrathen Sie nicht, was ich Ihnen jetzt unter Gottes freiem Himmel mit dem heiligsten Eide bekenne: ich liebe die Königin, liebe sie, wie noch kein Sterblicher ein Weib geliebt, liebe sie mit der ganzen Kraft meiner Seele, liebe sie unaussprechlich. Aus jeder Rose, die ich jetzt betrachte, lächelt mir ihr Bild entgegen. Marie Antoinette ist der Gedanke, der mir den Schlaf aus meinen Wimpern scheucht, der Gedanke, der, wenn ich endlich in die Arme des Schlafes gesunken bin, sich in meine Träume webt, der Gedanke, mit dem ich erwache. Meine ganze Zukunft, die Seligkeit des Jenseits möchte ich hingeben für einen einzigen Augenblick, an dem es mir vergönnt wäre, ihr sagen zu dürfen, wie unendlich ich sie liebe!"

„Sie zittern, Graf."

„Vor Wonne, wenn ich an den Augenblick zurückdenke, wo die Rose zu meinen Füßen niedersank."

„Kann dies nicht blos Zufall gewesen sein?"

„Mein Herz sagt mir: es sei absichtlich geschehen."

„Möglich, aber, aufrichtig gesagt, wenig wahrscheinlich."

„O rauben Sie mir diese süße Täuschung nicht. Dieser Glaube, Beaumarchais, versöhnt mich mit Gott und der Welt, mit dem

Königthume und Allem, was ich bisher gehaßt und verabscheut habe. Dieser Glaube macht mich glücklich, selig, wonnetrunken . . ."

„Das merke ich, Graf, denn so exaltirt habe ich Sie noch nie gesehen."

„Und halten Sie es denn für so unmöglich, daß eine Königin sich herablassen kann, einen ihrer Unterthanen zu lieben? Liebte nicht Elisabeth von England einen Leicester, einen Essex?"

„Vergessen Sie nicht, daß Marie Antoinette keine Elisabeth, Graf Mirabeau aber weder ein Essex, noch ein Leicester ist."

„In solchen Zeiten, wie die unsern, gilt ein Mann, wie ich, oft mehr als jene Zwei."

„Wohl wahr, lieber Graf, aber . . ."

„Kein Aber, Beaumarchais, lassen Sie mir diesen Glauben, denn ohne ihn wäre ich der unglücklichste Mann auf Gottes Erdball und der Verzweiflung näher, als ich jetzt dem Glück des Himmels bin. Lassen Sie mich glauben, daß ich der Königin nicht ganz gleichgiltig sei..."

„Glauben Sie, was Ihnen gefällt, lieber Graf. Aber sagen Sie mir, womit ich Ihnen dienen und beweisen kann, daß ich Ihnen von ganzem Herzen ergeben bin und mich glücklich schätzen würde, wenn ich im Stande, Ihnen dabei irgend einen Dienst zu erweisen."

„Rathen Sie mir, Beaumarchais, wie ich es anfange, in die Nähe der Königin zu kommen. Sie sind ein Mann, der Lustspiele schreibt, der die Kunst der Intrigue versteht, seien Sie mir das, was Ihr Figaro dem Grafen Almaviva ist . . . rathen Sie mir . . ."

„Lassen Sie sich beim Könige vorstellen."

„Das würde bei Hofe Verdacht erregen und mir beim Volke meine Popularität rauben. Ich möchte die Königin sehen und sprechen, ohne daß es ein Dritter erführe."

„Dann giebt es ein Mittel nur . . ."

„Und das wäre?“

„Versuchen Sie es, sich in Trianon einzuschleichen, wo die Königin, einzig und allein von einer ihrer Kammerfrauen umgeben, stundenlang im Parke verweilt.

„Und von wem wissen Sie das Alles?“

„Von einem meiner Freunde, dem Hofgärtner von Versailles.“

„Ich möchte seine Bekanntschaft machen.“

„Das kann geschehen.“

„Doch ohne ihm zu sagen, wer ich sei. Stellen Sie mich ihm als Dichter, Maler, oder was Sie wollen, nur nicht als Mirabeau vor.

„Ich werde Sie für einen Blumenfreund ausgeben, der die Gewächshäuser von Versailles und Trianon sehen will.“

„Und wann wollen Sie das thun?“

„Meinetwegen morgen schon.“

„Und wann und wo treffe ich Sie?“

„Um 11 Uhr im Café de Foy.“

„Ich halte Sie beim Wort.“

„Abgemacht!“

Und Beide drückten sich die Hände, wünschten einander gute Nacht und trennten sich.

Beaumarchais begab sich in einen Spielclubb, Mirabeau zu einem Restaurant.

4.

Acht Tage nach dieser Unterredung saßen in einem der kleinen Treibhäuser zu Trianon zwei Damen unter dem Schatten eines Orangenbaumes bei einem Frühstück, das aus Chocolade bestand. Die

Jüngere dieser beiden Damen war die Königin, die Aeltere eine ihrer Kammerdamen, Frau von Campan. Sie sprachen von Gegenständen, die ihnen am nächsten lagen, von Blumen.

„Diese Amaranthen,“ begann Frau von Campan, „rufen in mein Gedächtniß einen Orden zurück, den Christine von Schweden unter dem Namen dieser Blume, jedoch nur für solche Cavaliere ihres Hofes gegründet, die das Gelübde gethan hatten, sich nie zu verheirathen. Die Devise dieses Amaranthen=Ordens hieß: **Doux souvenir qui ne doit pas mourir.**“

„Ich bewundere, Frau von Campan, Ihre Geschichts=Kenntnisse. Fast von jeder Blume wissen Sie mir etwas Neues zu erzählen. Fahren Sie fort, liebe Campan.“

„Die Magnolia trägt den Namen eines französischen Botanikers, der Pierre Magnol hieß; die Camellia verdankt ihren Namen dem Jesuiten Camelli, der sie aus Japan mitgebracht, wo der Camellienbaum einheimisch ist und eine Höhe von 40 bis 50 Schuhen erreicht. Der schönste Camellienbaum, den Europa aufzuweisen hat, ist in Caserta, bei Neapel, zu sehen, wo er seit dem Jahre 1760 auf königlichem Grunde prangt.“

„Ich werde meinen königlichen Vetter um einen Ableger ersuchen.“

„Die Hortensia erhielt ihren Namen von einem französischen Reisenden, dessen Geliebte, die ihn auf allen seinen Reisen zu begleiten pflegte, Hortense hieß.“

„Die gute Dame blüht auf diese Weise in der Erinnerung der Nachwelt fort.“

„Das Veilchen erinnert mich an die **Academie des jeux floraux** zu Toulouse. Die Gründerin dieser Akademie, die im dreizehnten Jahrhundert sich **gai consistoire**, und dessen Mitglieder sich **les sept trou-**

badours mainteneurs de la gaie science genannt, soll Clemence Isaure gewesen sein. Diese Troubadours versammelten sich Anfangs in einem Obstgarten bei der Stadt, doch als in einem Kriege mit den Engländern das fröhliche Konsistorium im Jahre 1346 diesen Garten verlor, verlegten sie ihre Sitzungen ins Kapitol, das Rathhaus der guten Stadt Toulouse. Im Jahre 1694 wurde, durch ein Edict Ludwigs XIV., die fröhliche Gesellschaft zur Akademie erhoben. In früherer Zeit erhielt der Verfasser des besten Gedichtes ein Veilchen von Gold. Den allerersten Preis gewann Arnauld Vidal de Castelnaudari für ein Lied, das er zu Ehren der heiligen Jungfrau gedichtet."

„Ach das waren schöne, friedliche Zeiten, Zeiten, in denen Liebe und Poesie noch Hand in Hand gingen. Unsere Zeit aber," sagte Marie Antoinette mit einem tiefen Seufzer.

„Die Blätter dieses Feigenbaumes dort," unterbrach sie Frau von Campan, „vertraten in Syrakus, wie Montesquieu in seinem „esprit des lois" erzählt, die Stelle des griechischen Scherbengerichts. Wenn der Staat sich eines Bürgers, der ihm wegen seiner Grundsätze gefährlich schien, entledigen wollte, ließ er ihm blos ein Feigenblatt in die Hand drücken, worauf er sofort ins Exil wandern mußte."

„O besäße doch auch jetzt der Staat solch ein harmloses Mittel, böse Unterthanen aus seinem Reiche zu verbannen! Jetzt aber . . ."

„Verbannen Sie, Königin, diese traurigen Gedanken. Bald wird Alles besser werden. Die Lilie, das alte Wappen Frankreich's," fuhr sie fort, „ist das Scepter der Engel und Feen, das Emblême der Unschuld."

„Eine trübe Ahnung sagt mir, daß das blendende Weiß unserer Lilien von Blut geröthet werden wird."

„Geben Sie so düstern Vorgefühlen keinen Raum in Ihrem Herzen. Gott wird Alles zum Guten lenken! Betrachten Sie draußen den schönen,

reizenden Tulpenflor. Welch eine herrliche Blume! Busbeck brachte sie im Jahre 1554 aus dem Orient nach Europa. Fünf Jahre später sah der berühmte Botaniker Gesner die erste blühende Tulpe im Garten des Senators Herwart zu Augsburg. In der Mitte des 17ten Jahrhunderts artete die Tulpenliebhaberei in eine Manie aus, die manchen Reichen an den Bettelstab brachte. Es gab eine Zeit, in der die Tulpenzwiebeln mit Gold aufgewogen wurden. Für eine Zwiebel, Admiral van der Eyck, ließ man sich 1600, für einen Viceroy 3000, für einen Admiral Liefken 5000, für einen Semper Augustus sogar 6000 Gulden bezahlen. Zu Alkmar wurden einst 120 Tulpen zum Besten des dortigen Waisenhauses für 90,000 Gulden verkauft. Im Jahre 1637 gab ein reicher Bürger von Lille für eine seltene Tulpe ein großes Brauhaus hin. Seit jener Zeit hieß dieses Brauhaus die Tulpe und jene Tulpe das Brauhaus."

„Welche Tollheit! Aber sehen Sie doch, liebe Campan, wie heiter jetzt die Sonne lacht. Wir wollen diesen schönen Augenblick benutzen . . ."

„Ich bin bereit."

„Kommen Sie, kommen Sie!"

Marie Antoinette eilte in den Garten hinaus. Sie hatte sich eben dem kleinen Bassin genähert, in dem ein Heer kleiner Goldfische herumplätscherte, als plötzlich ein leichenblasser Mann vor ihr stand, der mit zitternder Hand ihr eine weiße Rose überreichte.

„Königin," begann er, doch in demselben Augenblick gewahrte er Frau von Campan, die ihrer Herrin auf dem Fuße nachgefolgt war. Erschreckt ergriff er die Flucht.

„Kannten Sie diesen Mann?" fragte Marie Antoinette.

„Nein, Majestät," erwiderte Frau von Campan.

„Er hatte den Muth, mir diese Rose zu überreichen. Ei, sehen Sie doch, jetzt bleibt er stehen und sieht sich um nach ... uns. Welche Frechheit," sagte die Königin und warf, entrüstet über diese Unverschämtheit, seine Rose ins Bassin.

„Verflucht," rief der Geber und stürzte fort wie ein Wüthender.

„Wer mag das sein?" fragte die Kammerfrau ganz erstaunt.

„Ein Narr, liebe Campan," erwiderte die Königin.

Es war der Graf von Mirabeau.

5.

Seit jenem Auftritt in Trianon war Mirabeau der erbittertste Gegner des Hofes. Sein beleidigtes Ehrgefühl, sein tiefgekränkter Stolz hatten dem Könige und der Königin, die seine Rose mit empörender Verächtlichkeit, mit kaltem Hohne in's Bassin geworfen, Rache zugeschworen. Seine heiße Liebe zu Marie Antoinette hatte sich in glühenden Haß verwandelt und diesen Haß wußte er geschickt jedem seiner Anhänger einzuimpfen.

Am 23. Juli 1788 trat Ludwig XVI. unerwartet in den Sitzungssaal der Deputirten. Statt der Orden trug er eine weiße Rose, die ihm die Königin an die Brust geheftet, als einen Talisman, der ihm — ein Traum hatte ihr das verkündet — Glück bringen werde. Vom Throne herab hielt er eine Rede an die Abgeordneten seines Volks, worin er sie ermahnte, ihre Stellung nicht zu mißbrauchen, sondern, eingedenk ihres Schwures, mit unverbrüchlicher Treue festzuhalten an dem Thron der Lilien und nichts zu unternehmen, was die Gemüther des Volkes erhitzen und dem Lande Gefahr bringen könne. Diese Rede aber hatte im Herzen der Deputirten so wenig Anklang gefunden, daß sie, ohne Theilnahme

zu erregen, spurlos vorübergegangen war. Wuth und Ingrimm malte sich auf Mirabeau's Antlitz, der die weiße Rose an der Brust des Gatten für Verrath seiner Schwäche hielt und von diesem Augenblicke fest überzeugt war, Marie Antoinette habe seine Neigung zu ihr dem Könige verrathen. Als Ludwig XVI. sich entfernt hatte, bestieg Mirabeau die Tribüne und hielt eine Rede, in der jedes Wort wie ein Donnerkeil in die Ohren der Hofpartei, wie ein Blitz in die Herzen ihrer Gegner schlug.

Gleich darauf erschien der Ober-Ceremonienmeister, Marquis de Brezé, abgeschickt vom Könige, um der Versammlung den Befehl mitzutheilen, daß sie aufgelöst sei und aus einander gehen solle.

Dieser unerwartete Schlag, der wie ein Blitz aus heiterer Höhe niederzuckte, erschreckte die Versammlung dergestalt, daß die Mehrzahl der Deputirten bereits entschlossen war, dem königlichen Machtgebote Folge zu leisten. Da aber erhob sich mitten im Schooße des **tiers-état** eine Stimme, die wie das Grollen des Donners das unheimliche, gewitterschwangere Schweigen brach und die unheilvollen Worte ausrief:

„**Allez dire à votre maître que nous ne quitterons nos places que par la force des baïonnettes.**“

Der **Jupiter tonans**, der diese Donnerworte dem Abgesandten des Königs zur Antwort gab, war Graf Mirabeau.

Marquis de Brezé mußte sich entfernen und dem Könige die Nachricht überbringen, daß die Versammlung, angefeuert von dem Muthe des Grafen Mirabeau, einstimmig beschlossen habe, nur der Macht der Bajonnette zu weichen.

Der schwache Ludwig, unfähig eines energischen Entschlusses, erblaßte, die Königin aber sank in Ohnmacht.

6.

Seit jenem Tage und seit jenem Ausspruche Mirabeau's schritt die Revolution mit unaufhaltbaren Riesenschritten ihrem Ziele zu.

Der Hof, gedrängt von der Nothwendigkeit, ließ nun kein Mittel unversucht, Mirabeau auf seine Seite zu ziehen. Ludwig XVI. wurde von der Königin bewogen, für den Grafen 250,000 Francs Schulden zu bezahlen und ihm außerdem eine monatliche Pension von 6000 Francs zuzusichern. Als er das erste Mal bei Hofe erschien, sagte Marie Antoinette zur Frau von Campan:

„Hätte ich damals seine Rose genommen, wer weiß, ob es jetzt nicht besser um uns stände. Sein erster Anblick hat mir Schrecken, aber die hinreißende Macht seiner Beredsamkeit das Vertrauen eingeflößt, daß mir, so lange dieser Mann lebt, keine Gefahr droht."

Aber all' diese Schritte kamen zu spät. Die Deputirten hatten durch Mirabeau die Größe ihrer Macht kennen gelernt und verfolgten jetzt mit Muth und Beharrlichkeit ihr vorgestecktes Ziel.

7.

Am 2. April 1791 verbreitete sich wie ein Lauffeuer durch ganz Paris die Kunde, daß Graf Mirabeau, der abtrünnige Apostel der jungen Freiheit, urplötzlich gestorben sei und zwar an einem Entzündungsfieber, wie Einige, an Gift, wie Andere behaupteten.

Auf seiner Brust lag eine verwelkte Rose.

8.

Als Marie Antoinette die Nachricht seines Todes erfuhr, sagte sie zur Frau von Campan:

„Nun sterb' auch ich sehr bald!"

9.

Mittwoch am 16. October 1793 ging ihre Ahnung in Erfüllung. Eine weiße Rose am Busen, starb sie unter dem Messer der Guillotine.

V.

Herr von Kipfelhuber.

1.

„Wenn sich Herz und Mund thut laben,
Will die Nase auch was haben."

Sprichwort.

Einer der drolligsten Charactere der österreichischen Hauptstadt, des harmlosen, gemüthlichen, lebenslustigen Wiens, war ein Herr Ignaz Kipfelhuber, ein alter Hagestolz und ehemaliger Kaffeesieder, der sich, acht Jahre vor seinem Lebensende, von seinem einträglichen Geschäfte, vom geräuschvollen Kaffeehaus-Leben mit einem jährlichen Einkommen von 6000 Gulden in die idyllische Einsamkeit eines kleinen Hauses im entlegensten Winkel der Alser-Vorstadt zurückgezogen, sich hier auf die Bärenhaut geworfen, oder, feiner ausgedrückt, der angenehmen Beschäftigung des Müßigganges hingegeben hatte. — Halb Wien, das früher sein prächtiges Kaffeehaus auf dem Graben besucht hatte, kannte den komischen Kautz, der, einer der größten Fresser der ganzen Monarchie,

eben so breit als lang, von der Vogelperspective betrachtet, viel Aehnlichkeit mit einem Nußknacker gehabt. Außer Essen und Trinken hatte der dicke Herr von Kipfelhuber nur noch eine Leidenschaft: die Leidenschaft des Tabackschnupfens.

Es hat Psychologen gegeben, welche behaupten wollten, daß großer, unmäßiger Hang zum Tabackschnupfen in der Regel den Mann von durchdringendem Verstande und glänzenden Geistesfähigkeiten verrathe. Diese Seelenkenner entwarfen eine lange Liste von starken Tabackschnupfern, die zugleich auch starke Geister, große, berühmte Leute gewesen sind. An der Spitze dieser tabackschnupfenden Berühmtheiten prangte Magliabecchi, den meine Leser aus der ersten Erzählung dieses Buches kennen, ein Gelehrter, der, nach seinem eigenen Bekenntniß, vom 28sten bis zum 78sten Jahre tagtäglich im Durchschnitt drei Loth, in 50 Jahren also ungefähr 60,000 Loth aufgeschnupft hatte. Den Schluß dieser Liste machte Friedrich der Große, der den Taback, wie Jeder weiß, aus der Westentasche geschnupft. Aber diese psychologische Beobachtung ruht, wie manche Andere, auf sehr lockerm Grunde, denn Herr von Kipfelhuber war, trotz seiner unendlich großen Vorliebe für das Tabackschnupfen, einer der ausgezeichnetsten Dummköpfe von ganz Wien, so dumm, so bodenlos dumm, daß er nur mit knapper Noth ein Parapluie von einem Sonnenschirm unterscheiden konnte. — Nebenbei sammelte er auch Dosen.

Herr von Kipfelhuber war freilich nicht der einzige Narr, der dieses Steckenpferd ritt. Auch Herr von Talleyrand besaß eine reiche Dosensammlung, von denen jede mit dem Bildniß eines Souverains und, was in seinen diplomatischen Augen freilich mehr Werth besaß, mit kostbaren Diamanten geschmückt war, eine Sammlung, deren Werth sich auf 250,000 Francs belief.

Die Dosensammlung des Herrn von Kipfelhuber war freilich viel weniger werth, denn häufig geschah es, daß er kannibalisch geprellt wurde. Ganz Wien kannte seine Schwäche für historische Dosen, das heißt für solche, die früher im Besitze weltgeschichtlicher Personen gewesen. Er hatte eine Dose von der großen Maria Theresia, eine vom Kaiser Joseph, eine vom Prinzen Eugen, eine vom Fürsten Kaunitz und eine sogar vom großen Napoleon. Für eine Tabatiere, aus welcher der große Friedrich bei der Schlacht von Leuthen geschnupft haben soll, hatte Herr von Kipfelhuber, ob diese Dose gleich nur von Schildkrötenschaale war, 280 Gulden Conventionsmünze bezahlt. Jeden Tag pflegte er aus einer andern Dose zu schnupfen, und da er deren gegen 400 besaß, so verstrich mehr als ein ganzes Jahr, ehe wieder die Reihe von vorn anfing. — Die Spötter und Witzbolde hatten ihm aus diesem Grunde einen Spitznamen beigelegt, unter dem er in Wien und der ganzen Umgegend so bekannt wie ein bunter Pudel war. Jedes Kind wußte, daß man unter „Dosen-Nazi“ keinen Andern als den kleinen dicken Herrn von Kipfelhuber verstand.

2.

Da hier von einem Schnupfer die Rede ist, so sei es mir erlaubt, auch seine Leidenschaft, den Taback, in den Kreis meiner Erzählung zu ziehen.

Der Taback stammt ursprünglich aus dem südlichen Amerika und wurde von einem spanischen Mönche, Roman Pane, der ihn vier Jahre nach der Entdeckung von Amerika in Tabaco, einer Provinz von Sanct Domingo, hatte kennen gelernt, nach Europa gebracht. — Im Jahre 1559 kam der erste Taback nach Portugal und ein Jahr später

brachte ihn Jean Nicot, französischer Gesandter in Lissabon, der Königin Katharina von Medicis, weßhalb der Taback, Nicot zu Ehren, Nicotiana Tabacum, vom Hofe aber herbe à la reine oder herbe Médicée getauft wurde. Kaiser Karl's V. spanische Soldaten brachten ihn nach Deutschland, wo er 1559 zuerst zu Suhl in der Grafschaft Henneberg angebaut wurde.

Der Taback hatte in der ersten Zeit seiner Einführung viele Verfolgungen zu bestehen. Jacob I., Englands Salomon, der Sohn der unglücklichen Maria Stuart, der kein entblößtes Schwert sehen konnte, ein Fürst, der, trotz seiner großen Gelehrsamkeit, überall Gespenster wähnte und eine Dämonologie schrieb, verfaßte auch ein fulminantes Buch gegen den Taback und erließ im Jahre 1604 eine strenge Verordnung gegen das Tabackrauchen, welche Karl I. im Jahre 1633 in so weit wieder aufhob, daß er gegen Entrichtung einer nicht unbedeutenden Abgabe Erlaubniß zum Tabackhandel ertheilte und somit auch das Rauchen und Schnupfen wieder gestattete. — Im Jahre 1664 erwuchs dem Taback ein neuer Feind in der Person Urban's VIII., der einen Bannstrahl auf Alle schleuderte, welche rauchten, und auf Jeden, der in der Kirche zu schnupfen wagte. Die freie Schweiz, und namentlich Bern, folgte dem Beispiele des heiligen Vaters und züchtigte jeden Tabackraucher mit Pranger, Geld= und Gefängnißstrafe. — In Rußland wurde unter Michael Feodorowitsch im Jahre 1634 das Tabackrauchen bei Verlust der Nase verboten.— Sultan Mahomed III., Achmet I. und Schah Abbas der Große gingen noch weiter und bestraften Raucher und Schnupfer mit dem Tode. — Auch Ludwig XIV. war ein Gegner des Tabacks und soll die geistreiche Frau von Sevigné nur darum gehaßt haben, weil sie sich, wie, beiläufig gesagt, alle Frauen, welche schriftstellern, dem Laster des Tabackschnupfens ergeben hatte, wo=

durch auch die reizende Marquise von Montespan bei ihm in Ungnade gefallen war. — Ohne besondere Erlaubniß durfte keine Prinzessin des königlichen Hauses eine Prise Taback schnupfen. Herr von Lauzun, der ihm einst eine Prise anzubieten gewagt, wurde dafür in die Bastille geschickt. — Ein noch weit schlimmerer Feind des Tabacks war Gustav III. von Schweden, der in einem seiner Werke das naive Bekenntniß abgelegt, daß er nichts so sehr gehaßt habe, als die deutsche Sprache und das Tabackrauchen. — Die neuere Zeit hat den Taback enancipirt; nur noch hie und da ist das harmlose Vergnügen des Tabackrauchens bei zwei Thalern Geld- oder verhältnißmäßiger Gefängniß-Strafe untersagt; das Schnupfen aber ist — Dank der Weisheit und Toleranz unserer erleuchteten Regierungen — überall, selbst in Wien, erlaubt.

3.

Und das war wirklich ein Glück für Herrn von Kipfelhuber; denn hätte er für jede Prise, die er geschnupft, nur einen Kreuzer Strafe bezahlen müssen, so wäre im Jahre ein hübsches Sümmchen herausgekommen.

Wie oft pries er deßhalb die Freiheit seines Vaterlandes, die Toleranz der hohen Polizei!!!

„Ich kann essen und trinken, wann ich will, ich kann schnupfen und niesen, wann ich will,“ sagte er und sang dann im überströmenden Gefühle seines k. k. österreichischen Patriotismus:

„Es giebt nur a Kaiserstadt,
Es giebt nur a Wien!“

Eines Morgens, als Herr von Kipfelhuber im Kaffeehause zum silbernen Stöpsel sein drittes oder viertes Frühstück zu sich nahm, fiel

ihm eine Beilage der Wiener Zeitung in die Hand, worin mit auffallend großer Schrift folgende Anzeige stand:

„Tausend Gulden Belohnung Demjenigen, der die Schnupftabacksdose Rudolfs von Habsburg, welche vorgestern auf dem Wege vom Stephansplatz bis zum Kärnthner Thor verloren gegangen, dem untröstlichen Eigenthümer derselben ungesäumt wiederbringt. Nähere Auskunft ertheilt das Bureau der Wiener Zeitung."

„Kellner!" rief Herr von Kipfelhuber.

„Was schaffen Ew. Gnaden?"

„Können Sie mir sagen, wer dieser Rudolf von Habsburg ist, der vorgestern seine Dose verloren hat?"

„Rudolf von Habsburg? Den kenn' ich nicht. Wollen's vielleicht so gut sein, im Schematismus nachzuschlagen? Da finden ihn Ew. Gnaden ganz bestimmt."

„Her damit!"

Der Kellner brachte gleich darauf das Adreßbuch. Herr von Kipfelhuber schlug erst unter Rudolf und dann unter Habsburg nach, fand aber weder den einen, noch den andern Namen.

„Da haben wir's," rief Herr von Kipfelhuber, „Rudolf von Habsburg steht nicht im Schematismus. 'S ist zum Dummwerden! Da findet man Alle drin, nur die nicht, die man sucht."

„Vielleicht ist er gestrichen worden."

„Gestrichen? Von wem?"

„Von der Censur, Herr von Kipfelhuber."

„Darf sie denn auch Namen streichen?"

„Na ob!! Dieser Rudolf von Habsburg muß ein verdächtiger Mensch sein" . . .

„Aber mehr Geld haben als ich! Stellen Sie sich vor, Kellner,

tausend Gulden verspricht er Demjenigen, der ihm seine verlorene Dose wiederbringt. Herr Gott, das muß eine Dose sein! Die möcht' ich sehen! Die möcht' ich haben!"

„Ich auch, aber blos von wegen der tausend Gulden," meinte der Kellner.

„Und so ein Mann steht nicht im Schematismus? 'S ist zum Dummwerden!" wiederholte Herr von Kipfelhuber.

Bald darauf trat Herr von Zwiebelmeyer, der blutjunge Theater=Recensent eines Wiener Unterhaltungsblattes, ein Stammgast des silbernen Stöpsels ein und ließ sich mit großer Herablassenheit an dem Tische nieder, an dem Herr Dosen=Nazi saß.

„Guten Morgen, Herr von Kipfelhuber."

„Grüß Ihnen Gott, Herr von Zwiebelmeyer. Gut, daß Sie kommen. Kennen Sie vielleicht einen gewissen Herrn von Habsburg?"

„Habsburg?" wiederholte der Gefragte. „Dieser Name kommt mir ziemlich bekannt vor; ich glaube, ihn schon manchmal gehört zu haben, und, wenn ich nicht irre, in einem Zauberspiel, das ich einmal vor zehn Jahren im Leopoldstädter Theater gesehen."

„Das wird wohl ein Anderer, aber nicht Dieser da gewesen sein, der vorgestern seine Dose verloren hat . . . Da lesen Sie mal."

Herr von Kipfelhuber gab dem gelehrten Herrn von Zwiebelmeyer das Zeitungsblatt.

„Sie scheinen diese Anzeige nicht zu verstehen," sagte der Literat.

„Wie so?"

„Diese Dose hat nicht der Herr von Habsburg verloren" . . .

„Wer denn?"

„Das kann ich Ihnen nicht sagen."

„Warum denn nicht?"

„Weil ichs nicht weiß. Wenn Ihnen aber daran gelegen ist, zu erfahren, wer sie verloren hat, so erkundigen Sie sich im Bureau der Zeitung.“

„Hören Sie, das ist ein prächtiger Einfall! Aber wissen möcht' ich denn doch, wer dieser Habsburg ist?“

„Vermuthlich kein Anderer als der frühere Besitzer dieser Do . . . Kreuz Element, jetzt fällt mir etwas ein.“

„Was fällt Ihnen ein?“

„Ja, nun erinnere ich mich seiner ganz genau! Es war kein Zauber-, sondern ein Trauerspiel. Dieser Rudolf von Habsburg war ein Feind Ottocars.“

„Und dieser Ottocar?“

„Wie, Sie wissen nicht, wer Ottocar war?“

„Ich hab' in meinem ganzen Leben nichts von dem Mann gehört.“

„Pfui, schämen Sie sich, Herr von Kipfelhuber. Sehen Sie, das kommt Alles davon her, daß Sie nie das Theater besuchen und niemals die Wiener Theaterzeitung lesen. Ottocar, lieber Freund, war König von Böhmen.“

„I was Sie sagen.“

„Und dieser Rudolf von Habsburg war Kaiser von Deutschland.“

„Nicht möglich!“

„Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort.“

„Das ist ein schlechter Spaß.“

„Meinen Sie damit mein Ehrenwort?“

„Was fällt Ihnen ein. Nein, Freund, ich meine damit den Einfall, daß dieser Herr von Habsburg Kaiser von Deutschland soll gewesen sein.“

„Aber es ist so; ich kann's Ihnen durch die Wiener Theaterzeitung beweisen."

„Also wirklich ein Kaiser? Und dieser Kaiser hat vorgestern seinen Schnupftabacksdeckel verloren?"

„Er nicht, hab' ich Ihnen schon einmal gesagt."

„Na wer denn sonst?"

„Das werden Sie im Büreau der Zeitung erfahren."

„Gleich will ich hin. Diese Dose muß ich haben, so wahr ich Ignaz heiße und nicht so dumm bin, wie ich aussehe. Addio, Herr von Zwiebelmeyer, Sie sind doch ein Tausendsasa, der Alles weiß.

Dosen-Nazi rannte eilig fort.

4.

Zu dick und bequem, um den weiten Weg vom äußersten Ende der Alser-Vorstadt bis in die Mitte der Stadt zu Fuß zurücklegen zu können, warf sich Dosen-Nazi in den ersten Fiacre, der ihm begegnete, und fuhr nach der Rauhensteingasse.

Unterweges waren seine Gedanken einzig und allein mit der Dose Rudolfs von Habsburg beschäftigt. Er wußte nun, daß dieser Habsburg deutscher Kaiser war, und seit jenem Augenblicke war er auf dessen Dose wie der Teufel auf eine arme Seele erpicht.

„Die Dose muß ich haben, sie mag kosten, was sie will. Bin ich denn nicht reich und kann ich nicht Alles haben, was ich will?"

In der Rauhensteingasse angelangt, verließ er den Fiacre und begab sich in die Expedition der Zeitung.

„Nehmen Sie's ja nicht übel," sagte er zu einem der Expedienten, „wenn ich so frei bin, Sie zu bitten, mir zu sagen, wer der Herr

ist, der vorgestern in der Zeitung den Schnupftabacksdeckel von dem deutschen Kaiser Rudolf von Habsburg verloren hat."

„Der Mann heißt Reginald Pfefferkorn."

„Und wohnt?"

„Jägerzeile Nr. 18, 3 Treppen hoch. So eben hat er uns die Anzeige geschickt, daß seine Dose bereits gefunden ist."

„Also wirklich gefunden?"

„Morgen steht's in der Zeitung."

Herr von Kipfelhuber dankte für die erhaltene Auskunft, stieg wieder in seinen Fiacre und fuhr nach der Jägerzeile hinaus.

5.

Herr Reginald Pfefferkorn, der dem redlichen Finder der verlorenen Dose tausend Gulden Belohnung zugesichert hatte, gehörte zu jenen Leuten, die man im bürgerlichen Leben Glücksritter, in der juristischen Praxis aber, welche massivere Bezeichnungen liebt, Filous oder Spitzbuben nennt. Dieser Filou bewohnte nicht weniger als drei verschiedene Quartiere. In der Jägerzeile nannte er sich Reginald Pfefferkorn, in der Josephstadt Herr von Paroli und in der Stadt Dr. Müller. Seinen wahren Namen wußte Niemand. Er war ein junger, hübscher Mann, der einen starken Backenbart in Form eines Hufeisens, auf dem vierten Finger seiner linken Hand ein halb Dutzend funkelnder Ringe und immer buttergelbe Glacéhandschuhe trug. Ueberhaupt machte er stets feine Toilette, trug im Sommer auffallendes Hosenzeug und im Winter einen der reizendsten Zobelpelze von ganz Wien; kein Wunder, daß ihn alle Welt für einen reichen, vornehmen Mann hielt. Das Capital aber, von dem er lebte, war die Leichtgläubigkeit und Dumm-

heit vieler Leute, die eigentlich nur darum auf der Welt zu sein scheinen, um sich von jedem Glücksritter gutmüthig hinter's Licht führen und über's Ohr hauen zu lassen.

Herr Reginald Pfefferkorn war unstreitig einer der pfiffigsten Industrieritter, so verschmitzt, daß er selbst die Luchsaugen der geheimen Polizei zu blenden und zu täuschen verstand.

Jeder Wiener, welcher in den Jahren 1837 und 1838, Nachmittags zwischen drei und vier Uhr, Cora's Kaffeehaus vis-à-vis vom Augustinerkloster besucht hat, wird dort die Crême der Wiener Literaten: Herrn Ignaz Seitteles, einen großen Schöngeist, von dem der selige Sulzer seine Theorie der schönen Künste abgeschrieben, Herrn Wilhelm Lembert, den berühmten Mitesser des Herrn Scribe und — was viel interessanter als diese beiden Heroen der Wiener Literatur — einen schwarzen Pudel gesehen haben, der beständig unter dem Billard lag.

Er hieß Diplomat und mochte wohl der gescheidteste Pudel von ganz Wien sein. Er war ungefähr das unter den Hunden, was Herr Seitteles unter den Literaten ist. Er (der Pudel nämlich) hatte hundert liebenswürdige Eigenschaften: er war ein Ausbund von Treue, ein Muster von Wachsamkeit und ein Wunder von Dressur. Er bellte und knurrte auf's Commando, stand eben so fest auf den zwei Vorder= als auf den zwei Hinterbeinen, wedelte ganz diplomatisch mit dem Schweife und wußte aufzuwarten, wie ein Frankfurter Kellner.

Dieser Pudel gehörte dem bewußten Herrn Dr. Müller und der bewußte Herr Dr. Müller gehörte zu den Stammgästen dieses Kaffeehauses.

Dieser Dr. Müller hatte seinen vierfüßigen Diplomaten abgerichtet, jedes Geldstück, das sein Herr oder irgend ein Anderer auf die Erde fallen ließ, im Nu aufzufangen und — was die größte Tugend

dieses Hundes war — augenblicklich zu verschlucken. Der gute Diplomat verschluckte alles Geld ohne Unterschied des Standes und der Religion: katholisches und protestantisches Geld, Kupfer- und Silbergeld, von der Größe eines Kreuzers bis zu der eines Zweiguldenstücks ... nur Papiergeld war ihm zuwider.

Sein Herr, der täglich die Runde durch zwanzig Kaffeehäuser machte, verdankte seinen Unterhalt großentheils der Geschicklichkeit seines Diplomaten, den er überall mit sich führte. — Sobald unser Glücksritter in ein Kaffeehaus eintrat, legte sich sein Pudel alsogleich unter's Billard und verfolgte vor Allem jede Bewegung der Marqueure. So oft dann einer der dienstbaren Geister oder einer der Gäste beim Bezahlen oder Wechseln aus Unvorsichtigkeit ein Geldstück durch die Finger auf die Erde fallen ließ, stürzte — noch ehe sie sich niederbücken konnten — der Pudel darauf los und verschlang es, ungefähr mit der Wonne, mit der ein Feinschmecker eine Auster verschlingt. — Das Geldstück war dann unwiederbringlich verloren. Der Eigenthümer des Pudels bat tausendmal um Entschuldigung und verfügte sich dann in ein anderes Kaffeehaus, entrirte dort eine Partie Domino und stieß während des Spielens an den Tisch an, damit sein Geld sowohl als das seines Gegners auf die Erde falle. Diplomat, der listig auf der Lauer lag, sprang dann schnell aus seinem Hinterhalt hervor, schnappte ein Stück nach dem Andern auf und — verschluckte es. Sein Herr gab sich dann die Miene, als ob er — Gott weiß wie sehr — empört darüber wäre. Er schimpfte und schlug den armen Pudel; Diplomat krümmte sich wie ein getretener Wurm, Diplomat winselte, Diplomat schrie, gab aber das Geld um keinen Preis der Erde zurück.

Nachts, bevor sein Herr zu Bette ging, gab er seinem getreuen Mitarbeiter ein kleines Pulver ein, worauf der Pudel alles Geld, das

er im Laufe des Tages aufgeschnappt und bei sich herumgetragen hatte, wieder herausgab und von seinem Herrn zur Belohnung seiner treuen Dienste zwei, drei, auch vier Wiener Würstchen erhielt, je nachdem Diplomat sich gut oder schlecht aufgeführt, das heißt: viel oder wenig Beute gemacht hatte. Sein Herr, der über diese Einnahmen gewissenhaft Buch zu führen pflegte, notirte allabendlich, wieviel er von seinem Capitalhunde Interessen bezogen hatte. Es soll Tage gegeben haben, wo Diplomat 20—30 Gulden gekapert hatte. — Herr Reginald Pfefferkorn liebte darum seinen Pudel mehr als sich selbst und wohl mit vollem Rechte, denn Diplomat — der Schrecken aller Marqueure, der Schobri aller Geldbörsen — war der treue Diener seines Herrn, der Compère seiner Industrie, seine vierfüßige Sparkasse, sein geheimer Finanzminister, sein Freund in der Noth.

Der Eigenthümer dieses Pudels hatte in Erfahrung gebracht, daß Herr von Kipfelhuber der eifrigste Sammler weltgeschichtlicher Schnupftabaksdosen und außerdem der größte Schwachkopf von ganz Wien sey. Herr Reginald Pfefferkorn hatte sich deßhalb schon lange vorgenommen, den Dosen-Nazi einmal auf's Korn zu nehmen. Und darum hatte er die List ersonnen, in der Zeitung bekannt zu machen, er habe die Dose Rudolfs von Habsburg verloren, einzig und und allein in der Absicht, durch diese Anzeige die Aufmerksamkeit des Herrn von Kipfelhuber auf sich zu lenken, eine List, die, wie meine Leser sogleich erfahren werden, ihm vollständig gelang.

7.

Herr Reginald Pfefferkorn lag eben, mit einer langen, türkischen Pfeife im Munde, am offenen Fenster, als Herr von Kipfelhuber ganz leise und schüchtern an dessen Thür pochte.

„Herein!“ rief der Glücksritter.

Gleich darauf wälzte sich zur Thür eine dicke Fleischmasse hinein, in der Herr Pfefferkorn alsogleich den Dosensammler erkannte.

„Habe ich die Ehre, Herrn von Pfefferkorn zu sprechen?“

„Der bin ich.“

„Ew. Wohlgeboren haben eine Dose verloren.“

„Verloren und bereits wieder gefunden.“

„Wollten Sie vielleicht die Gnade haben, mir diese Dose einmal zu zeigen?“

„Wozu?“

„Ich bin ein großer Freund von Dosen . . .“

„Das glaube ich Ihnen.“

„Und kaufe Alle, die mir gefallen . . .“

„Ich aber verkaufe diese Dose nicht.“

„Warum nicht?“

„Weil sie mir über Alles lieb und theuer ist. Dem Fiacre, der sie gefunden, habe ich 1000 Gulden geschenkt. Daraus können Sie entnehmen, wie theuer sie mir ist. Aus dieser Dose schnupfte einst der große Kaiser Rudolf von Habsburg, der Ahnherr unseres Kaiserhauses ... Das kaiserliche Antiquitäten-Cabinet hat mir bereits 1200 Gulden Conventionsmünze angeboten . . . ich habe den Antrag zurückgewiesen.“

„Aber kann man sie denn nicht sehen?“

„Ich will sie Ihnen zeigen,“ sagte Herr Pfefferkorn und holte aus einem rothledernen Futteral seinen Schatz hervor. — „Diese Dose,“ fuhr er fort, „ist ein Meisterwerk italienischer Kunst . . . Sie spielt . . .“

„Was spielt sie? . . .“

„Eine Messe des berühmten Palestrina . . . Sie werden staunen, wenn Sie diese Musik hören . . .“

Die Dose fing zu spielen an. Kipfelhuber spitzte die Ohren.

„Von wem ist diese Musik?"

„Von dem berühmten Palestrina, welcher Kapellmeister bei Rudolf von Habsburg gewesen ist."

„Diese Messe kommt mir sehr bekannt vor. Sie hat viel Aehnlichkeit mit einem Lannerschen Walzer, den ich gestern in der goldenen Birn gehört."

„Sie scheinen ein verdammt schlechtes Gehör zu haben, wenn Sie zwischen einer Messe von Palestrina und einem Walzer von Lanner keinen Unterschied herausfinden. — Außerdem spielt meine Dose auch die österreichische Nationalhymne, „Gott erhalte Franz den Kaiser", ein Lied, das schon zur Zeit Rudolfs von Habsburg gesungen wurde. Dann spielt sie auch das bekannte Aschenlied, das unser großer Volksdichter Raimund in sein „Mädchen aus der Feenwelt" eingelegt hat."

„Herr," sprach Herr von Kipfelhuber, „Sie könnten mich glücklich machen."

„Wodurch, lieber Mann?"

„Wenn Sie mir diese Dose verkaufen wollten . . ."

„Ei, wo denken Sie hin . . .".

„Begehren Sie dafür, so viel Sie wollen . . . ich bin reich und gebe Ihnen Alles, was Sie verlangen . . ."

„Ich sagte Ihnen schon einmal, daß das k. k. Antiquitäten-Cabinet mir dafür 1200 Gulden Conventionsmünze angeboten hat . . ."

„Ich gebe Ihnen hundert Gulden mehr . . .",

„Auch dafür ist sie mir nicht feil . . ."

„Sind Sie mit 1500 Gulden zufrieden?"

„Ich habe Ihnen schon ein Mal gesagt, daß mir diese Dose über Alles lieb und theuer ist. Ich würde mich allenfalls nur dann entschlie-

ßen können, ihren Besitz einem Andern abzutreten, wenn ich Jemanden fände, welcher geneigt wäre, mir dafür 2000 Gulden zu zahlen."

„2000 Gulden? Viel Geld!"

„Ich zwinge Niemanden. Sie erweisen mir im Gegentheil einen Gefallen, wenn Sie mir die Dose nicht abkaufen, denn Geld, lieber Mann, hat keinen Werth für mich, diese Dose aber ist ein Schatz, auf dessen Besitz ich stolz sein darf."

„Sie haben Recht. Nicht Jeder besitzt eine Dose Rudolfs von Habsburg. Herr, ich bin entschlossen, Ihnen 2000 Gulden dafür zu geben."

„Auch dann trenne ich mich nur mit schwerem Herzen von dem mir liebgewordenen Kleinod."

„Ziehen Sie sich an und fahren Sie mit mir in meine Wohnung, um dort das Geld in Empfang zu nehmen."

Unser Glücksritter ließ sich das nicht zwei Mal sagen. Er warf sich rasch in die Kleider und fuhr mit dem Dosen-Nazi nach der Alser-Vorstadt.

Unterweges spielte die Dose Rudolfs von Habsburg auf inständiges Begehren des Herrn von Kipfelhuber noch einmal die Messe von Palestrina.

Dosen-Nazi war außer sich vor Freude.

Eine halbe Stunde später war der Handel abgemacht: Kipfelhuber hatte die Dose und Pfefferkorn die 2000 Gulden.

6.

Gleich nach dem Essen begab sich der neue Besitzer der Dose Rudolfs von Habsburg in's Kaffeehaus.

An einem der Tische unfern des Billards saßen zwei Stammgäste des silbernen Stöpsels: Herr Wuzelhofer, bürgerlicher Handschuhmacher, und Herr Kneiferl, k. k. patentirter Milly-Kerzen-Fabricant.

„Guten Tag, meine Herren,“ sagte Herr Kipfelhuber.

„Servus, servus,“ erwiderten die beiden Andern.

„Ach, ich bin heut so glücklich, daß ich die ganze Welt umarmen möcht'.“

„Warum?“ fragten die Andern.

„Ich hab' heut' eine Dose gekauft. Schaun Sie, diese Dose da ...“

„Und was ist's mit diesem Deckel?“ fragte der Milly-Kerzen-Fabricant.

„Dieser Deckel da ist kein gewöhnlicher Deckel. Er spielt . . .“

„Karten?“ fragte der Handschuhmacher.

„Nein, Musikstücke. Wollen Sie 'mal die Messe von Papastrina hören?“

„Wann's nix kosten thut,“ meinte Herr Kneiferl.

Kipfelhuber ließ seine Dose spielen.

Was ist das?“ fragte Kneiferl.

„Die berühmte Messe von Papastrina.“

„Lassen's sich nit auslachen. Das ist ein Walzer von Strauß, den meine Tochter den lieben langen Tag von Morgens 7 bis Abends 10 Uhr spielt.“

„Ich sag' Ihnen, Sie irren sich, das ist kein Walzer von Strauß. Wissen Sie, wie alt diese Dose ist? 600 Jahr', hat mir der Mann gesagt, von dem ich sie heut Morgen gekauft habe. Aus dieser Dose hat ein deutscher Kaiser geschnupft.“

„Was für ein Kaiser?“ fragte Kneiferl.

„Rudolf von Habsburg.“

„Wer?“ fragte **Kneiferl** noch einmal.

„**Rudolf von Habsburg**,“ wiederholte Dosen=Nazi.

Der Milly=Kerzen=Fabricant fing nun dermaaßen zu lachen an, daß es den Anschein hatte, als wollte er gar nicht mehr damit aufhören. Herr von **Kipfelhuber** schien ihm das sehr übel zu nehmen.

„Herr, warum lachen Sie?“

„Weil ich mir denken kann, daß Sie wieder einmal angeschmiert sind.“

„Angeschmiert? Wie so?“

„**Rudolf von Habsburg** hat nie geschnupft.“

„Warum nicht?“ fragte Dosen=Nazi.

„Aus dem ganz einfachen Grund, weil die Regierung damals noch keinen Taback verkauft hat, weil überhaupt damals noch kein Taback bekannt war.“

„Jesus Maria und Joseph!“ rief **Kipfelhuber** und sank leichenblaß auf seinen Stuhl hin.

„Hilfe, Hilfe!“ rief der Handschuhmacher, „der Mann giebt seinen Geist auf.“

„Seien's unbesorgt, der hat keinen.“

Als Herr von **Kipfelhuber** sich vom ersten Schreck erholt hatte, eilte er auf die Straße hinaus, warf sich in einen Fiacre und fuhr augenblicklich zum Spitzbuben **Pfefferkorn** hinaus.

Schäumend vor Wuth, lief er die Treppen hinauf und riß an dem Klingelzuge.

„Ist Herr von **Pfefferkorn** zu Haus?“ fragte er das Stubenmädchen, das ihm die Thür öffnete.

„Herr von **Pfefferkorn** ist vor zwei Stunden abgereist.“

„Wohin?“

„Das können Sie ihn selber fragen — ich weiß es nicht.“

„O, ich Esel!" rief Herr von Kipfelhuber. „Betrogen! Betrogen um 2000 Gulden! Wie viel Kalbschnitzel, wie viel Roßbratl hätt' ich für 2000 Gulden haben können! Wie viel Seidl Wein und wie viel Maaß Faßbier! Jetzt fahr' ich nach Haus, lass' mir zwei ungrische Soldaten kommen, schenk' Jedem einen Zwanziger und lass' mich so lang' durchhauen, bis mich der Schlag trifft."

Ob er wirklich Wort gehalten, weiß ich nicht.

VI.

Sanson.

1.

„Etre aimé ou mourir!"
Titel eines französischen Theaterstücks.

Am 20. August des Jahres 1840 starb zu Paris ein Greis von 82 Jahren: er hieß Henri Sanson und war Scharfrichter des Seine-Departements.

Du rümpfst die Nase, guter Leser, und denkst: was liegt daran, ob ein Scharfrichter mehr oder weniger auf der Welt ist!

Aber dieser Sanson, kaltblütiger Leser, war kein gewöhnlicher Henkersmann, der blos Raubmörder, Brandstifter, Falschmünzer und anderes Gesindel geköpft hat; Henri Sanson war ein Scharfrichter **par excellence**, die Nemesis der französischen Nation, der letzte Act jenes blutigen Drama's, dessen Titel „1789" heißt. In diesem Henker hat Frankreich ein Stück seiner mit Blut geschriebenen Geschichte zu Grabe getragen, denn dieser Sanson war zur Zeit der ersten Revolution

der **exécuteur des hautes oeuvres**: durch seine Hand gingen fast alle Köpfe, die damals durch das Beil der Guillotine auf der **Place de la Concorde** fielen. Sanson war damals ein blutjunger Mann von 27 Jahren; er gehörte keiner Parthei an und schlug mit derselben Ruhe heute das Haupt eines glühenden Royalisten und morgen den Kopf eines verdächtigen Republikaners ab. — Die Geschichte hat wohl keinen zweiten Scharfrichter aufzuweisen, der so viel weltgeschichtliche Köpfe vom Rumpfe getrennt hat, als dieser Sanson. Es giebt wohl keinen zweiten Henker, der so viel Leben zum Tode gefördert hat, als dieser Sanson. Denn damals, als die Guillotine **en permanence** das französische Volk in Zaum und Zügel hielt, gab es Tage, wo dieser Henker oft dreißig bis vierzig Köpfe abschlug. Kein Wunder also, daß er in seinem blutigen Handwerk eine unfehlbare Meisterschaft erlangt hatte.

Laßt uns einen flüchtigen Blick in sein blutgedrängtes Tagebuch werfen: wir wollen an uns vorüberziehen lassen die blutigen Schatten, die aus der Catastrophe jener Zeit des Blutes und des Schreckens heraufsteigen, um uns zu mahnen an die Schauer der Vergangenheit.

Zuerst taucht der Schatten des 21. Januars 1791 empor. Er trägt eine zerbrochene Krone und — was noch schlimmer ist — ein zerbrochenes Herz. Dieser mit Dornen gekrönte Schatten ist Ludwig XVI., der König von Gottes Gnaden, der als warnendes Beispiel durch die Reihen der Gottgesalbten schreitet und ihnen zuruft: Seid gerecht und stark!

Hier steigen die bleichen Manen des 16. Octobers 1793 herauf. In den blassen Zügen liegt ein unendlicher Gram, aber dieser Gram ist nicht im Stande gewesen, den Glanz ihrer Schönheit zu bleichen. Auf dem Schnee ihres Halses ruhen die Blutperlen der Guillotine. Das

schöne Haupt, das einst eine Krone von Diamanten trug, ist jetzt mit einer Märtyrerkrone geschmückt. Dieser Schatten ist Marie Antoinette, die Tochter Maria Theresiens, die Schwester Kaiser Josephs, die Gemahlin Ludwigs XVI.

Dort huscht ein Schatten vorüber, dessen Anblick uns Abscheu und Ekel einflößt. Das kahle Haupt, auf dem eine Last von Sünden ruht, fiel am 6. November 1793. Dieser Schatten ist Philipp von Orleans, Philipp Egalité, der nach der Krone seines Bruders gestrebt. Zwei Jahre früher, als Ludwig XVI. sein Haupt aufs Schafott trug, hatte Philipp in einem Cabriolet, mit einem Opernguker in der Hand, der Hinrichtung seines königlichen Bruders, wie ein Ballet-Enthusiast dem Solo einer leichtgeschürzten Tänzerin, zugeschaut. Auch Philipps Schatten leuchtet als Zeichen der Warnung durch Jahrhunderte hindurch und mahnt an das Sprichwort: Wer Andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein.

Hier steigt der riesige Schatten des 5. Aprils 1794 aus der Nacht des Grabes heraus. Diese Athleten-Gestalt, diese Donner-Miene, die noch im Tode die Kraft zu besitzen scheint, Alles um sich her zu erschüttern, zeigen uns den Jupiter fulminans des revolutionären Olymps, den herculischen Danton, dessen Stimme einst dem Brüllen des Donners, dessen Rede einst dem zündenden Blitze glich. Wer hat Dich, Mann des Schreckens, unter das Beil gelegt?

Der Schatten des 28. Juli 1794, der Schatten Robespierre's hat es gethan, der Schatten Robespierre's, an dessen Fersen die Manen seines Bruders Augustin, Saint-Just, Couthon, Lebas, Henriot und siebenzehn anderer seiner Gefährten festgeklammert sind. Der neunte Thermidor, der Feierabend der französischen Revolution, war ein saurer Tag für unsern Henkersmann. Wie er damals das schöne

Haupt des Königs, so zeigte er an diesem Tage das verzerrte Antlitz des Dictators dem freudetrunkenen Volke, das dem Henker des Henkers Beifall zujauchzte und im Stillen bei sich dachte: „Nun können wir ruhig schlafen, ohne befürchten zu müssen, vom Henker geweckt zu werden.“

Aber eben in jener Nacht, in der das erschöpfte Paris sich nach langer Zeit wieder ruhig dem Schlummer hingab, konnte Sanson, der das Haupt der Schreckensherrschaft geköpft hatte, kein Auge schließen, denn Robespierre und der ganze, lange, unabsehbare Leichenzug der französischen Revolution zogen einen blutigen Kreis um sein Lager und jagten den Schlaf aus seinen Augen. Da faltete Sanson die Hände und betete: „Schöpfer des Himmels und der Erde, vergieb mir, denn ich war ja nur das unschuldige Werkzeug!“

Nach jenem Tage konnte der **Exécuteur des hautes oeuvres** ausruhen von den Mühen und Plagen der Schreckenszeit; er wischte das Blut vom Beile der Guillotine und legte mit schwerem Seufzer die Hände in den Schoos.

Zwei und vierzig Jahre später — Sanson hatte während dieser Zeit das Directorium, das Triumvirat, den lebenslänglichen Consul, den Kaiser Napoleon, Ludwig XVIII. und Karl X. kommen und gehen gesehen — rief ihn Louis Philipp aufs Neue zum Richtplatz, um Fieschi und dessen Gefährten, Pepin und Morand, und bald darauf den jungen Alibaud die Schärfe seines Beiles fühlen zu lassen. Der alte Sanson wetzte den Rost von seinem Fallbeil und vollzog, mit derselben Partheilosigkeit wie damals, den Spruch des unerbittlichen Gesetzes.

Ludwig XVI. war einer der ersten, Alibaud der letzte Kopf, der durch Sanson fiel.

2.

Auch dieser Sanson hatte ein Steckenpferd. Von jedem Kopfe, den er während der funfzig Jahre seines blutigen Handwerks vom Rumpfe getrennt, schnitt er eine Locke ab, hüllte sie in ein Stück Papier und schrieb den Namen des Enthaupteten darauf. Diese Lockensammlung verwahrte er in einem Schranke, den er das Pantheon der Revolution zu nennen pflegte. Er hatte mehr als 1800 solcher Locken, Locken von allen Partheien, Locken von jeder Farbe, silbergraue und jugendlich=blonde; aber eine Locke war ihm so theuer als die andere; jede dieser Locken betrachtete er als Erinnerung an ein Leben, das er dem Tode überliefert, und so oft er eine Neue zu den Alten legte, trat ihm eine Thräne ins Auge; er faltete die Hände und betete: „Schöpfer des Himmels und der Erde, vergieb mir, denn ich war ja nur das unschuldige Werkzeug!"

3.

Es war im Juni des Jahres 1794.

Im Sitzungssaale des Convents, auf der für das Volk bestimmten Tribune stand mitten unter einer Gruppe schmuztriefender Sansculottes ein blutjunges, blendendschönes Mädchen, dessen himmelblaue Augen wie zwei große Kornblumen durch die dichte Saat wilden Unkrauts leuchteten. Auf der jugendlichen Stirn prangte das unentweihte Siegel kindlicher Unschuld in sonnenheller Klarheit. Auf ihren Lippen flammte ein frischer Purpur, dem es anzusehen war, daß noch kein sinnlicher Kuß ihn befleckt hatte. Um den schneeweißen Hals zog sich ein schmales Band von schwarzem Sammet, woran ein kleines Medaillon von Gold hing.

An dem enganschließenden, schwarzseidenem Mieder glühte eine dunkelrothe Nelke, die es zu ahnen schien, daß sie auf einem jungfräulichen Busen ruhe, denn so schön duftete wohl niemals eine Blume ihrer Art. Diese Jungfrau, deren Schönheit bald Aller Blicke auf sich zog, war Henriette Sanson, die kaum sechszehnjährige Tochter des Scharfrichters, der ihr erlaubt hatte, in Begleitung ihres jüngern Bruders einer Sitzung des Conventes beizuwohnen.

Auf den Zügen des jungen Mädchens malte sich Anfangs kein anderes Gefühl als das der Neugier. Henriette ließ ihre sonnenhellen Augen unstät von einem Ende des Saales zum andern schweifen, erstaunte über die gewaltig dicke Nase des Einen, lächelte über die unförmliche Perücke des Andern und hörte mehr auf die Glossen ihrer Umgebung als auf den Redner, der eben auf der Tribune stand und von Dingen sprach, die durchaus kein Interesse für sie hatten. War sie doch eigentlich nicht gekommen, um zu hören, was da verhandelt wurde; war sie doch nur deßhalb da, um einmal von Angesicht zu Angesicht den Mann des Schreckens, den gefürchteten Robespierre zu sehen, vor dem ganz Frankreich zitterte und auf dessen allmächtiges Geheiß täglich neue Opfer durch die Hand ihres Vaters fielen. Ihre jugendliche Fantasie hatte sich von ihm ein so grelles Bild entworfen, daß selbst der Teufel in effigie gegen den Dictator, wie sie ihn sich gedacht, ihr wie ein Engel an Schönheit erschienen wäre. An dieser Häßlichkeit glaubte sie ihn herauszufinden aus dieser Masse von Köpfen; ihr Auge entdeckte wohl manchen Thersytes, aber keiner von allen war ihr häßlich genug, um ihn für Robespierre zu halten.

„Ich finde ihn nicht,“ flüsterte sie ihrem Bruder zu.

„Ich auch nicht,“ sagte Jules.

„Bürger,“ sprach sie zu einem zerlumpten Kerle, der dicht

neben ihr stand, „gefällt es Euch, mir einen kleinen Dienst zu erweisen?“

„Recht gern, schmucke Bürgerin.“

„Wollt Ihr wohl die Güte haben, mir zu zeigen, wo dort unten der Bürger Robespierre sitzt?“

„So eben besteigt er die Rednerbühne.“

„Das also ist der gefürchtete Mann? Pfui, das ist freilich ein häßlicher Mensch!“

„Sprich nicht so dummes Zeug, Schwester,“ warnte der ängstliche Bruder.

„Ei sieh mal, Jules, als freie Bürgerin werde ich doch wohl das Recht haben, sagen zu dürfen, daß dieser Mann mir nicht gefällt? Ich sage Dir noch einmal, Bürger Robespierre ist ein häßlicher Mensch, aber doch lange nicht so häßlich, als ich ihn mir vorgestellt hatte. Da giebt es ja noch Manchen, der viel häßlicher ist. Glaubte ich doch, er müsse von Allen der Häßlichste sein!“

„Schweig, Henriette,“ bat der Bruder.

„Ach, Jules, laß mich reden, was ich will . . . der Bürger Robespierre kann's ja doch nicht hören . . .“

„Wohl aber ein Anderer . . .“

„Meinetwegen, ich fürchte mich nicht. Was der Bürger Robespierre für eine heisere Stimme hat! Er heult ja fast wie die Hyäne, die mir vor acht Tagen in der Menagerie so viel Furcht eingeflößt hat. — Was seine Kleidung betrifft, so ist sie viel reinlicher als die aller Uebrigen. Sieh doch, Jules, Bürger Robespierre trägt eine gestickte Atlasweste und sieht fast wie ein Stutzer aus.“

Henriette betrachtete den Schreckensmann mit denselben Mienen,

mit denen sie acht Tage früher die wilden Thiere in der Menagerie angestaunt hatte.

„Bürger," fragte sie ihren Nachbar, „wer ist denn jener Mann, der dort links am Fenster sitzt?"

„Das ist der Bürger Henriot, Commandant der Nationalgarde, jeder Zoll ein Bierbrauer!"

„Und der Kleine neben ihm?"

„Ist der Bürger Couthon."

„Ihr kennt sie wohl Alle?"

„So gut als mich selbst."

„Und warum applaudirten sie jetzt?"

„Weil der Bürger Robespierre etwas gesagt, was den Leuten sehr gefallen hat."

„Und was war es, was ihnen so sehr gefallen hat?"

„Die junge Republik, sagte der große Dictator, nähre an ihrem Busen noch manche Schlange; es werde noch viel Blut fließen müssen, damit der Baum der Freiheit Wurzel fassen und gedeihen könne."

„Himmel," rief Henriette, „wer ist denn dieser da, der jetzt die Tribune bestiegen hat?"

„Das ist der treueste Anhänger Robespierre's, der wärmste Apostel der Freiheit."

„Und sein Name?" fragte das Mädchen mit gespanntem Interesse.

„Saint-Just!"

„Ha, welch ein junger, schöner Mann!"

„Gefällt er Euch?"

„Sieh doch, Jules, das liebe, blonde, lange Haar! So und nicht anders muß unser Heiland ausgesehen haben! Hör' doch nur, wie schön

dieses Mannes Stimme klingt! Das ist eine Sprache, die zum Herzen dringt!"

„Ihr seid ja ganz entzückt, Bürgerin."

„Seid still, Bürger, ich muß hören, was er spricht."

Henriette, die bisher nur ganz Auge gewesen, war jetzt auch ganz Ohr. Mit wahrer Andacht lauschte sie der schönen Rede, als ob diese eine Predigt aus dem Munde eines frommen Priesters wäre. — Saint-Just sprach von der Freiheit mit dem ganzen Feuer der Begeisterung, mit der ganzen Schwärmerei seiner jugendlichen Einbildungskraft; er sprach von der Tugend, ohne die es keine wahre Freiheit gäbe; er sprach von den Pflichten der Bürger, von den Pflichten der Staatsgewalt und entwickelte in dieser Rede den ganzen Knäuel seiner Alles besiegenden Beredsamkeit. Dann malte er die Gebrechen des Landes, sprach von den Lastern des Volkes und geißelte vor Allem den Wucher, der wie ein böses Krebsgeschwür an dem Marke der Armen nage und von Tag zu Tag immer weiter um sich greife; dann raffte er die ganze Kraft seiner Suada zusammen und verlangte vom Gesetz die strengste Bestrafung jedes Wucherers.

„Wir müssen ein Exempel statuiren, den Wucher mit Stumpf und Stiel ausrotten und jedes Haus, in dem ein Blutsauger des armen Volkes sein Unwesen trieb, niederreißen und der Erde gleichmachen, damit die Trümmer seines Hauses ein warnendes Beispiel für die Andern sei."

Diese von Begeisterung überschäumende Rede electrisirte die ganze Versammlung dergestalt, daß sie in laute Beifallsbezeugungen ausbrach. Begleitet von dem freudigen Zujauchzen aller Zuhörer kehrte Saint-Just zu seinem Platz neben Robespierre zurück, der ihm die Hand drückte.

„Das muß ein guter, tugendhafter Mensch sein!" flüsterte Henriette

leise vor sich hin und hatte jetzt nur noch Augen für Saint-Just; alle Uebrigen im Saale hatten kein Interesse mehr für sie; unverwandt und mit einem Gefühle, von dem sie sich noch keine Rechenschaft zu geben wußte, ließ sie ihr Auge auf dem Manne ruhen, dessen Rede einen so tiefen Eindruck auf ihr Herz gemacht. Saint-Just hatte jetzt etwas Ueberirdisches für sie: so schön war ihr noch nie ein Mann erschienen. Sie schwelgte in dem Anblick seiner Schönheit und hätte vor ihm niedersinken und den Staub seiner Füße küssen mögen.

„Komm, Schwester, es ist Essenszeit!"

„O laß uns noch hier bleiben," bat sie den Bruder und vermochte es nicht, den Blick von Saint-Just abzuwenden. So laut und ungestüm hatte noch nie ihr Herz geschlagen; mit solchen Blicken hatte sie noch nie einen Mann betrachtet.

Er aber sprach leise mit Robespierre und ahnte nicht, daß oben auf der Zuschauer-Tribune das Herz des schönsten Mädchens, das Herz der Scharfrichters-Tochter für ihn schlage.

Der Bruder mahnte noch einmal.

„Nur fünf Minuten noch," sagte Henriette, die im Anschauen Saint-Just's verloren war. O was hätte sie darum gegeben, hätte dieser Mann sein Auge zu ihr emporgeschlagen und in ihrem Blicke lesen können, was in ihrem Herzen vorging. Es war ihr, als triebe eine unbekannte Gewalt sie in den Saal hinab, um vor ihm niederzusinken und ihm zu sagen: Saint-Just, ich liebe Euch, liebe Euch mit der ganzen Gluth der ersten Liebe.

Und als die fünf Minuten verflossen waren, zupfte der Bruder am Aermel ihres Mieders und sagte:

„Komm, komm, sonst gehe ich und lasse Dich hier allein."

Da warf sie noch einen Blick zu ihm hinab und folgte dem Bruder.

4.

Seit jenem Tage war Saint-Just das Idol ihrer geheimen Anbetung. Täglich, stündlich hätte sie nach dem Sitzungssaale des Conventes laufen mögen, um dort den Mann zu sehen, der die stolze Eiche war, an der sich der Epheu ihrer Liebe emporrankte. Sie hätte ihm gestehen mögen, daß sie Nachts, wenn sie sich schlaflos auf ihrem Lager wälzte, in jedem Sterne, der in ihr stilles Kämmerlein hineinschaue, sein Auge sehe, daß er der Gegenstand ihrer Träume, der Brennpunct ihres Denkens sei. Und er, er wußte es nicht, er ahnte es nicht, daß er die Sonne sei, nach der sich das Antlitz dieser schönen Blume sehne; er ahnte es nicht, daß er ihr Himmel, ihr Gott, ihr Alles sei.

Endlich faßte sie Muth und bat den Vater, ihr noch einmal zu gestatten, einer Sitzung des Conventes beizuwohnen. Der Vater, der sie viel zu lieb hatte, um ihr irgend eine Bitte abzuschlagen, gewährte ihr diesen Wunsch. Schön geschmückt, als ob's zur Hochzeit ginge, eilte sie mit dem Bruder zum Ziele ihrer Sehnsucht hin. Wie pochte ihr das Herz, als sie ihre Blicke durch die Reihen der Conventsmitglieder schweifen ließ, um den zu finden, den sie suchte. Und als sie ihn fand, wie erröthete sie. War es ihr doch, als ob er ihr heute noch viel schöner erscheine, als das erste Mal. Sie hätte ihn grüßen und ihm einen Kuß zuwerfen mögen. Er aber saß stumm und still in sich gekehrt und durch die bleiche Farbe seines gramgefurchten Angesichtes zuckte ein bitterer Schmerz, ein tiefes Wehe. Da füllten sich Henriettens Augen mit Thränen, die wie finstere Wolkenschleier die klare Bläue ihrer Augen trübten; sie weinte und wußte nicht weßhalb; sie war unsäglich betrübt und wußte nicht warum. Eine böse Ahnung schien wetterleuchtend über seine Stirn hinzuziehen: er ließ seinen Blick in die Zukunft hinaus-

schweifen und fuhr, wie aus wilden Träumen aufgeschreckt, zusammen. Und dieselbe Ahnung, die ihn beunruhigte, schien auch sie zu quälen.

„Wer weiß," dachte sie sich, „ob dieser schöne Kopf nicht auch unter dem Beile meines Vaters blutet, wer weiß, ob nicht auch Saint-Just als Opfer fällt. O, möchte ich ihn nie erleben den Tag, an dem diese Ahnung zur Wahrheit werden soll!"

Und wieder versenkte sich ihr Blick in den Anblick dieses Mannes, der ihr wie ein überirdisches Wesen erschien, geschmückt mit allen Tugenden, geschmückt mit allen Reizen.

Und als die Sitzung aufgehoben wurde und die Conventsmitglieder einzeln den Saal verließen, da trieb sie eine unwiderstehliche Gewalt in die Nähe dieses Mannes. Im Gedränge war es ihr nicht schwer geworden, sich von der Seite ihres Bruders wegzustehlen; sie benutzte diesen Augenblick und stellte sich an jene Thür hin, durch welche der Convent hinaustrat. Und als Saint-Just, der Mann ihrer Liebe, erschien, da riß sie die Nelke von ihrer Brust und reichte sie ihm mit einem Blick, der mehr sagte, als alle Sprachen der Erde.

„Wer bist Du, schönes Kind?" fragte Saint-Just.

„Ich bin die Tochter des Scharfrichters Sanson."

„Und was willst Du von mir?"

„Nichts, Bürger, nichts. Ich wollte Euch nur sehen und Euch sagen . . ."

„Nun, warum stockst Du?"

„Und Euch sagen," wiederholte Henriette.

„Nun, was denn sagen, liebes Kind?"

„Daß ich Euch wie meinen Bruder, wie meinen Vater, wie meinen Gott liebe. Zürnt nicht, Bürger, daß ich mein Herz vor Euch ausschütte; eine zauberhafte Macht trieb mich an, Euch zu sagen, was ich

für Euch fühle. Wohl sagt mir mein Gefühl, daß es unrecht sei, Euch das Geheimniß meines Herzens zu verrathen, und dennoch hatte ich nicht die Kraft, es länger noch in mir zu bergen. Verkennt, verachtet mich nicht, Bürger."

„Du schönes Kind, wie stolz und glücklich macht mich Dein Geständniß! In Deinem Auge lese ich eine schöne Seele. Bleib' fromm und gut, mein Kind, und mache Deinem Vater niemals Schande," sagte Saint-Just, drückte ihre Hand und ging.

Schaamroth und verwirrt stand Henriette gleich einem Wesen, dem man den Athem aus der Brust gestohlen. Sie wagte nicht aufzublicken, sich nicht umzusehen; man hätte glauben mögen, ein Zauberwort habe dieses warme Leben plötzlich in kalten Stein umgewandelt: sie glich einer Statue.

„Da bist Du ja, Schwester," rief Jules. „Ich suchte Dich überall und bin froh, Dich endlich gefunden zu haben."

„Ach, mein Bruder," sagte sie und hauchte einen tiefen Seufzer aus.

„Was ist Dir begegnet, Henriette, Du siehst so finster und zerstört . . ."

„Jules, mir ist nicht wohl. Ich möchte in die Erde sinken; komm, laß uns nach Hause eilen."

„Dort steht ein Fiacre. Laß uns einsteigen."

Henriette, einer Ohnmacht nahe, schwankte zum Wagen hin. Kaum eingestiegen, sank sie bewußtlos in die Arme des erschreckten Bruders. Bald aber schlug sie die Augen auf und blickte um sich, wie Jemand, der aus einem Starrkrampf erwacht.

„Hab' ich denn nur geträumt?" fragte sie den Bruder. „Ach, nein, Jules, ich habe nicht geträumt. Mir war unwohl . . . jetzt wird mir besser werden . . . ich athme wieder und weiß . . ."

„Was weißt Du, Schwester?"

„Daß er Recht hatte."

„Wer, Henriette?"

„Er, er!"

„Du träumst wohl noch?"

„O, laß mich träumen, Bruder, träumen den schönsten Traum des Lebens, träumen von ihm!"

Dann schloß sie erschöpft die Augen, lehnte sich auf die Schulter des Bruders und versank in dumpfes Hinbrüten.

5.

Vier Wochen später, am 28. Juli 1794, erfüllte sich Henriettens böse Ahnung.

Auf drei Karren wurden Robespierre und dessen Bruder, Saint-Just, Couthon, Dumas, Henriot, Lescot, Fleuriot, Payen, Coffinhall und zwölf Andere zum Richtplatz geschleppt. Robespierre, noch gestern der Schrecken Frankreichs, heute das Stichblatt der Verwünschungen des ganzen Volkes, saß zwischen Couthon und Henriot, Saint-Just zwischen Vivier, dem Präsidenten des Jacobiner-Clubbs, und dem halbverrückten Schuster Simon, den die Republik zum Erzieher des jungen Ex-Dauphins, Ludwigs XVII., gewählt hatte. Die verzerrten Züge Robespierre's und die verklärten Mienen Saint-Justs bildeten einen unbeschreiblichen Contrast. In den Augen des Einen lag die Hölle mit ihren Qualen, in den Augen des Andern der Himmel mit all' seinen Seligkeiten abgemalt. Jener ging dem Tode mit zerrissenem, Dieser mit freudigem Gemüthe entgegen.

Rings um das Blutgerüst standen dichtgedrängte Volksmassen, die in lauten Jubel ausbrachen, als die Verurtheilten sich dem Richtplatze näherten.

Oben am Fuße der Guillotine stand Frankreichs Nemesis, der Henker Sanson, der mit steinernem Ernste die hohnlachende Menge überschaute, worunter die Meisten so ausgelassen lustig waren, als ständen sie vor dem Schauplatz eines Bajazzo's, der auf dem Seile tanzt. In diesem großen, zahllosen, undurchdringlichen Pöbelgewühl befand sich ein einziges Wesen nur, das, von tiefem Schmerz und namenlosem Weh erfüllt, in diesem Augenblick alle Folter-Qualen, alle Höllen-Martern erlitt. Und diese Eine war die Tochter des Scharfrichters. Henriette, die ihren Vater bis zu diesem Tage mit der ganzen Kraft ihrer Seele, mehr als sich selbst geliebt, fühlte heute zum ersten Male einen Widerwillen, einen Abscheu, einen Ekel gegen ihn und sein blutiges Handwerk. Sie hätte ihn herabzerren und ihm zurufen mögen: Sind nicht schon der Köpfe genug durch Dein Beil gefallen, überlasse dies Geschäft heute, nur heute, einem Andern, denn unter den Verbrechern, die Deine Hand dem Tode überliefern soll, befindet sich Saint-Just, der angebetete Geliebte Deiner Tochter, Saint-Just, für den sie freudig ihr Leben hingeopfert hätte.

Vater Sanson aber wußte es nicht, was Saint-Just für seine Tochter war und gesetzt, er hätte es auch gewußt, er hätte den Geliebten seines Kindes ja doch nicht schonen können. Der Henker ist ja nur der willenlose Sclave des Gesetzes, und hätte das Gesetz ihm befohlen, sein Kind, sein eigenes Kind zu enthaupten, so würde er den Willen des Gesetzes mit blutendem Herzen erfüllt haben.

Saint-Just war einer der Ersten, an welche die Reihe kam. Keiner von Allen ging so beherzt dem Tode entgegen, als er.

„Bürger Sanson,“ sagte er zum Henker, „wollt Ihr mir die letzte Bitte erfüllen?“

„Sprecht, Bürger.“

„Grüßt von mir Euer Kind, Eure Tochter, und sagt ihr, daß die Erinnerung an sie mir Trost in meiner Sterbestunde gewährt.“

„Kennt Ihr meine Henriette?“

„Ich sah sie ein einzig Mal und habe sie seitdem nicht vergessen. Sagt ihr das, Bürger. Nun, Sanson, thut Eure Schuldigkeit!“

Saint-Just legte seinen Kopf unter das Fallbeil . . . einen Augenblick später zischte es nieder.

Mit einem gellend-crassen Schrei fiel ein junges Mädchen ohnmächtig zur Erde nieder. Sanson blickte um sich und erkannte in der Umsinkenden seine Tochter. Er wischte sich eine Thräne aus dem Auge und murmelte leise vor sich hin: Schöpfer des Himmels und der Erde, vergieb mir, ich bin ja nur das unschuldige Werkzeug!

Henriette wurde von ihrem Bruder und einem Unbekannten in einen Fiacre hineingetragen und nach Hause gebracht. Der Anblick dieses gräßlichen Schauspiels hatte ihre Lebensgeister vernichtet. Sie verfiel in ein heftiges Nervenfieber.

In kaum vierzig Minuten hatte der Henker Sanson zweiundzwanzig Köpfe guillotinirt. Das Volk klatschte ihm, wie einem Schauspieler, der seine Rolle meisterhaft durchgeführt, rauschenden Beifall zu und zertheilte sich, patriotische Lieder heulend, nach allen Theilen der Stadt.

Sanson aber schnitt, nachdem er und seine Knechte die abgeschlagenen Köpfe in einem großen Korbe aufgesammelt hatte, von jedem dieser Köpfe eine Locke ab. Als nun die Reihe an das Haupt des Geliebten seiner Tochter kam, stürzten ihm brennende Thränen aus den Augen. Er küßte die Locke und sprach leise vor sich hin: Vergieb mir, Henriette!

6.

Eilf Tage nach der Hinrichtung Saint-Just's und seiner Gefährten wurde ein frommer Priester zu einer Sterbenden geholt. Es war Henriette Sanson, die nach unsäglichen Leiden das Ende ihres jungen Lebens herannahen fühlte und, gut und fromm, wie sie war, sich nach dem Trost der Kirche sehnte. Zu ihren Füßen stand der unglückliche Vater, der Henker, der in seinem unendlichen Schmerze wie ein versteinerter Gram dastand, ohne Wort, ohne Thräne; zu ihrem Haupte saß ein alter, ehrwürdiger Diener der Kirche, der ihr das Abendmahl reichte und ihr Balsam einflößte durch den herzerhebenden Trost, daß es Jenseits ein Wiedersehen giebt. Dieser Glaube an ein Jenseits, diese Hoffnung auf ein Wiedersehen, hatte den letzten Lebensfunken zu neuer Flamme angefacht. Henriette erhob sich auf ihrem Lager und winkte mit der verklärten Miene einer Sterbenden ihren Vater zu sich heran. Während der ganzen Krankheit hatte sie kein Wort, keinen Blick zu seiner Beruhigung gefunden: sie sah ihn in der fieberhaft aufgeregten Phantasie nie anders als am Fuße der Guillotine vor sich, wie er dem Geliebten ihres Herzens kalt und ernst den Kopf vom Rumpfe trennt; entsetzt ob solchen Anblicks wandte sie dann ihr Antlitz von ihm ab und rief: Fort aus meinen Augen, Henker dessen, der mir das Theuerste auf Erden war. Heute zum ersten Male hatte sie den Widerwillen, den Abscheu, den Ekel gegen ihren Vater überwunden, heute zum ersten Male gefühlt, wie unrecht, wie weh sie ihm gethan.

„Vater," sprach sie mit der letzten Kraft, „wollt Ihr Eurer Tochter den Augenblick des Sterbens versüßen, so reicht ihr einen Trost, den sie mit sich in's Grab nehmen darf; reicht der Sterbenden eine von Euren tausend Locken, schenkt ihr die Locke von Saint-Just."

„Da, nimm sie, mein liebes, gutes, frommes Kind,“ sagte der Henker und holte aus seiner Brust ein Medaillon hervor. „Seit dem Tage seiner Hinrichtung ruhte sein Haar in dieser Kapsel auf meiner schmerzzerrissenen Brust, denn eine Minute vor seinem Ende erfuhr ich durch ihn, daß er Dich gekannt, daß er Dich geliebt. Grüßt von mir Euer Kind, Eure Tochter, und sagt ihr, daß die Erinnerung an sie mir Trost in der Sterbestunde gewährt. Das, mein liebes Kind, waren seine letzten Worte, die sich tief in mein Vaterherz eingeprägt haben. Du verlangst nun seine Locke von mir . . . das beweis't mir, daß auch Du ihn geliebt. Es giebt ein Jenseits, meine Tochter, dort wirst Du ihn wiederfinden und mit ihm vereinigt werden.“

„Gieb mir sein Haar, sein Haar . . .“

Der Vater gab ihr das Medaillon. Henriette ergriff es mit zitternder Hast und küßte es hundert und küßte es tausend Mal, band es sich um den Hals, legte die Kapsel auf ihre Brust und sagte mit Thränen im Auge:

„Vater, ich danke, Vater, ich vergebe Dir!“

Die Freude hatte den letzten Rest ihrer Kräfte erschöpft. Mit himmlischem Lächeln geschmückt, sank sie auf ihr Kissen zurück. Der letzte Seufzer, der über ihre sterbenden Lippen glitt, war Saint-Just.

VII.

Amandus Mops.

1.

„Le pauvre homme!“
Molière.

Er ist Journalist und — sammelt Handschuhe.

Es wird Leute geben, die den Einfall, Handschuhe zu sammeln, etwas barock, vielleicht gar verrückt finden werden; Herr Amandus Mops wird dagegen feierlichst protestiren, denn jeder Narr liebt seine Kappe.

Der Handschuh ist, genau betrachtet, auch nicht so uninteressant, als Mancher von uns vielleicht glauben mag. Früher beurtheilte man die Menschen nach ihrem Schädel, nach ihrer Sprache und ihrem Benehmen, nach ihrem Styl und ihrem Lächeln; jetzt beurtheilt man sie einzig und allein nach ihren Handschuhen; vor zehn Jahren noch erkannte man den Menschen an seiner Cravatte; jetzt erkennt man ihn an seinem Handschuh. Un homme élégant n'est pas autre chose qu'un homme

et le gant. Der Handschuh ist der Stempel seines Werthes, das Monogramm seiner Bildung, das Facsimile seines Geschmacks. Der Handschuh ist jetzt der Matador, der alle Trümpfe des männlichen Luxus übersticht. Man verzeiht uns einen abgetragenen Rock, einen abgeschabten Hut, eine altmodische Weste, wenn wir nur saubere Handschuhe tragen. Ein feiner Handschuh ist der Hauptschlüssel, der uns die Thüren aller Salons, die Herzen aller Frauen öffnet; ein junger Mann, der es erst so weit gebracht, täglich drei bis vier Paar neue Glacé-Handschuhe verbrauchen zu können, wird stündlich eine neue Eroberung machen und, schneller als er glaubt, der erklärte Liebling aller Frauen sein. — Früher war ein „Gevatter Handschuhmacher" die unterste Sprosse der Industrie-Leiter; jetzt aber bildet er die Spitze dieses Obelisken. Boivin in Paris und Jacquemar in Wien haben den Handschuh zur Höhe eines Kunstwerks erhoben. Handschuhe werden nicht mehr, wie früher, verkauft, sondern wie Bücher verlegt. Früher kam man mit vier Paar Handschuhen einen ganzen Monat aus; jetzt braucht ein echter Fashionable mindestens eben so viel an jedem Tage. Marquis d'Orsay, einer der sogenannten Löwen Londons, braucht täglich sechs Paar Handschuhe. Wenn man annimmt, daß in der Themsestadt feine Handschuhe mindestens drei Gulden kosten, so braucht dieser König der Dandies blos für seine Handbekleidung jährlich nicht weniger als 5570 Gulden, eine Summe, womit mancher Stutzer des Continents den Aufwand seiner ganzen Toilette bestreitet. In England und Frankreich fragt man nicht mehr: wie viel Einkünfte hat dieser Mann? Man fragt: wie viel Handschuhe verbraucht er im Jahre, und nach diesem Maaßstabe berechnet man seine Revenuen.

Auch in der Geschichte spielen die Handschuhe eine ziemlich interessante Rolle. Durch einen Handschuh wurde Kaiser Otto IV. vergiftet.

Einen Handschuh der Königin Elisabeth trug Graf Essex, gleich einer Siegesbeute, beständig an seinem Baret und mit demselben Handschuh erhielt er von der Königin in der Aufwallung des Zornes jene weltgeschichtliche Ohrfeige, die viele Dichter als Folie eines Trauerspiels benutzt haben. Anna von Oesterreich, Gemahlin Ludwigs **XIII.**, schenkte dem englischen Gesandten, Herzog von Buckingham, als Zeichen ihrer Gunst ihre Handschuhe, und auf eben diese Handschuhe, die durch Zufall in die Hände des eifersüchtigen Cardinals von Richelieu geriethen, wollte dieser eine Hochverrathsklage und den Sturz der Königin gründen. Christine von Schweden bewahrte den Handschuh, den einst der große Corneille geküßt, als ein Kleinod, das sie einrahmen ließ mit der Unterschrift: „**C'est le gant baisé par le grand poéte du Cid.**" Bertier, einer der berühmtesten Schauspieler zur Zeit Ludwigs **XIV.**, wurde vom Hofe verbannt, weil er einmal die Rolle des Kaisers Nero — ohne Handschuhe gespielt. — Sheridan und Lord Byron trugen niemals Handschuhe, und blos darum, weil Beide stolz auf ihre weißen Hände waren. — Eine junge englische Lady wollte sich, zur Zeit Wilhelms **IV.**, von ihrem Gatten blos deshalb scheiden lassen, weil er einst, an einem kalten Wintermorgen, sich so tief erniedrigen konnte, Pelz-Handschuhe zu tragen.

Ich wüßte noch Manches von den Handschuhen zu erzählen, müßte ich nicht befürchten, daß mir der Leser seinen Handschuh hinwürfe, um mich herauszufordern, mit meiner Erzählung endlich den Anfang zu machen.

Dein Wille, vortrefflichster der Leser, geschehe!

2.

Herr Amandus Mops, einer der einfältigsten Theater-Recensenten der guten Stadt X., der — Gott mag wissen, wodurch? — in den Ruf eines geistreichen Kritikers gekommen ist, hatte eine junge Dame geheirathet, welche Amanda hieß und eine jener Schauspielerinnen war, von denen Zwölf gerade ein Dutzend und Funfzehn eine Mandel bilden. Sie hatte wenig oder gar kein Talent, aber eine ziemlich einnehmende Persönlichkeit, die ihre Reize durch feine Koketterie ins rechte Licht zu stellen verstand. Meisterin in der Kunst, eine reizende Toilette zu machen, hatte sie sich bald den Ruf erworben, eine der unwiderstehlichsten Grazien der Bühne zu sein. Im Handumdrehen hatte sie die Herzen der ganzen Männerwelt erobert und endlich auch den einfältigen oder soi-disant geistreichen Theater-Kritiker in ihr Garn gelockt. Er, der sie bisher immer heftig getadelt und bisweilen, so gut er's gekonnt, auch lächerlich gemacht, hatte, wie man's in der Recensenten-Sprache nennt, urplötzlich umgesattelt, sich der langen Reihe ihrer Bewunderer angeschlossen und sie, die er früher zu sich in den Staub gezogen, bald darauf in den Himmel erhoben, oder, wie es in der Kunstsprache heißt, über den grünen Klee gelobt. Und so geschah es, daß Herr Amandus Mops, der ihr Anfangs sehr zuwider gewesen, nach und nach ihr Anbeter, ihr Vasall, ihr Lobhudler und endlich ihr Gemahl geworden war. Das Gerücht ihrer Verheirathung mit ihm hatte sich, rascher als ein Lauffeuer, durch die ganze Stadt verbreitet und acht Tage lang die Aufmerksamkeit aller Theeklatsch-Zirkel beschäftigt.

„Haben Sie schon gehört," sagte der Kammergerichts-Referendar Cujacius, der mit diesem berühmten Rechtsgelehrten nichts als den Namen gemein hatte, „haben Sie schon gehört," sagte er zum Fräulein

von Kiekebusch, „daß die liebenswürdige Amanda den dicken, häßlichen Mops geheirathet hat?“

„Wenn ich nicht irre, so habe ich die Vermählungs=Anzeige unter den Unglücks=Nachrichten gelesen,“ erwiderte Fräulein von Kiekebusch, die diesen schlechten Witz Tags zuvor im Theater bei der Aufführung eines Wiener Possenspieles aufgeschnappt hatte.

„Ungeheuere Ironie!“ schrie der Kammergerichts=Referendar und gab sich die Miene, als ob er vor Lachen bersten wollte, denn er wußte aus eigener Erfahrung, daß nichts im Leben tiefer verwundet, als ein mißlungener, unbelachter Witz. Ich bedauere diese Amanda . . .“

„Ich begreife nicht, warum? Sie sollten ihr Glück wünschen, daß sie endlich unter die Haube gekommen ist, endlich einen Mann ergattert hat. Anfangs wollte sie, wie ich gehört, nur einem Grafen ihre Hand reichen; fünf Jahre älter geworden, wollte sie sich schon mit einem Baron begnügen; später wäre sie froh gewesen, wenn sich ein armer Ritter zu ihr herabgelassen hätte. Jetzt sollte sie Gott danken, daß sich dieser bürgerliche Mops ihrer erbarmt hat.“

„Wahr, sehr wahr, mein gnädiges Fräulein. Amanda ist zwar recht hübsch, aber . . .“

„Von ganz gemeiner Herkunft. Ihr Vater soll, wenn ich nicht irre, Hebamme und ihre Mutter Nachtwächter gewesen sein.“

„Kannibalische Malice!“ rief Cujacius und that abermals, als ob er vor Lachen zerspringen wollte. „Amandens Mutter kenne ich zufällig. Sie ist der Typus einer echten Theatermutter, trägt, als solche, alle abgelegten Kleider und Hüte ihrer Tochter, ißt, was diese ihr übrig zu lassen geruht, drückt ein Auge und — wenn es sein muß — auch beide Augen zu, vertritt bei ihrer Tochter die Stelle der Wäscherin, kocht für ihre Tochter, ist wüthend, wenn ihr Kind nicht beklatscht und

herausgerufen wird, und möchte jedem Recensenten, der ihr Kind zu tadeln wagt, die Augen auskratzen . . ."

„Sie scheinen Amandens Mutter sehr genau zu kennen."

„Das darf Sie nicht wundern; wer eine dieser Theatermütter kennt, kennt sie Alle . . . sie sind Alle über einen Leisten geschlagen."

„Kannten Sie auch Amanda's Vater?"

„O besser als meinen Eigenen! Er war nicht Nachtwächter, wie Sie zu äußern geruhten, sondern Zeitungsträger, ein äußerst drolliger, übrigens sehr bornirter Kauz, der mit der deutschen Sprache beständig im Proceß lag und niemals einig mit sich wurde, ob er mir oder mich sagen sollte. Ein Spaßvogel soll ihm einst den komischen Rath gegeben haben, in den Monaten, welche kein r haben, immer mich, in den andern aber immer mir zu sagen."

„Superbe, superbe! Ich muß mir diesen Witz notiren, um ihn morgen beim Thé dansant meinem Oheim, Seiner Excellenz dem Herrn Geheimrath von Trictrac, zu erzählen."

„Wollen Sie die Gnade haben, Ihren ganz unterthänigsten Diener bei dieser Gelegenheit dem Wohlwollen Seiner Excellenz zu empfehlen?"

„Werde nicht ermangeln. Um aber wieder auf die bewußte Amanda zurück zu komen. Weit mehr als sie, bedauere ich ihn. Diese Theaterdamen haben, einem ziemlich gegründeten on dit zu Folge, schwache Grundsätze . . ."

„Grundsätze, mein gnädiges Fräulein, die man wie luftige Kartenhäuschen mit einem Hauche über den Haufen stürzen kann."

„Folge der bürgerlichen Erziehung. Betrachten Sie dagegen uns Frauen vom Adel. Unsere Tugend ist ein Felsenriff, worauf man Pyramiden bauen kann."

Der Herr Kammergerichts-Referendar, der unglücklicherweise zwei

Minuten früher eine Prise genommen, sah sich jetzt in die unangenehme, äußerst beleidigende Nothwendigkeit versetzt, einem Nieser, den er vergebens zu unterdrücken versucht, freien Lauf lassen zu müssen. — Zum Glück trat in demselben Augenblick die Frau Ober-Bauräthin von Dachstuhl hinzu, die dem Gespräche rasch eine andere Wendung gab.

3.

Die Zeit der Flitterwochen war vorüber. Und noch immer lebten Amandus und Amanda wie Tauben mit einander. Sie erschöpften sich gegenseitig an Aufmerksamkeit, liebkos'ten und schnäbelten mit einander und bildeten auf diese Weise einen Ehestand, dessen ungetrübtes Glück an die fabelhaften Zeiten Philemon's und der Baucis erinnerte. Er brachte ihr täglich, wann er wieder nach Hause kam, eine Tüte mit Bonbons und Biscuits und einen zärtlichen Kuß mit, den er als Petschaft seiner Liebe auf das Couvert ihrer Augen drückte. Sie aber stickte für ihn eine Perlenbörse, rauchte ihm die Cigarren an und rupfte ihm dann und wann auch die grauen Haare aus. Er wiederum gab sich ihr gutmüthig als Zwirnhaspel hin, legte jede Recension, die er schrieb, zuerst ihrer Censur vor und gestattete ihr, darin zu streichen, was sich mit ihren Ansichten nicht vertrug.

„Höre, Amandus," sagte sie eines Morgens, als sie die Correctur einer seiner Recensionen las, „diese Stelle da mußt Du mildern. Die C... ist ein ganz charmantes Geschöpf, immer außerordentlich artig und zuvorkommend gegen mich . . . daher kann ichs unmöglich zugeben, daß Du ihr alles Talent absprichst . . ."

„Aendere daran, was Dir gefällt, liebes Kind."

„Diese Stelle da, Amandus, muß hingegen sehr verschärft wer-

den. Dieser R. ist ein arroganter Patron, der mir zumuthet, daß ich ihn zuerst grüßen soll. Ueberdem ist er der Einzige beim ganzen Theater, der mir nie den Hof gemacht."

„Beweis genug, daß dieser dumme, einfältige Mensch keinen Geschmack hat."

„Und dennoch lobst Du ihn hier, als ob er der größte Künstler unseres Jahrhunderts sei . . ."

„Kind, das hat seine guten Gründe. Ich lobe den R. nur darum, um den S. damit zu ärgern. Dieser S. verträgt lieber einen leisen Tadel auf sich selbst, als ein Lob auf seinen Nebenbuhler."

„Und dennoch bitte ich Dich, dieses Lob etwas zu mäßigen."

„Streiche, was Dir gefällt."

Wer von Euch beneidet nicht das Glück dieser Ehe, wer von Euch bewundert nicht die hohe Unpartheilichkeit dieses kritischen Mopses?!

Nach und nach hatten sich sämmtliche Anbeter Amanda's wie die letzten Sonnenstrahlen beim Einbruch der Abend-Dämmerung verloren. Wer von uns weiß es nicht, daß es Künstlerinnen giebt, die in den Augen des Publikums allen Reiz verlieren, wenn sie einmal die Betise begangen haben, sich einen Mann zu nehmen. Schauspielerinnen, die weiter nichts als blos schön sind, sollten nicht eher heirathen, als bis sie in das Alter kommen, wo sie Niemand mehr sehen will.

Verwöhnt von den Huldigungen der halben Männerwelt, fing sie allmählig an, einzusehen, daß ihr die Huldigung eines Einzelnen keinen Ersatz dafür biete. Die Flitterwochen waren längst vorüber: sie gestand sich, daß der geistreichste, liebenswürdigste, aufmerksamste Ehemann am Ende doch weniger amüsant als der langweiligste Anbeter sei.

Etwas Aehnliches fing auch Herr Mops zu glauben an: er mußte sich das Geständniß ablegen, daß Theaterdamen nur so lange reizend sind,

als sie vor uns im geschminkten Zustande, gehoben durch die Täuschung des Lampenlichtes, erscheinen. In der Nähe betrachtet, **sans fard et sans voile**, gleichen sie jenen Decorationen, die bei Nacht wie prachtvolle Feenpaläste, bei Tag aber wie verwitterte Wachtstuben aussehen.

Amanda sehnte sich wieder nach einem Anbeter und ihr Gemahl nach einer neuen Liebschaft.

4.

Er heißt Korkstöpsel und ist Weinreisender.

Bevor ich das Individuum portraitire, will ich meinem Leser die ganze Sippschaft schildern.

Der Handlungsreisende ist ein Weltbürger, der ein Nomaden=Leben führt und in jeder Stadt, die er auf seinen Kreuz= und Querzügen berührt, so heimisch als in seinem Geburtsorte ist. Der Commis=voyageur, sagt ein französischer Sittenschilderer, ist der Hohepriester des Handels und der Industrie, der sich dem Dienste des Maaßes und Gewichts, des Zuckerkandis und Ingwer's, des Kalikots und der gedruckten Leinwand gewidmet hat. Der Handlungsreisende ist das Lebens=Element der Fabrikanten und Großhändler, das **perpetuum mobile** des Bedarfs, des Mangels und des Ueberflusses; er ist der Messias der Gastwirthe, der Lovelace der Stubenmädchen, der Despot der **Table d'hôte**, der Stammgast des Kaffeehauses und besonders des Billards.

Jeden dieser ehrenwerthen Weltbürger, jeden dieser liebenswürdigen Proben= oder Musterreiter, gleichviel, ob er — ich bediene mich hier des technischen Kunstausdrucks — in Wein oder Taback, in Seide oder Baumwolle, in Papier oder Tuch Geschäfte macht, erkennt man sehr leicht an folgenden zwölf Merkmalen:

1) Er trägt meistentheils eine schwarze Kravatte und auffallend steife Vatermörder.

2) Er ist ein abgesagter Feind der Handschuhe und trägt einen dicken, in der Regel hohlen Siegelring.

3) Er trägt seidene Taschentücher, parfümirt sich sehr stark und trinkt gern Champagner.

4) Er schnupft, bloß deßhalb, um seine Tula=Dose zu zeigen, dann und wann Taback, singt Barcarolen und versäumt selten oder nie eine Vorstellung im Theater.

5) Er ist ein Beschützer der Künste und ein Anbeter aller Künstlerinnen.

6) Er ist ein Opponent der Kritik, aber dessen ungeachtet glücklich, wenn er die Bekanntschaft eines Journalisten machen und sich später rühmen kann, mit ihm auf vertrautem Fuße zu stehen.

7) An der Table d'hôte kokettirt er mit jeder Frau und macht, um ihre Aufmerksamkeit zu erregen, von allen Gästen den meisten Lärm.

8) Er tyrannisirt die Gastwirthe, chikanirt die Kellner und kneift die Stubenmädchen, je nachdem sich die Gelegenheit dazu bietet, bald da, bald dort.

9) Er raucht täglich 9 — 12 Cigarren und hat große Vorliebe für Louis Drucker und den Komiker Beckmann.

10) Er spielt nur Ecarté und Domino und giebt im Letztern auf Hundert nicht selten vierzig bis fünfzig Points vor.

11) Er brüstet sich mit ungeheurer Körperkraft, kann Korkstöpsel zerschlagen, Stühle mit einer Hand balanciren, mit dem kleinen Finger zwei Centner aufheben und mehr dergleichen Kraftstückchen ausführen.

12) Er ist in vielen freien Künsten erfahren, kann bellen wie ein Hund, miauen wie eine Katze und schreien wie ein Wickelkind.

Die ganze Sippschaft der Commis voyageurs zerfällt in zwei Abtheilungen: in die aristokratische und in die demokratische Race. Zur erstern gehören die Weinreisenden, zur letztern alle übrigen Musterreiter.

Herr Korkstöpsel, der für ein bedeutendes Champagnerhaus reis't, gehört zur Crême seines Standes. Er macht stets feine Toilette, schlägt viel Geld todt, macht allen Damen vom Theater den Hof, arrangirt kostspielige Landpartien, veranstaltet Pikniks, Diners und Soupers, gefällt sich in Wortspielen und ist glücklich, wenn einer seiner Bonmots, die er — Gott weiß wo? — aufgeschnappt hat, aus Artigkeit belacht wird.

Herr Korkstöpsel hatte zuerst die Bekanntschaft des Herrn Mops gemacht, ihn einige Male mit Champagner seines Hauses freigehalten und ihm dadurch einen sehr hohen Grad von Achtung beigebracht, denn Amandus gehörte, wie jeder Recensent, zur Klasse jener Geschöpfe, welche, von den alten Römern Umbrae (Schatten) genannt, bei uns Schmarotzer heißen. Mops hatte gleich darauf den freigebigen Korkstöpsel seiner Frau vorgestellt, und der weibliche Mops schon beim ersten Entrée großes Wohlgefallen an ihm gefunden, denn es war ihr nicht fremd geblieben, daß er einer jungen Balletttänzerin, der er früher den Hof gemacht, Shawls und Marabouts und andere werthvolle Geschenke zu Füßen gelegt. — Frauen aber, welche man geneigt findet, Geschenke anzunehmen, sind jederzeit auch bereit, uns für diese Geschenke zu entschädigen. Das wußte unser Korkstöpsel aus langjähriger Erfahrung und setzte Amanden's Gesinnung durch eine kirschrothe, mit weißem Atlas gefütterte Sammet-Mantille auf die Probe. Amanda geruhte sein Geschenk anzunehmen, er aber daraus den Schluß zu ziehen, daß er seine Huldigung keiner Unwürdigen zugewendet habe. Drei Tage später schickte er ihrem Manne einen Korb Champagner

mit der Etiquette „**qualité supérieure**“ und dem Wunsche, daß er ihm wohl bekommen möge.

Die beiden Möpse, außer sich vor Freude, wetteiferten und erschöpften sich in Lobeserhebungen seiner Liebenswürdigkeit und erklärten ihn einstimmig für den geistreichsten Mann und den angenehmsten Gesellschafter. Und als Herr Korkstöpsel seine Aufmerksamkeit sogar so weit trieb, ihr einen Shawl und ihm eine Kiste von 1000 Stück Vollblut-Cigarren aus der Havannah zu schenken, geriethen Beide dergestalt in Extase, daß sie **unisono** ausriefen:

„Vivat Korkstöpsel!“

5.

Eines Morgens erhielten Amandus Mops und seine Frau von einem ihrer Bekannten eine Einladung zu einer Landpartie. Da ihm jede Gelegenheit zu Vergnügungen, welche er sich auf Kosten Anderer machen konnte, immer sehr erwünscht war, so beeilte er sich, die Einladung anzunehmen, mit dem Bemerken jedoch, daß seine Frau nicht daran Theil nehmen könne, weil sie Abends im Theater beschäftigt sei.

„Ich verlasse Dich jetzt,“ sagte er zu seiner Frau, „um einer Einladung zu folgen, die ich heute Morgen erhalten und angenommen habe.“

„Und wann werde ich die Ehre haben, meinen Herrn Gemahl wiederzusehen?“

„Schwerlich vor Mitternacht; doch ängstige Dich nicht, liebes Kind, wenn ich vielleicht die ganze Nacht ausbleibe, denn leicht könnte es geschehen, daß wir, wie das vorige Mal, auf dem Lande übernachten und erst morgen früh nach der Stadt zurückkehren.“

„Bleibe, mein theurer Freund, so lang es Dir gefällt, amüsire Dich

so gut, als Du es ohne mich vermagst, und denke, wenn Du Dich gut unterhältst, auch einmal an Dein armes Weib, das Abends eine schlechte Rolle spielen und nach dem Theater, ohne Dich, sich langweilen muß."

„Geh' heut etwas früher zu Bett und lerne Deine neue Rolle."

„Das will ich thun, lieber Mann."

„Adieu, mein schönes, treues Weib," sagte Mops, küßte seine Ehehälfte so zärtlich, als es einem Ehemann nach den Flitterwochen noch möglich ist, und begab sich dann zum Freunde, von dem er die Einladung erhalten.

Eine Stunde später befand sich die kleine Gesellschaft auf dem Wege nach * * *.

6.

Abends, nachdem die Vorstellung im Theater, worin Madame Amanda in Shakespeare's „Romeo und Julia" die weibliche Hauptrolle gespielt, zu Ende war, sah man einen festzugemachten Fiacre, in dem ein Herr und eine Dame saßen, noch langsamer, als diese Art öffentlicher Wagen gewöhnlich zu fahren pflegt, vom Ausgang des Schauspielhauses, wo Beide eingestiegen waren, durch mehrere Straßen endlich unter die * *. hinziehen. Man schien absichtlich einen ziemlich bedeutenden Umweg gemacht zu haben, um länger, als es eigentlich nöthig war, unter dem Schirme und Schutze eines stillverschwiegenen Wagens verweilen zu können. Endlich machte er am Eingange eines bekannten Restaurants Halt.

Herr und Dame erstiegen die durch Gas erleuchtete Marmortreppe, riefen den dicken, freundlichen Wirth, dem man schon von der Ferne den pfiffigen Franzosen ansah, begehrten ein sogenanntes Extra-Zimmer

und ein exquisites Abendbrodt, dessen Details der Herr dieser Dame schon am Morgen bestellt haben mußte, denn auf die Frage, ob Alles bereit sei, antwortete der Wirth mit ziemlich verdächtigem Asmodi-Lächeln: „Oui Monsieur!“

Herr und Dame begaben sich hierauf in das ihnen angewiesene Kabinet. Der Herr legte hier seinen Ueberrock, die Dame ihren Schleier ab. Dann gaben sie sich einen Kuß. Er nannte sie Engel und sie hieß ihn Schelm und — gleich darauf trat der Wirth mit hundert Stück Austern ein, worauf dann das Souper begann.

Beiden Leutchen konnte man es ansehen, daß sie ein Paar Verliebte waren, denn selbst während des Essens schnäbelten sie miteinander und tauschten Liebkosungen aus. Die Dame schien ein ungemein zahmes, kirres Täubchen zu sein, denn sie fraß ihm, so zu sagen, aus der Hand. Bald spießte er, bald spießte sie einen Bissen an die Gabel, um sich wechselseitig abzufuttern. Es war ein so schöner, rührender Anblick, daß selbst die gipserne Venus auf dem Ofen — sie, die mir dies Alles erzählt hat — darüber ihre Fassung verlor und beinah' hinuntergepurzelt wäre.

Eine Delicatesse jagte die andere; man begann mit **Château d'Iquem**, ging dann zu **Volnay** über und befahl, **Jacquesson-Bouzy** in Eis zu stellen. Herr und Dame waren bei beneidenswerthem Appetite; ein zärtlicher Händedruck, ein verliebter Blick, ein glühender Kuß füllte die kleinen Pausen von einer Schüssel zur andern aus; man aß viel und sprach wenig. Nur dann und wann fragte die Dame:

„Sehen Sie doch zu, wie spät es ist.“

„Halb Eilf.“

„O dann haben wir noch ein halbes Stündchen Zeit.“

Jetzt flog der erste Champagnerpfropf in die Luft. Wie bei großen Feuerwerken die erste Leuchtkugel, so gab hier der erste Kork das Signal

zu einem Schauspiel, das sich vor den Blicken der gipsernen Venus entfaltete.

Wer von uns weiß nicht, was Champagner unter vier Augen vermag! Bei solchen Gelegenheiten springt aus jeder Flasche dieses Weines ein Asmodi heraus, der lachend alle Verschanzungen des weiblichen Herzens untergräbt und siegend ein Fort nach dem andern in die Luft springen läßt. Es ist ein Wein, der aus jedem Manne einen Don Juan und aus jedem Weibe eine Donna Anna macht. Wohl Niemand hat den auf Flaschen abgezogenen Frauen-Besieger, den zu Wein gewordenen Don Juan richtiger characterisirt, als Mozart in seinem göttlichen Liede:

„Treibt der Champagner das Blut in den Kreisen,
Giebt es ein Leben herrlich und froh!"

O Mozart, o Don Juan, hättet Ihr an jenem Abend bei ** soupiren und dort, wie die Venus von Gips, Zeuge dieses in Champagner und Liebe zerfließenden Tête-à-tête sein können, Ihr hättet Euere Champagner-Hymne angestimmt und ein Glas geleert „auf Alles, was wir lieben."

„Wie spät, wie spät?" fragte die Dame, sich ängstlich den Umarmungen des Herrn entwindend.

„Ein Viertel auf Zwölf"

„Nun ist es Zeit . . . nun muß ich fort . . . nun habe ich keine Ruhe mehr!"

„Nur ein Glas, nur einen Kuß noch," bat der Herr.

„Böser, unersättlicher Schelm!" erwiderte die Dame, leerte das Glas und gab ihm statt eines Kusses sogar zwei . . . „Nun aber hält mich keine Macht mehr zurück . . . kommen Sie, eilen Sie . . ."

„Gleich, gleich," sagte der Herr und schlüpfte, so behend wie der Esel in die Löwenhaut, in seinen Paletot hinein und knöpfte ihn, weil er (der Herr nämlich) sehr echauffirt war, bis an den Hals zu. Die Dame warf einen flüchtigen Blick in den Spiegel, arrangirte die etwas in Unordnung gerathenen Locken **à la tire-bouchon**, setzte ihren Hut auf, hüllte sich dicht in ihren Schleier und häkelte sich in den dargereichten Arm ihres Begleiters ein.

„Gute Nacht, Herr T . . ." sagte der grüne Paletot zum schwarzen Frack.

„**Dormez bien**," erwiderte der Wirth. „**Madame**," setzte er hinzu, „**j'ai l'honneur de vous saluer.**"

Madame nickte mit dem Kopfe. Ihr Begleiter schmunzelte. — Bald darauf saßen Beide im Fiacre.

7.

Dreiviertel Stunden später traten in dasselbe Kabinet zwei Herren von ziemlich gleichem Alter ein. Der Wirth schien nur den Einen zu kennen, der eine Brille trug, denn er nannte ihn beim Namen und war außerordentlich erfreut, ihn wiederzusehen.

„Was haben Sie Gutes zu essen?" fragte der Bebrillte.

„Frische Hummern, einen ganz ausgezeichneten Fasan mit Sauerkraut, Charlotte russe . . ."

„Bringen Sie vorläufig Hummern . . ."

„Und Wein, guten Wein, denn ich habe pyramidalischen Durst."

Der Wirth eclipsirte sich. Die beiden Männer setzten sich an denselben Tisch, an dem kurz vorher der Herr mit dem Paletot und die Dame mit dem Schleier festen Fuß gefaßt hatten.

„Nun, sage aufrichtig, wie Du Dich amüsirt hast," fragte Baron von **, ein Spieler von Profession.

„Himmlisch, himmlisch!" erwiderte Amandus Mops, seine Fingerspitzen küssend. „Die kleine Sidonie hat mir ungeheuer gut gefallen. Ich bin gesonnen, mich ernstlich in sie zu verlieben."

„Ich habe Dir bereits gesagt, daß sie zum Theater gehen will. Glaubst Du, daß sie Talent hat?"

„Ungeheuer viel Talent."

„Du hast sie ja noch nicht spielen sehen."

„Als ob es nothwendig wäre, eine Schauspielerin spielen zu sehen, um über sie ein Urtheil zu fällen. Wie manche Vorstellung habe ich beurtheilt, ohne ihr beigewohnt zu haben."

„Wie um Alles in der Welt ist das möglich?"

„Nichts leichter als das: ich denke mir, wie Jeder gespielt hat, und richte danach mein Urtheil ein. Außerdem weiß ich, daß es Schauspieler giebt, die nie schlecht, und wieder Andere, die nie gut spielen können. Die Einen werden gelobt, die Andern getadelt, et voilà tout!"

„Meinst Du also wirklich, daß die kleine Sidonie auf der Bühne Glück machen wird?"

„Ungeheueres Glück, denn sie hat alle Requisiten dazu: ein Paar Spitzbubenaugen, die ganz allerliebst zu kokettiren verstehen, ein volles, dralles, pralles Figürchen, einen hübschen, runden Arm, einen kleinen, netten Fuß und — was die Hauptsache ist — eine Mutter, wie man sie sich nur wünschen kann. Mädchen, die sich der Bühne widmen wollen, müssen durchaus keine Väter haben, denn diese sind in der Regel zu einfältig und gewissenhaft: sie sehen in jedem Anbeter ihrer Tochter einen Spitzbuben, der ihnen die einzige Rente rauben will. Mütter hin-

gegen sind klüger und darum auch nachsichtiger: es schmeichelt ihrer Eigenliebe, wenn man ihren Töchtern den Hof macht; in jedem Verehrer ihrer Tochter erblicken sie eine neue Sprosse zur Leiter ihres Ruhmes, denn eine Künstlerin ohne Anbeter ist eine Bühne ohne Zuschauer, ein Dampfschiff ohne Passagiere, ein Buch ohne Leser."

Amandus Mops hätte vielleicht noch mehr derartige Vergleiche angestellt, wären nicht die Hummern erschienen. Ein Schmarotzer, wie er, ist nur so lange aufgelegt, zu reden, als es nichts zu essen giebt. Wenn aber sein Magen zu reden beginnt, dann schweigt seine Zunge.

Sie aßen Hummern und Forellen, Fasan und Sauerkraut, tranken nichts als Liebfrauenmilch, stießen die Gläser an und brachten einstimmig den Toast aus:

„Es lebe Sidonie!"

Arme Amanda, treues, biederes Weib, hättest Du hören können, wie Dein Gemahl eine gewisse Sidonie leben läßt, wer weiß, was Du gethan haben würdest!

Der treulose Mops wollte sich eben wieder auf seinen Stuhl niederlassen, als sein Fuß auf einen Gegenstand stieß, der unter dem Tische lag. Er bückte sich und hob ihn auf.

„Ein Handschuh, ein Handschuh!" rief er aus.

„Wer mag den hier verloren haben?" fragte der Baron.

„Du kannst noch fragen? Eine Dame hat ihn liegen lassen. Und wenn diese Dame so süß wie ihr Handschuh duftet, so könnte ich mich blindlings in sie verlieben. Welch ein feiner, märchenhafter Geruch! Ich könnte daraus eine Novelle schreiben. Nach dem Handschuh zu schließen, muß die Person, die ihn verloren hat, ein allerliebstes Händchen haben und reich und vornehm sein . . ."

„Und woraus folgerst Du das?“

„Aus diesem funkelnden Edelsteinknopf. Meine Frau hat auch feine Handschuhe, aber solche nicht. Dieser Knopf ist unter Brüdern vier bis fünf Louis werth . . .“

„Laß sehen,“ sagte der Baron, den der Knopf mehr als der Handschuh interessirte. Du hast Recht . . . Der Handschuh gefällt mir . . . Du kannst ihn mir schenken.“

„Nicht um Alles in der Welt! Eine innere Stimme sagt mir, daß ich durch diesen Handschuh eine schöne Bekanntschaft, eine reizende Entdeckung machen werde.“

„Wollen wir den Wirth nicht fragen, wer die Dame war, die vor uns hier gewesen?“

„Frage, aber sage nichts vom Handschuh.“

Der Mann mit der Brille schellte. Gleich darauf erschien der Wirth.

„Kurz vorher war eine Dame hier,“ sprach der Baron.

„Ei, wer sagte Ihnen das?“

„Wer mir das gesagt hat? Meine Nase, mein Geruch hat's mir gesagt . . .“

„Wissen Sie nicht,“ fragte Amandus, „wer diese Dame gewesen ist?“

„Nein,“ antwortete der Wirth, der selbst dann, wenn er sie wirklich gekannt hätte, zu discret gewesen wäre, etwas zu sagen, was nicht Jeder zu wissen braucht.

„War die Dame allein oder in Begleitung eines Herrn da?“ fragte der neugierige Mops.

„Es waren zwei Herren und zwei Damen hier.“

„Ich sehe aber im ganzen Kabinet nur zwei Stühle,“ sagte der Baron.

„Das eine Paar ruhte auf diesem Sopha," erwiderte Asmodi.

„Ein hübsches Sopha, das," sagte Amandus mit einem Anflug ungeheurer Ironie.

„Warum lächelst Du?"

„Soll ich etwa weinen darüber, daß dieser Wirth so verschwiegen ist und uns nicht sagen will, wen er bewirthet hat?"

„Sehen und schweigen, meine Herren, war die Devise der Königin Elisabeth von England . . . ich habe das heute morgen in einem Journale gelesen."

„Siehst Du, Freund, welchen Nutzen die Journale bringen. Hätte dieser Herr das je gewußt, wenn er nicht Journale gelesen? Es lebe der Mann, der die Zeitungen erfand!"

„Ich habe durchaus nichts dagegen," meinte der Wirth.

„Ich auch nicht," sagte der Baron, der gleich darauf die Zeche bezahlte.

Dann gingen die Freunde nach Hause.

8.

Am andern Morgen, als Amandus und Amanda zusammen ihr Frühstück verzehrten, fragte das biedere Weib ihren biedern Mann:

„Nun, Freund, wie hast Du Dich gestern auf dem Lande amüsirt?"

„So gut, als es mir ohne Dich möglich war."

„Sehr verbunden, Herr Gemahl. Waret Ihr Beide ganz allein?"

„Nein, meine Taube. Der Baron hatte auch seine junge Nichte mitgebracht."

„Seine Nichte?" wiederholte die Taube mit einem Tone, in dem drei bis vier Fragezeichen lagen.

„Ja, meine Goldpuppe, seine Nichte.

„Ei, seit wann hat der Mann eine Nichte?" fragte die ungläubige Goldpuppe.

„Seitdem diese Nichte an ihm einen Onkel besitzt."

„Soll das ein Witz sein?"

„Gott behüte, lieber Engel."

„Und wann kehrtet Ihr nach der Stadt zurück?"

„Erst nach Mitternacht."

„Und dann habt Ihr wohl noch irgendwo soupirt?" fragte der Engel mit so gereiztem Tone, daß Mops dadurch eingeschüchtert wurde, die Wahrheit zu gestehen.

„Nein, Himmelsglück! Ich ging gestern Nacht so hungrig zu Bette, wie noch nie in meinem Leben."

„Ich schlief so fest, daß ich Dich nicht kommen hörte."

„Wann ist denn mein Täubchen zu Bette gegangen?"

„Gleich nach der Vorstellung."

„Hat Dich unser liebenswürdiger Freund Korkstöpsel gestern Abend besucht?"

„Er war gestern nicht hier."

„Wird er heute kommen?"

„Ich weiß es nicht."

„Du scheinst verdrießlich, Engelspuppe. Ist Dir etwas Unangenehmes widerfahren?"

„Ich habe gestern beim Nachhausegehen einen Handschuh verloren."

„Einen Handschuh?" fragte Mops etwas frappirt. „Mein Gott," fuhr er gesammelt fort, „was liegt an einem Handschuh?"

„Es war kein gewöhnlicher. Ich erhielt ihn erst vor drei Tagen von Deinem Freunde Korkstöpsel."

„Aber davon hast Du mir keine Sylbe gesagt."

„Vermuthlich hatte ich es vergessen. An diesem Handschuh war ein Edelsteinknopf."

„Was sagst Du? Ein Edelsteinknopf?" fragte Mops und faßte sich unwillkührlich nach seiner Stirne hin.

„Ja, ja," wiederholte das brave Weib, „ein Edelsteinknopf, der mindestens vier bis fünf Louisd'or werth war."

„Ich möchte aus der Haut fahren!"

„Weßhalb?" fragte Amanda.

„Blos darum, weil ich diesen Handschuh, den Du verloren hast, unglückseliger Weise gefunden habe. Da ist er!" rief er im Tone eines Triumphators und zog dabei das glacirte **Corpus delicti** seiner biedern Ehehälfte aus der Tasche seines Schlafrocks hervor. — „Nun, Madame, was sagen Sie jetzt?"

„Mein Gott, was soll ich sagen?"

„Daß Sie gestern nach dem Theater in Gesellschaft eines Mannes bei T** in einem Extra=Zimmer soupirt und dort den Handschuh verloren haben."

„Später warst also auch Du dort?"

„Ja, Madame."

„Du sagtest vorhin, Du habest nirgends soupirt . . ."

„Das habe ich vorsätzlich gesagt. Ich frage Sie jetzt, Madame, mit wem Sie dort gewesen sind."

„Nun, wenn Du das durchaus wissen willst, mit Deinem Freunde Korkstöpsel."

„Mit meinem Freunde Korkstöpsel? Sagten Sie nicht vorhin, daß Sie ihn gestern nicht gesprochen hätten?"

„Ich sagte nur, er sei gestern nicht hier, bei uns, gewesen.“

„Er war also mit Ihnen bei T**?“

„Ich sehe gar nicht ein, weßhalb ich Anfangs ein Geheimniß daraus gemacht? Ist's denn ein Verbrechen, wenn ich mit Deinem Freunde soupire?“

„Mit meinem Freunde? Hol' der Teufel solche Freunde, hol' der Teufel alle Korkstöpsel, alle Weinreisende. Wehe ihm, wenn er jetzt zufällig hereinträte: ich würde ihm diesen Handschuh vor die Füße werfen und ihm zudonnern: Schurke, Sie müssen sich mit mir schlagen!“

In demselben Augenblick vernahmen Beide einen Klopfer.

„Herein!“ riefen sie wie aus Einem Munde.

„Guten Morgen, meine Herrschaften!“ sagte der Eintretende.

„Ach, Sie sinds, Herr Korkstöpsel,“ rief Mops etwas echauffirt . . . „Es freut mich . . .“

„Sie bei uns zu sehen,“ setzte Amanda hinzu.

„Sie scheinen aufgeregt, mein Freund?“ fragte der theilnehmende Korkstöpsel. „Ist etwas Unangenehmes vorgefallen?“

„Urtheilen Sie selbst. Gestern Abend fand ich bei T** den Handschuh, den meine Frau, als sie mit Ihnen dort soupirte, unglückseliger Weise liegen ließ. Ich weiß nun Alles, mein Herr Korkstöpsel . . .“

„Ich bedauere unendlich; das aber wissen Sie nicht, daß ich draußen im Vorzimmer wieder eine neue Kiste von 1000 echten Manilla-Cigarren für Sie hingestellt.“

„Ich danke Ihnen, lieber Freund,“ erwiderte der Biedermann und drückte seinem Freunde die Hand.

Mein Leser, der Anfangs vielleicht ein blutiges Duell erwartet hatte, wird nun sicher eine andere Catastrophe, etwa eine Scheidung, erwarten. Du irrst Dich wiederum, lieber Leser. Der gute Mops fand sich in sein Schicksal, rauchte seine Cigarren und blieb, wie bisher, der Mann seiner Frau und der Freund seines Freundes.

Der Himmel segne diesen edlen Biedermann!

VIII.

Vaillant.

1.

„Geld."
Titel eines Schauspiels von Bulwer.

Herr Jean Foy Vaillant war einer der ausgezeichnetsten Münzkenner Frankreichs. Ich möchte ihn den Linné der Numismatik nennen, weil er sich um diese Wissenschaft gewiß eben so verdient gemacht hat, wie der alte Schwede um die Botanik. Wie Linné fast alle Blumen, so kannte Vaillant beinah' jede Münze. Unermüdlich im Eifer, seine numismatischen Kenntnisse zu bereichern, brachte er viele Jahre seines Lebens auf Reisen zu, um alte Münzen aufzusuchen. Wie Apelles keinen Tag ohne Pinselstrich, so ließ Vaillant nicht vierundzwanzig Stunden ohne Beschäftigung mit seiner Lieblingswissenschaft vorübergehen, und wie Kaiser Titus pflegte er einen verlorenen Tag zu betrauern, wenn er sich nicht mit dem Bewußtsein niederlegen konnte, die Bekanntschaft einer alten und für ihn noch neuen Münze gemacht zu haben.

Man würde den Manen des Herrn von Vaillant ein großes Unrecht zufügen, falls man] sein Lieblingsstudium nüchtern, trocken, langweilig finden sollte. Die Numismatik hat, wie jede Wissenschaft, auch ihre interessante Seite, und genau betrachtet, ist von allen Steckenpferden die Liebhaberei, Münzen zu sammeln, gewiß noch die vernünftigste, denn Numismatik und Geschichte sind mit einander so innig verflochten und verzweigt, daß man aus einer dieser Wissenschaften zugleich auch die andere kennen lernt.

Es wundert mich daher, daß noch Niemand auf den Einfall gerathen ist, einen numismatischen Roman zu schreiben, einen Roman, in dem ein leidenschaftlicher Münzensammler mit all' seinen Freuden und Leiden den Mittelpunkt, und die Entstehungsgeschichte aller Münzen, die mit wichtigen Weltbegebenheiten in engem Zusammenhange stehen, den historischen Hintergrund bildet. Solch ein Roman hätte wenigstens den Reiz der Neuheit für sich.

Ich will jetzt meinen Leser mit einigen Münzen bekannt machen, von denen ich hoffen darf, daß sie ihn in mehr als einer Beziehung interessiren werden.

Fast alle Münzen der ältern und neuern Zeiten sind mit dem Bildniß des Fürsten, der sie prägen ließ, geschmückt, eine Eitelkeit, die den Herrschern des grauen Alterthums fremd gewesen ist. In Attika und Delos wurden Silbermünzen mit dem Bildniß eines Ochsen geprägt, woher diese Münzsorte den Namen **Bos** oder *Βοῦς* erhielt. Ein attischer Ochse wog zwei Drachmen Silber und galt nach unserm Gelde etwa sechs Groschen. Von dieser Münze datirt sich das athenienſische Sprichwort: *πoῦς ἐπὶ γλώσσῃ*, er hat einen Ochsen auf der Zunge, das heißt: er hat sich bestechen lassen. Matthias Hostus und einige andere Numismatiker wollen unter der Hekatombe ein Opfer von 100 solcher

Silber-Ochsen oder 25 Thaler verstehen. — Diese Münze ist übrigens eine der allerältesten, denn Theseus soll sie schon 1240 Jahre vor Christi Geburt in Athen eingeführt haben.

Nicht minder interessant ist die Arsinoë, eine Goldmünze, welche Ptolomäus Philadelphus, König von Aegypten, 250 Jahre vor Christi Geburt, zu Ehren seiner zweiten Gemahlin Arsinoë mit ihrem Bildniß prägen ließ. Diese seltene Münze wurde lange Zeit dem alten Vater Noah zugeschrieben, weil man von dem verwitterten Namen nur die letzten Buchstaben dechiffriren konnte.

Unter den altrömischen Münzen verdienen die **Saturnalitii** und **Spinthriae** hervorgehoben zu werden. Die Erstern waren silberne und goldene Schaumünzen, womit sich die Römer bei der Feier der Saturnalien gegenseitig zu beschenken pflegten. Auf dem Avers sieht man Anspielungen auf das Saturnusfest, z. B. Jo. Sat. Jo. oder einen Saturnuskopf mit Sat.; auf der Rückseite allegorische Figuren, z. B. einen Liebesgott, der auf einem Pferde reitet, das einen Menschenkopf hat, einen Phallus neben dem abnehmenden Monde und andere obscöne Anspielungen. — Die **Spinthriae**, gleichfalls Schaumünzen von Erz und Silber, zeigen auf dem Brustbilde ein Liebespaar in unzüchtiger Umarmung, bald auf diese, bald auf jene Weise, auf der Rückseite einen Kranz, in dessen Mitte eine römische Zahl von I — XII steht. Diese höchst frivolen Münzen, die auf der Insel Capri (Capreae) ausgegraben worden sind, wurden vom Kaiser Tiberius geprägt, der hier den Sitz seiner thierischen Lüste aufgeschlagen hatte. Diese Münzen, welche sprechende Zeugen der schaamlosen Ausschweifungen dieses Kaisers sind, gehören jetzt zu den größten Seltenheiten. König August II. von Polen kaufte eine Serie von 25 Stück für 1000 Thaler.

In der Reihe der englischen Münzen macht sich vor allen der Rose-noble bemerkbar. Diese seltene Goldmünze, von der Größe eines Doppeldukaten, die König Eduard III. von 1344—77 prägen ließ, zeigt auf dem Avers ein mit einer Rose geschmücktes Schiff, in welchem der König sitzt, der in der Rechten ein Schwert, in der Linken ein Wappenschild hält, mit der Umschrift **Edward D. Gr. R. Angl. Z. Franc. Dns. Ib.** Auf dem Revers sieht man eine achtblätterige Rose, in der Mitte einen Stern und zwischen je zwei Blättern einen gekrönten Löwen, mit der Umschrift: **IHs. Ant. Transiens Per Medium Illorum Ibat**, ein numismatisches Räthsel, worüber Herr Baillant und alle Gelehrten seines Faches sich vergeblich den Kopf zerbrochen haben, ohne den Sinn dieses Räthsels herauszubringen. — Der allgemeinen Sage nach soll der berühmte Adept Raimund Lulli die meisten dieser Rosenobles aus selbstgemachtem Golde geprägt haben. Der Aberglaube schreibt diesen Münzen auch Heilkräfte gegen ansteckende Kranheiten zu. — Zur Zeit der Catharina von Medicis soll auch Michel Nostradamus derlei Rosenobles aus chemischem Golde nachgeprägt haben.

Von den französischen Münzen will ich zuerst des **Blanc à Salamandre** erwähnen, einer Silbermünze von der Größe eines Viergroschenstücks, welche Franz I. kurz vor seinem Tode (1547) prägen ließ. Auf der Vorderseite erblickt man das gekrönte Wappen der Lilien, und neben diesen, rechts und links, einen Salamander, der bekanntlich das Emblème dieses Fürsten war. Auf der Rückseite prangt ein großes Kreuz mit zwei sich gegenüberstehenden **F.** von einem Bogen eingefaßt und der alten Umschrift: **Sit Nomen Domini Benedictum.** — Auf andern Münzen dieses Königs ist nur ein Salamander abgeprägt mit der Devise: **Notrisco el buono, Stingo el Reo** (ich ernähre das Gute und lösche das Böse). Auch die Salamandermünzen rechnet der Aberglaube

zu denen, welche Jedem, der sie bei sich führt, Glück im Spiel und in der Liebe bringen sollen.

Die Liebe erinnert mich an eine Münze, welche König Heinrich II. von Frankreich zu Ehren seiner Maitresse, der durch ihre Schönheit berühmten Diana von Poitiers, die er zur Herzogin von Valentinois ernannt, hatte prägen lassen. Der Avers zeigt ihr Brustbild mit der Umschrift: **Diana Dux Valentinorum Clarissima**; auf der Rückseite sieht man die mit Köcher und Bogen bewaffnete Keuschheitsgöttin Diana mit dem einen Fuße auf dem Rücken des besiegten Liebesgottes Cupido, mit der Umschrift: **Omnium victorem vici.**

Dies Beispiel Heinrichs II. befolgte hundert Jahre später Ludwig XIV., welcher zu Ehren seiner zweiten Geliebten, Marie de Scoraille, gleichfalls eine Münze schlagen ließ, auf deren Avers das Brustbild derselben mit der Umschrift: **Marie de Scoraille, Duchesse de Fontanges,** und auf deren Avers eine Sonnenblume prangt, die ihre Krone der Sonne zuwendet, mit der Umschrift: **Au gré de mon soleil.** Ob Ludwig XIV. sich für die Blume und seine Geliebte für die Sonne, oder, umgekehrt, sich für die Sonne und die Herzogin für die Blume gehalten, ist leider nicht klar genug angedeutet.

Unter den von Päbsten geschlagenen Münzen hat der sogenannte Hugenottenthaler, den Pabst Gregor III. zur Verherrlichung der Pariser Bluthochzeit im Jahre 1572 prägen ließ, eine traurige Berühmtheit erlangt. Der Avers zeigt das Brustbild dieses heiligen Vaters und der Revers die Ermordung des Admirals von Coligny. Es gab eine Zeit, wo der abergläubige Katholik diese Hugenotten-Scudi für glückbringend hielt.

Von den schwedischen Münzen nenne ich nur die Margarethengroschen und den **Dat cui vult**-Dukaten. Die Erstere ist eine Silbermünze

von Sechsergröße, geprägt um das Jahr 1400 von der Königin Margarethe, deren gekröntes Brustbild den Avers ziert. Auf dem Revers zeigt sich ein oben und unten zugespitztes **O**, das in der Mitte durch einen Strich eine zweideutige Figur annimmt. Ein Geschichtschreiber Schwedens, Erich Olaus, berichtet, die sittenlose Königin habe ihre Schaam auf diese Münze prägen lassen. Spätere Geschichtsschreiber versuchten, Margarethe von diesem boshaften Verdachte zu reinigen und das famöse **O** für das Zeichen des Münzortes **Oerebro** auszulegen. Dessenungeachtet gehören diese Groschen noch immer zu den Seltenheiten, die von den Münzsammlern fleißig gesucht und sehr theuer bezahlt werden.

Die andere Münze, **Dat cui vult** genannt, ist ein Dukaten, den Erich XIV. im Jahre 1568 schlagen ließ. Auf der Vorderseite zeigt sich sein Bildniß mit Namen und Titel in der Umschrift, auf der Rückseite ein Schiff auf der See. Am Strande sitzt ein Mädchen, in dessen Schoos ein Scepter fällt, mit der Umschrift: **Dat cui vult.** Erich hatte von vier auswärtigen Fürstinnen, welchen er seine Hand angetragen (Elisabeth von England, Maria Stuart, Christine von Lothringen und Christine von Hessen) Körbe bekommen. Darüber aufgebracht, entschloß er sich, ein Mädchen von gemeiner Herkunft auf den Thron zu heben und, um die Fürstinnen, die ihn verschmäht hatten, zu kränken, seine Gattin aber zu ehren, diese Dukaten prägen. Seine Unterthanen aber, die ihm diese Mißheirath sehr übel nahmen, stießen ihn vom Throne, verjagten ihn aus seinem Reiche und schmolzen diese Dukaten ein, weßhalb die Wenigen, welche noch übrig geblieben sind, zu den theuersten Curiositäten gehören.

Gleich interessant, wenn auch in anderer Beziehung, sind die kupfernen Noththaler, welche Karl XII., dessen Kriege alle Kassen des Landes

erschöpft hatten, von 1715 bis 1719 schlagen ließ. Sie sind nicht größer als ein Zweipfennigstück und mit zehn verschiedenen Stempeln ausgeprägt, worunter ein Avers mit Jupiter, Saturn, Mercur, Phoebus und Mars. Auf den Rath seines Staatsministers, des Freiherrn von Schlitz, genannt von Görtz, ließ Karl XII. nicht weniger als 18 Millionen Thaler mit solchen Münzzeichen ausprägen, von denen jedes, wie die Aufschrift sagte, für einen Daler Silbermünze angenommen werden mußte, obgleich es nicht mehr als den 416ten Theil eines alten Kupferdalers werth war. — Gleich nach dem Tode Karls XII. verlangte der erbitterte Pöbel die Bestrafung dieses Ministers, dem bald darauf der Proceß gemacht und der Kopf abgeschlagen wurde.

Von den polnischen Münzen zeichnen sich die sogenannten Mordthaler, eine Silbermünze von Thalergröße aus, geprägt von König Sigismund III. von 1627 bis 1630. Auf dem Avers sieht man des Königs Brustbild mit seinem Namen und Titel, auf der Rückseite sein Wappen mit der Umschrift: Samo(gitiae) Liv(oniae) Est(iae) Nec Non Sue(corum) Goth. Vand. Hae(reditarius) R(ex). Schmieder erzählt in Bezug auf diese Thaler: „Kasimir der Große hatte 1347 das Gesetz gegeben, daß Mörder nicht mehr hingerichtet, sondern Geldstrafe bezahlen sollten: für den Mord eines Edelmanns 30 Mark und so nach Stand und Würden weiter herab, welches Geld die Anverwandten des Ermordeten erhielten. Zu diesem Behufe ließ Sigismund III. diesen Thaler schlagen, welcher, wiewohl nur zwei polnische Gulden werth, für einen Speciesthaler eingelöst und an die Verwandten bezahlt werden mußte.

Einen friedlichern Character haben die Schmetterlings-Thaler und Fuchs-Dukaten, welche Friedrich August I., König von Polen und Churfürst von Sachsen, im Jahre 1700 prägen ließ. Die Erstern führen

im Avers ein verschlungenes und gekröntes **F. A.** und im Revers einen sechsflügeligen Schmetterling; die Letztern zeigen auf der Vorderseite einen langschwänzigen Fuchs mit der Umschrift: **Je l'ai par la nature;** auf der Rückseite sieht man allerlei Spielgeräthe mit der Devise: **il faut de l'adresse.** Beide Münzen wurden am Dresdener Hofe als Spielmarken gebraucht.

Eine der größten Seltenheiten der ungarischen Münzen sind die von Mathias Hunyades von 1457 bis 1485 geprägten Rabendukaten. Auf dem Avers erblickt man den heiligen Ladislaus, in der Rechten eine Streitaxt mit der Umschrift: **S. Ladislaus Rex,** auf dem Revers die Mutter Gottes, zu ihren Füßen einen Raben, der einen Ring im Schnabel hält. Einige Geschichtsschreiber Ungarns erzählen, König Matthias habe diese Goldmünze zur Erinnerung an einen Raben, der ihm einst einen Ring gestohlen, schlagen lassen; Andere sehen in diesem Raben nichts Anderes, als das Geschlechtswappen Corvins. Diese Dukaten wurden in frühern Zeiten für Amulete gehalten, welche die Kraft besitzen sollten, schwere Geburten zu erleichtern und die Krämpfe der neugeborenen Kinder zu stillen. Das abgeschabte Gold wurde statt Arzenei eingenommen und sollte auch andere Krankheiten heilen.

Auch die deutschen Münzen haben manche Curiosität aufzuweisen, z. B. die Kronemannsthaler, die den Namen des Alchymisten führen, der sie 1679 am Baireuther Hofe ausgeprägt hat. Auf der Vorderseite zeigt sich ein geharnischter Arm, der einen Scepter über die Weltkugel hält. Die Ueberschrift lautet: **A Deo et Parente**, die Umschrift: **In Honorem et Diem natalem Sereniss. Princ. Dom. Georg. Wilhelm.**; auf dem Revers liegen Scepter und Schwert auf einem Tische, der von den Strahlen der Sonne beschienen wird. Ueberschrift: **Optima Spes Patriae**, Umschrift: **March. Brand. Bor. Duci offert Christ.**

Wilh. Baro de Kronemann. MDCLXXIX. Besagter Freiherr, der das Silber zu diesen Thalern selbst erzeugt haben wollte, wurde sechs Jahre später, des Betruges überwiesen, zur Belohnung aufgehängt.

Ein Seitenstück zu den famosen Margarethengroschen bilden die sogenannten Coselgulden, im Jahre 1707 von König August dem Starken geprägt. Vorn des Königs geharnischtes Brustbild mit Namen und Titel, hinten das sächsische und polnische Wappenschild, in flachem Bogen ausgeschnitten, so daß der Zwischenraum beider Schilder eine längliche Oeffnung bildet. In der Mitte dieser Oeffnung ist ein Punkt zu sehen. Der Ursprung dieser Gulden schreibt sich von einer Wette des Königs mit der Gräfin Cosel her: „das, was sie verberge, auf Münzen zu offenbaren." Den größten Theil derselben ließ die Gräfin aufkaufen und einschmelzen, daher sie jetzt zu den größten Seltenheiten gehören.

Aus der Klasse der sogenannten Festmachungsmünzen, die gegen Schuß und Hieb sichern sollten, sei nur eine erwähnt, die auf dem Avers den zum Kampf gerüsteten Kriegsgott und auf der Rückseite ein magisches Zahlenquadrat zeigt:

14	10	1	22	18
20	11	7	3	24
21	17	13	9	5
2	23	19	15	6
8	4	25	16	12

Die Zahlen von 1 bis 25 sind so gestellt, daß sie, wie immer zusammengezählt, die Summe 65 geben.

An der Spitze der numismatischen Seltenheiten, die außerhalb Europa geprägt worden sind, stehen die goldenen und silbernen Nur-Mahal-Rupien, die im Jahre 1625, während der Regierung des neunten Moguls von Ostindien, Jehan-Giur-Padischah, aufgekommen sind. Von diesen Rupien existiren zwölf verschiedene Gepräge. Auf der Vorderseite zeigt sich eines der zwölf Zeichen des Thierkreises, auf der Rückseite steht der Name des Kaisers, der Name seiner Favorite: Nur-Mahal und der Name des Münzortes: Amadabat. Ueber die Entstehung dieser Rupien, die auch Liebesmünzen genannt werden, erzählt der Reisende Tavernier: die Geliebte des Moguls, welche lange den Wunsch gehegt, durch Münzen ihren Namen berühmt zu machen, habe durch fünftägige Versagung dem Sultan die Gnade abgetrotzt, 24 Stunden unumschränkt regieren zu dürfen. Längst vorbereitet auf die Erfüllung ihres Lieblingswunsches, hatte sie in allen Münzstädten des Reiches große Gold- und Silber-Vorräthe aufspeichern und Münzstempel mit ihrem Namen schneiden lassen. Mit dem Anbruch ihres ersten und letzten Regierungstages habe sie Eilboten nach allen Münzstädten ausgesandt und es auf diese Weise möglich gemacht, innerhalb 24 Stunden 2 Millionen Thaler in solchen Gold- und Silberrupien ausprägen zu lassen. Bei Lebzeiten Jehan Giur-Padischahs blieben diese Münzen im Umlauf, als aber sein Nachfolger den Thron bestieg, ließ er diese Rupien bei Todesstrafe einfordern und einschmelzen, wodurch, wie Schmieder erzählt, sie so selten geworden sind, daß man selbst in Indien die ganze Reihenfolge vom Widder bis zu den Fischen nur selten zusammenbringt und einzelne Stücke, die sich besonders rar gemacht, (als eben der Widder und die Fische,) häufig mit hundert Kronen bezahlt. Noch jetzt herrscht in Indien der Aberglaube, daß jede Person, die eine

dieser zwölf Liebesrupien bei sich führe, unwiderstehliche Liebe einflöße.

2.

Es war im Jahre 1674.

Der Linné der Numismatik befand sich eben auf einer neuen Entdeckungsreise alter Münzen. Mit neuen Schätzen beladen, kreuzte er auf dem Mittelmeere, um von Messina nach Paris zurückzukehren. Er hatte nicht weniger als neun alte Goldmünzen aufgefunden und war darüber so entzückt, daß er die ganze Schiffsmannschaft hätte an sein Herz drücken und mit ihr Brüderschaft trinken mögen.

„Freund,“ sprach er zum Capitain der Arethusa, „ich kann Ihnen nicht beschreiben, wie unendlich glücklich ich bin. Ich bringe neun alte Goldmünzen mit, darunter einen **Stater Cyzicenus**, eine der schönsten Münzen der altgriechischen Stadt Cyzicus . . . Sind Sie ein Freund alter Münzen?“

„Nein, mein Herr,“ erwiderte der Capitain.

„Nun, das hat weiter nichts zu sagen. Betrachten Sie gefälligst diesen Stater. Auf der einen Seite sehen Sie das Brustbild der Cybele, auf der andern einen gähnenden Löwenrachen, der Sie zu verschlingen droht. Der Contrast dieser beiden Bilder, von denen das Eine die erzeugende, das Andere die verzehrende Kraft darstellt, bewog die alten Griechen, einen falschen, scheinheiligen, zweideutigen Menschen, einen sogenannten Wolf im Schaafspelze, einen Cyzicener zu nennen.“

„Das werde ich mir merken.“

„Thun Sie das, Capitain. Diese Goldmünze, Daricus genannt, verdankt ihren Namen dem Perserkönig Darius Hystaspis, der sie

gleich nach dem Antritt seiner Regierung hatte prägen lassen. Die eine Seite zeigt Ihnen einen Bogenschützen, die andere einen Löwenkopf. Agesilaus beklagte sich, Darius habe ihn mit Hilfe von 80,000 Bogenschützen aus Griechenland verjagt, denn so viel Daricos hatte Timokrates, der Feldherr des Perserkönigs, nach Athen gebracht, um damit die feindlichen Anführer zu bestechen."

„Also ließen sich auch schon damals die Feldherren durch Gold besiegen?"

„Ganz wie heut zu Tage. Dies, mein Herr, ist einer jener Goldschekel, welche Saul, König von Juda, ausprägen ließ. Vorn präsentirt sich Ihnen ein Ochse und hinten ein Büffel."

„Und welches von Beiden ist des Königs Brustschild?"

„Darüber kann ich Ihnen keine Auskunft geben. Hier, Capitain, sehen Sie einen **Ptolomaion**, eine ägyptische Münze, welche König Ptolomäus Auletes, der Vater der berühmten Cleopatra, schlagen ließ. Diese Münze, eine der allerseltensten, ist unter Brüdern tausend Francs werth."

„Ich gebe Ihnen nicht zwanzig dafür."

„Herr, versündigen Sie sich nicht am grauen Alterthum! Dies, Capitain, ist eine **Glaux** oder **Lauriotica**, eine athenienſische Münze, die auf der einen Seite das Bild der Göttin Pallas, auf der Rückseite eine Eule trägt. Von dieser Münze schreibt sich nach meiner Ansicht die alte Redensart her: „Eulen nach Athen tragen.""

„Auch das will ich mir notiren."

„Diese Goldmünze da, die wie ein Rosenblatt geformt ist, habe ich im Munde einer uralten Mumie gefunden. Bei den alten Aegyptern, Griechen und Römern war es eine heilige Sitte, den Todten ein Geldstück unter die Zunge zu legen, um damit den alten Fährmann

Charon bezahlen zu können. Diese Münze, von den Griechen **Naulon** (Fährgeld) genannt, ist mindestens 2500 Jahre alt, und unter Freunden hundert Stück Dukaten werth."

„Ich gebe Ihnen nicht zwei dafür."

„Herr, ich fange zu glauben an, daß Sie ein Cyzicener sind. Haben Sie sich gemerkt, wen man im alten Griechenland damit zu bezeichnen pflegte?"

„Einen Wolf im Schaafspelze . . . ich danke für das Compliment."

„Nicht Ursach'! Dies, mein Herr, ist einer jener goldenen Helenenpfennige, welche die Mutter Kaiser Constantins des Großen, um das Jahr 325, zu Ehren unsers Heilands schlagen ließ. Auf der einen Seite finden Sie Christus, auf der andern die Kaiserin Helena mit ihrem Sohne abgebildet. Leichtgläubige haben sich einreden lassen, diese Pfennige, ursprünglich aus Erde und geweihtem Brodte geknetet, hätten sich durch ein neues Wunder des darauf geprägten Heilands in Gold verwandelt."

„Es gehört ein starker Glaube dazu."

„Der Glaube, Capitain, macht selig. Diese Helenenpfennige wurden früher als Talismane am Halse getragen. Die Gläubigen hofften dadurch Vergebung ihrer Sünden zu erlangen und noch nebenbei das Fieber zu vertreiben. Jammerschade, Capitain, daß Sie nicht ein kleines Wechselfieber haben; wir hätten dann sogleich Versuche anstellen können, ob ihre Wirkung Wahrheit, oder blos frommer Köhlerglaube sei . . ."

„Sie sind in der That sehr gütig."

„Bitte, bitte! Hier, Capitain, zeigt sich Ihnen eine der allerältesten Bronze-Münzen der Römer. Auf der Vorderseite erblicken Sie

einen Janus bifrons, einen Kopf mit zwei Gesichtern, von denen das Eine vor= und das andere rückwärts schaut; auf der Vorderseite sehen Sie den Vordertheil eines Schiffes, über dessen Bedeutung ich hin und her gesonnen, ohne darüber in's Klare zu kommen. Dieser Janusmünzen bediente sich die römische Jugend zu einem harmlosen Spiele, das mit unserm jeu à croix ou à pile, dem sogenannten Schrift= und Wappenspiel, viel Aehnlichkeit hatte. Die Kinder, erzählt Patin in seiner „histoire des médailles“ warfen die Janusmünze in die Luft und wetteten, welche von den beiden Seiten, beim Herabfallen, die obere bleiben werde, wobei sie ausriefen: Capita aut navia (Köpfe oder Schiff).“

„Sie wissen aber doch Alles.“

„Keine Complimente, Capitain. Die merkwürdigste aller Münzen, die ich Ihnen bis jetzt gezeigt habe, ist die Bronze=Münze des Kaisers Otho, eine Münze, die ich bis jetzt noch in keinem Münz=Kabinet gefunden, eine Münze, die vielleicht nicht noch einmal in der Welt existirt, eine Münze, für die Sie mir dreist eine Million Livres anbieten könnten, ohne befürchten zu dürfen, daß ich sie annehmen würde, eine Münze, die mir lieber, werther und theurer als sämmtliche Münzen meiner Sammlung und der ganzen Erde ist, eine Münze, für die ich mich lieber todtschlagen, als mich von ihr lossagen würde, eine Münze . . .“

In demselben Augenblick schlug ein nicht mehr fernes Gewehrknattern an sein Ohr. Erschreckt fuhr Herr Vaillant zusammen und fragte, was das Schießen zu bedeuten habe.“

„Himmel, was sehe ich!“ schrie der Timon der Arethusa.

„Was sehen Sie, Capitain?“

„Dort kommen Seeräuber . . .“

„Seeräuber? Herr, Sie spaßen wohl nur?“

„Ei, sehen Sie doch selbst . . . sogleich will ich den Befehl zum Angriff geben.“

„Teufel, das wird am Ende eine blutige Geschichte.“

„Die Piraten spaßen nicht.“

„Sie plündern uns wohl gar? . . .“

„O, noch mehr . . . sie knebeln uns und schleppen uns als Gefangene fort; wir wollen uns aber vertheidigen,“ sprach der Capitain und commandirte Feuer, denn sie waren bereits von den feindlichen Schiffen umringt.

„Heilige Mutter Gottes, was fange ich nun mit meinen Münzen an? Wo stecke ich sie hin, wo verberge ich sie, daß keiner dieser Spitzbuben sie finden kann?“

„Feuer, Feuer!“ commandirte der Capitain.

„Die Sache geht schlecht, wie ich sehe. Teufel, da bleibt mir nur ein Mittel übrig, meine Schätze zu retten.“

Herr Vaillant nahm seine neun Münzen und — — — verschluckte sie.

„Drin sind sie,“ rief er freudig aus, aber wie ich sie wieder herausbekommen werde, ist eine Frage, die schon jetzt mir Sorge macht.“

Das Scharmützel währte kaum zehn Minuten. Der Numismatiker sah mit großer Kaltblütigkeit diesem keinesweges erfreulichen Schauspiele zu.

„Ich habe meine Münzen gerettet,“ sagte er zu sich, „nun gehe und komme es, wie es wolle; ich bin jetzt auf das Schlimmste gefaßt.“

Das Schauspiel nahm für die Arethusa und ihre Mannschaft ein trauriges Ende. Die Letztere wurde unsanft geknebelt und auf eines der feindlichen Schiffe geschleppt.

„Wenn diese Barbaren Münzkenner wären und das wüßten, was ich weiß, so würden sie mir jetzt den Bauch aufschlitzen und mir meinen Cyzicener, meinen Daricus, meine Glaux, meine Helena, meinen Janus und vor allen Andern meinen Otho unicus aus den Eingeweiden reißen. Ach, solch einen Schmerz würde ich nicht überleben können!"

Die letzte Befürchtung wird auch gewiß jeder meiner gefühlvollen Leser theilen, denn ein aufgeschlitzter Bauch hat jedenfalls sein Unangenehmes, was kein Sterblicher, und wäre er auch ein noch zehnmal gelehrterer Numismatiker als Herr Vaillant, lange überleben könnte. Zum Glück besaßen die Herren Seeräuber noch so viel Menschlichkeitsgefühl, daß es ihnen mehr um das Geld, als um das Leben ihrer Gefangenen zu thun war.

Man ließ sich gegenseitig in Unterhandlungen ein.

Der Capitain der gefangenen Arethusa verstand zufälligerweise so viel Italienisch, daß er für seine ganze Mannschaft die Rolle des Dolmetschers übernehmen konnte.

Nach Verlauf von drei Stunden, während welcher die Seeräuber durch allerlei schreckliche Drohungen, die Gefangenen aber durch Muth und Entschlossenheit sich gegenseitig Furcht einzuflößen suchten, kam endlich der Vergleich zu Stande, daß Mann für Mann eine Ablösungssumme von 250 Livres bezahlen sollte.

Mit Freuden bezahlte Herr Vaillant die kleine Summe, voll Wonne drückte er den Capitain der Arethusa an's Herz und rief:

„Meine Münzen sind gerettet!"

„Ei, wo haben Sie Ihre Schätze?"

„Da sitzen sie," antwortete der Numismatiker, indem er mit Stolz auf seinen Bauch schlug.

„Wie, Sie haben all' Ihre Münzen verschluckt?"

„Ja, mein Herr."

„Und wird Ihr Magen diese Bürde auch vertragen können?"

„Ich will es wünschen, Herr Capitain!"

3.

Aber bald darauf bekam Herr Vaillant heftiges Magendrücken. Die neun Goldmünzen fingen in seinen Eingeweiden etwas unhöflich zu wirthschaften an. Bald drückte es ihn hier, bald stach es ihn dort. Sein armer Magen, nicht gewöhnt an solche schwere, unverdauliche Kost, schwoll allmählig zur Trommel an.

„Was fehlt Ihnen, Herr," fragte der Capitain. „Sie schneiden Grimassen, daß mir angst und bange wird."

„Ach, Capitain, meine Münzen machen mir viel zu schaffen; wenn ich nur wüßte, was ich anfinge, um mich ihrer so bald als möglich zu entledigen."

„Wünschen Sie vielleicht ein Lavement? Einer meiner Matrosen versteht dieses Geschäft aus dem Fundament."

„Wann erreichen wir Lyon?"

„Schwerlich vor Einbruch der Nacht."

„Das währt noch verteufelt lang! Haben Sie nicht irgend ein anderes Mittel bei der Hand, das die Eingeweide erweicht und geschmeidig macht? Haben Sie Oel?"

„Lampenöl?"

„Nein, Provencer-Oel!"

„Das hab' ich nicht."

„Das ist unrecht, Capitain. Jedes Schiff sollte von Rechtswegen eine kleine Reise-Apotheke mit sich führen.“

„Meine Arethusa, Herr, ist kein Spital.“

„Ist kein Arzt auf dem Schiffe?“

„Wir haben nur einen Barbier, der weiter nichts als einen Aderlaß zu appliciren versteht.“

„Das ist fatal! Das Magendrücken wird immer heftiger ...“

„Wie konnten Sie aber auch so unvorsichtig sein, ein ganzes Münzkabinet zu verschlucken. Wissen Sie, daß Ihnen dieser Spaß den Tod bringen kann?“

„Freund, glauben Sie das wirklich?“ fragte Herr Vaillant, der vor Schreck urplötzlich leichenblaß geworden war.

„Das ist mein völliger Ernst,“ erwiderte der Capitain, dem es Freude zu machen schien, den armen Numismatiker über die Gebühr zu ängstigen. Einer meiner Matrosen, der vor einem halben Jahre, Scherzes halber, fünf Pfirsichkerne verschluckt hatte, starb zwölf Stunden später einen schrecklichen Tod. Unter furchtbaren Krämpfen gab er seinen Geist auf.“

„Kleine, runde Goldmünzen, die viel leichter abzuführen sind, scheinen mir weniger gefährlich ...“

„Das bilden Sie sich ein! Diese alten Münzen haben in der Regel einen schimmeligen Firniß, der nicht selten Giftstoff in sich trägt.“

„Sie bringen mich in Verzweiflung, Capitain.“

„Wodurch, mein Herr?“

„Durch die Ruhe, mit der Sie mir eine Todesangst nach der andern in die Eingeweide jagen. Der Angstschweiß tritt mir auf die Stirn ... der Druck im Magen wird immer unerträglicher ... ich fange das Schlimmste zu fürchten an ...“

„Am Ende bekommen wir noch eine Leiche . . .“

„Herr, Sie haben keinen Funken menschlichen Mitgefühls. Jeder Andere in Ihrer Stelle würde mich zu beruhigen suchen, Ihnen hingegen scheint es Freude zu gewähren, mich durch Angst zu martern.“

„Sie verkennen mich, Herr. Ich empfinde tiefes Mitleid und bin untröstlich, Sie hilflos hinsterben zu sehen.“

„Sie glauben also wirklich . . .“

„Ich bin es sogar fest überzeugt . . . Machen Sie Ihr Testament, Herr Vaillant.“

„Diese Kälte! Wahrhaftig, der boshafteste aller Teufel ist ein barmherziger Bruder, Ihnen gegenüber.“

„Ach, sehen Sie doch nur, wie Ihr Magen anschwillt! Von der Ferne betrachtet erscheint Ihr werther Unterleib wie ein aufgegangener Kürbis. Sie müssen entsetzlich leiden . . .“

„Im Gegentheil, mein Herr, in diesem Augenblick verspüre ich weniger Schmerz, als vorhin.“

„Um so heftiger wird er wiederkehren.“

„Meinetwegen.“

„Sie werden einen qualvollen Tod sterben . . .“

„Das geht Sie nichts an!“

„Wir werden Ihre Leiche dann in's Meer versenken müssen.“

„Thun Sie das, Capitain.“

„Ei, woher haben Sie plötzlich all' den Muth hergenommen?“

„Ich habe in meiner Jugend Medicin studirt und weiß, daß verschlucktes Gold nicht so gefährlich werden kann. Dessenungeachtet wäre es mir lieb, wenn wir Lyon bereits erreicht hätten. Dort finde ich meinen alten Freund Dufour, einen ausgezeichneten Arzt, der mich von diesem Drucke schnell befreien wird.“

„Wenn nicht unterdessen der giftige Schimmel Ihrer Münzen alle Lebenskraft zerstört hat."

„Schön," sprach Herr Vaillant, verließ den Capitain und begab sich in die Cajüte.

Seine gesunde Constitution kam ihm früh genug zu Hilfe. Nach Verlauf einer Stunde stellte sich bei ihm ein Bedürfniß ein, das ihn antrieb, die Cajüte zu verlassen und einen andern Raum aufzusuchen, um sich auf natürlichem Wege seiner Schätze zu entledigen. Da auf Schiffen aber derlei Räume so beschaffen sind, daß sie mit dem Wasser in Verbindung stehen, so sah Herr Vaillant aus leicht erklärlicher Furcht sich genöthigt, unverrichteter Sache wieder umzudrehen.

Nach der Cajüte zurückgekehrt, erhielt er durch die Gefälligkeit des Kochs ein Glas Provencer-Oel, das er mit einem Zuge leerte.

Dies Mittel verfehlte seine Wirkung nicht.

4.

Gegen Abend hatte man Lyon erreicht.

Herr Vaillant eilte zu seinem Freunde Dufour, den er glücklicherweise zu Hause fand. Er erzählte dem Arzte, was geschehen sei. Der Doctor verschrieb augenblicklich eine Medicin und entband seinen berühmten Freund nach Verlauf von drei Stunden von acht Goldmünzen.

Nach jeder Münze fiel der Numismatiker seinem Freunde von Neuem um den Hals, nannte ihn Frankreichs Aesculap, einen neuen Galen, und war vor Freude, seiner Schmerzen los und ledig und im Besitze der kostbaren Münzen zu sein, fast bis zu Thränen gerührt.

„Acht Münzen sind da! Es fehlt nur noch die Hauptsache, mein Otho unſcus, die seltenste aller dieser Münzen."

„Sei unbesorgt, Freund, auch sie wird nicht lange mehr ausbleiben.“

Ein halbes Stündchen später kam auch dieser Otho wieder zum Vorschein.

Ein schwaches Weib, das glücklich von Drillingen entbunden worden, kann nicht froher, nicht glücklicher sein, als es Herr Vaillant war, nachdem sein Otho das Licht der Welt erblickt hatte.

„Gefunden, gefunden,“ rief er ungefähr mit demselben Tone, mit dem Archimedes sein Ἑυνικα ausgerufen haben mag.

Am andern Morgen reiste er nach Paris ab.

5.

Drei Tage nach seiner Ankunft hatte er eine Audienz beim General-Controleur der Finanzen.

„Willkommen, Herr Vaillant,“ sagte Colbert, auf dessen Befehl er die Reise nach Sicilien unternommen hatte. „Darf ich fragen, wie Ihnen Ihr Ausflug bekommen ist?“

„Gut, sehr gut, Monseigneur.“

„Sie wurden, wie ich gestern gehört, von einem algierischen Seeräuber gefangen genommen und mußten mit 250 Francs Ihre Freiheit erkaufen.“

„So ist es, Monseigneur.“

„Um Ihre Münzen zu retten, mußten Sie sie verschlucken und Ihrem Magen dadurch ein Schach bieten, das ihn beinahe matt gemacht hätte. — Sie haben sich dadurch einen neuen Anspruch auf meine Dankbarkeit erworben. Für die neun Goldmünzen, die Sie dem königlichen Münz-Kabinet geschenkt, hat Seine Majestät mich huldvoll beauf-

tragt, Ihnen ein Geschenk von 25,000 Livres auszahlen zu lassen. Hier ist die Anweisung. Außerdem erlaube ich mir, Ihnen, als Zeichen meines Wohlwollens, diese Dose zu überreichen."

„Monseigneur!" stammelte er höchst verlegen.

„Schon gut, schon gut, Herr Vaillant. Gehen Sie mit Gott und schenken Sie mir recht bald die Freude eines längeren Besuches."

Herr Vaillant empfahl sich mit einer Verbeugung, die ganz geeignet gewesen wäre, die Rückseite einer alten Denkmünze zu zieren.

IX.

Ochsenheimer.

1.

„Schmetterlinge sind Blumen der Luft.“
Oken.

Der Deutsche ist durch und durch gemüthlich. Er liebt den Frühling und Erbsen und Sauerkraut, Nachtigallen und Pökelfleisch, Blumen und Radieschen, Kuhkäse und Poesie, Baiersches Bier und — Schmetterlinge. Unter hundert Deutschen besitzen Zehne eine Sammlung jener Insekten, welche Oken so schön die Blumen der Luft nennt.

Auch ich liebe die Schmetterlinge, diese geflügelten Roués, die allen Blumen, ohne Unterschied des Standes, den Hof machen, diese luftigen Windbeutel, die nur von den duftigen Zinsen ihres schnell abgeblühten Blumen-Capitals leben. Ich liebe diese Schmetterlinge, weil ich in jedem von ihnen etwas Unkörperliches, Aetherhaftes, eine Personification der menschlichen Seele, ein Symbol der Unsterblichkeit sehe.

Der gewöhnliche Schmetterlingssammler aber erblickt in diesen „Blumen der Luft" weiter nichts als eine vierflügelige Insekten-Ordnung, welche Linné **Lepidoptera** getauft und in drei Gruppen abgetheilt hat: in Tagvögel (**Papiliones**), Dämmerungsvögel (**Sphingides**) und Nachtvögel (**Phalaenae**).

Einer dieser prosaischen Schmetterlingssammler war Herr Ferdinand Ochsenheimer, ein zu seiner Zeit sehr beliebter und allgemein geachteter Schauspieler, der zuerst in Ansbach, später in Dresden und Leipzig und seit 1807 beim Wiener Hofburgtheater engagirt und besonders in malitiösen Rollen ganz an seinem Platze war. Ein Schüler Ifflands wußte er durch ungekünstelte Wahrheit und durch echt komisches Phlegma dem Zwerchfell seiner Zuhörer unwiderstehlichen Lachstoff einzuimpfen und sie in die heiterste Laune zu versetzen. Aber außerhalb der Bühne war er, wie fast jeder Komiker, melancholisch, trocken, fad, langweilig. — Außer seinen Rollen beschäftigte er sich nur noch mit Schmetterlingen und Käfern. Alle Wände seiner Wohnung waren ringsum mit Glaskasten angefüllt, worin eine Welt von Schmetterlingen angespießt war. In seinem Empfangszimmer hingen die Tagfalter, in seinem Studierzimmer, in dem beständig ein geheimnißvolles Halbdunkel herrschte, prangten die Dämmerungsvögel, und in seinem Schlaf-Kabinet die Nachtschwärmer. Nach der Probe lief er auf die Schmetterlingsjagd und von dort begab er sich ins Theater. An Tagen, wo er reichen Fang gemacht, war er bei außergewöhnlich guter Laune und spielte dann — wie der Kaufmann versicherte, bei dem er seinen Kork und Kampher kaufte —, wie ein Gott; an Tagen hingegen, wo er wenig oder gar nichts erbeutet hatte, war er verdrießlich und spielte wie ein gewöhnlicher Komödiant. Heute, hieß es dann im Parterre, hat Ochsenheimer ganz bestimmt keinen Schmetterling erwischt.

Während seines Engagements in Dresden gab er (1803) den ersten Theil seiner Naturgeschichte aller in Sachsen einheimischen Schmetterlinge heraus, ein Werk, das von den zahlreichen Freunden dieser Insektenklasse mit großem Beifall aufgenommen wurde. Vier Jahre später ließ er in Leipzig „die Schmetterlinge von Europa" erscheinen, eine ausgezeichnete, mit Abbildungen versehene Monographie, die später einer seiner Kunstgenossen, Herr Fr. Treitschke, fortgesetzt hat.

2.

Eines Morgens saß Herr Ochsenheimer in seinem Studierzimmer, beschäftigt mit einer neuen Rolle, die ihm durchaus nicht in den Kopf hineinging. Aergerlich warf er seine Arbeit aufs Sopha hin und eilte in das Nebenzimmer, um einige schöne Ritterfalter, die er Tags zuvor von einem seiner Freunde zum Geschenk erhalten hatte, den andern anzureihen. Es war ein außerordentlich schöner, sechszehn Zoll breiter Papilio Priamus, ein citronengelber Podalirius und ein Machaon oder Schwalbenschwanz, die der eifrige Schmetterlings-Crösus mit kunstgeübter Hand und Nadel an den Kork spießte.

Der berühmte Criminalist Carpzov rühmte sich, während seiner Richter-Praxis gegen 22,000 Todes-Urtheile gefällt zu haben. Ochsenheimer's Ruhm bestand darin, daß er mindestens fünfmal so viel Schmetterlinge gespießt.

Vertieft in seine Lieblingsbeschäftigung, bemerkte er nicht, daß seine alte Haushälterin eingetreten war, um ihm einen Brief einzuhändigen, den kurz vorher der Postbote überbracht hatte.

„Ew. Gnaden," sagte die gute Frau, „ein Brief ist angekommen."

„Gieb her, Pelz-Motte,“ erwiderte der Schauspieler, der seiner Haushälterin jeden Augenblick einen neuen Motten-Namen anhing.

„Ew. Gnaden werden mich noch früh genug unter die Erde bringen.“

„Warum, Tapeten-Motte?“

„Weil Sie mir so häßliche Spitznamen geben. Es existirt keine Motte mehr, deren Namen Sie mir noch nicht angehängt.“

„Du weißt, Kleider-Motte, daß ichs dessenungeachtet gut mit Dir meine.“

„Ew. Gnaden wären ein lieber, prächtiger Herr, wenn Sie nur nicht so viel Raupen im Kopfe und so viel Motten auf der Zunge hätten. Gestern Morgen fragte ich Sie, was ich Mittags kochen solle. Todtenköpfe und Schwalbenschwänze, sagten Sie, weil Sie wieder an Ihre Schmetterlinge dachten. Als ich darüber zu lachen anfing, nannten Sie mich Bombyx. Diese ausländische Beschimpfung werde ich nicht lange überleben.“

„Entferne Dich, Getreide-Motte, sonst spieße ich Dich mit dieser Pack-Nadel an den ersten besten Korkstöpsel an.“

„Na, das fehlte mir noch,“ meinte Dame Bombyx und trat alsogleich ihren Rückzug an.

Herr Ochsenheimer erbrach nun den Brief, dessen Inhalt also lautete:

„Mein hochverehrter Herr.

Ein eifriger Insektenfreund und Schmetterlingssammler, der zugleich auch ein Bewunderer Ihres Talents und ein Verehrer Ihrer Naturgeschichte der Schmetterlinge ist, wagt so frei zu sein, Ihnen, als einen schwachen Beweis seiner Hochachtung für Sie als Naturforscher und als Schauspieler, erstens eine höchst seltene Wanze und zweitens seine erste Tragödie mit der ganz ergebensten Bitte zu überreichen, sowohl die Eine als die Andere huldvoll anzunehmen und Beiden Ihre Aufmerksamkeit

schenken zu wollen. Der Unterzeichnete nährt die angenehme Hoffnung, daß Sie bis jetzt weder eine Wanze noch eine Tragödie werden gefunden haben, die so viel Eigenthümlichkeiten besitzen, als die Beiliegenden. Sie hat achtfüßige Trochäen (die Tragödie nämlich) und ein höchst originelles Colorit (die Wanze nämlich). Nach der unmaßgeblichen Ansicht des Unterzeichneten hat keine aller bisher erschienenen Tragödien eine so eigenthümliche Haltung, und keine von allen bisher dagewesenen Wanzen so viel Elasticität und Springkraft, wie die Beiliegende. Ich bin überzeugt, daß sie Ihnen Freude machen wird (die Wanze nämlich) und daß Sie Alles dazu beitragen werden, sie zur Aufführung zu bringen (die Tragödie nämlich). Ihre naturforschende Beobachtungsgabe wird in dieser Wanze eine seltene Monstruosität und in dieser Tragödie ein gewiß unverkennbares Talent herausfühlen.

In drei Tagen wird der Unterzeichnete sich die Freiheit nehmen, bei Ihnen anzufragen, ob Sie sich herablassen wollen, bei seiner Wanze Pathenstelle und in seiner Tragödie die Hauptrolle zu übernehmen. Sowohl bei der Wanze als bei der Tragödie hat er Sie immer vor Augen gehabt.

Genehmigen Sie die Versicherung unbegränzter Hochachtung

Ihres

wärmsten Verehrers

P. P."

Der etwas zweideutige Ton dieses Schreibens schien Herrn Ochsenheimer Anfangs in Zweifel zu lassen, ob er diesen Ton für den Ausdruck harmloser Dummheit oder boshafter Ironie halten sollte. Endlich entschied er sich für die erste dieser beiden Ansichten.

„Dieser P. P. ist ein gutmüthiger Schwachkopf, und die Wanze, die er mir als einen schwachen Beweis seiner Hochachtung zuschickt, in

der That eine außergewöhnliche Erscheinung, die, schon wegen ihrer ungewöhnlichen Größe, einen Platz in meiner Käfersammlung verdient. Was seine erste Tragödie anlangt, so bin ich wenig oder gar nicht neugierig, sie kennen zu lernen. Wenn ich alle Stücke lesen wollte, die mir eingesendet werden, dann bliebe mir kaum Zeit zum Schlafen übrig. Ich lese in der Regel nur Titel und Personen und weiß dann Alles, was ich zu wissen brauche, um dem Autor sagen zu können, daß ich's gelesen habe. — Wie nennt sich diese Tragödie?" fragte Herr Ochsenheimer und warf einen Blick aufs Titelblatt. „Der Bluthund von Sanct Domingo." Personen: Jacob Dessalines. So, nun kenne ich bereits das ganze Ding," meinte der naturforschende Künstler, warf das Manuscript, ohne es eines Blickes zu würdigen, auf sein Schreibepult und machte sich wieder an seine Schmetterlinge.

3.

„Ew. Gnaden," sagte die eben eintretende Haushälterin.

„Was willst Du wieder, Bücher-Motte?" fuhr sie Herr Ochsenheimer an.

„Eine Dame ist draußen, die Ew. Gnaden zu sprechen wünscht."

„Alt oder jung?"

„In meinen Jahren."

„Sag' ihr, ich sei nicht zu Hause."

„Sie sah Ew. Gnaden am Fenster stehen . . ."

„Nun, so lasse sie eintreten."

Bald darauf erschien eine Dame von so zweifelhaftem Alter, daß man, von der Ferne gesehen, sie für eine Jungfrau von 26 Sommern, in der Nähe betrachtet hingegen für eine Frau von 62 Jahren hätte halten

dürfen. Sie trug grasgrüne Schuhe, ein schwefelgelbes Kleid, einen kirschrothen Hut und einen himmelblauen Schleier. Der untere Theil glich einer Schüssel Salat, der obere einem Teller Compot. Ihr übermäßig längliches Gesicht war ein Auslagkasten geschminkter Runzeln; in ihren katzengrünen Augen glimmten noch einige Funken des frühern Feuers; die dünnen blaßblauen Lippen wußte sie so geschickt zu schließen, daß selbst beim Reden man nur selten einige Zahnlücken durchschimmern sah; auf der rechten Wange, unfern des spitzen Nasenflügels, prangte eine Warze, auf der Linken, unfern des Mundwinkels, ein Schönpflästerchen. Im Ganzen betrachtet schien sie ganz geeignet, den Platz einer Vogelscheuche auszufüllen.

„Ist es erlaubt, zu fragen, wen ich zu begrüßen die Ehre habe?"

„Ich heiße Hermione von Rosenkranz und bin die Witwe des Kaiserlich Königlich Geheimen Ober-Hof-Postamts-Zeitungs-Expeditions-Adjuncten, den die Vorsehung im vergangenen Sommer von meiner treuen Seite weggerissen und in eine bessere Welt hinübergeführt hat, wo mein Seliger nicht mehr Zeitungen zu expediren braucht."

„Ich habe zwar nicht das Glück, den Seligen persönlich gekannt zu haben, fühle mich aber angeregt, seinem Andenken eine Thräne des Mitleids zu weihen. — Gestatten Sie mir nun die Frage, welcher glückliche Zufall mir die Ehre Ihres unschätzbaren Besuches verschafft?"

„Ich bin eine Freundin der schönen Natur, mein Herr."

„O sagen Sie lieber eine schöne Freundin der Natur."

„Zu galant, mein Herr! Ich liebe Blumen und Insekten, habe ein Herbarium und eine Schmetterlingssammlung und fühle schon seit langer Zeit das dringende Bedürfniß, einen Mann kennen zu lernen, der sowohl als Künstler wie als Naturforscher sich einen Kaiserlich Königlich österreichischen Ruf erworben hat."

„Sie sind zu gütig, Madame. Dürfte es mir vergönnt sein, zu fragen, womit ich Ihnen dienen kann?“

„Ich hege seit dem Tode meines Seligen keinen innigern Wunsch als den, Ihre Schmetterlinge zu sehen. Ach, mein Herr, ich liebe sie über Alles.“

„Mich, Madame?“ fragte Herr Ochsenheimer mit einem leisen Anflug panischen Schreckens.

„Nein, Ihre werthe Schmetterlingssammlung, von der ich so viel schon gehört habe, daß ich kaum erwarten kann, sie kennen zu lernen. Vielleicht sind Sie geneigt, mein Herr, mir einzelne Doubletten abzulassen, die meinem Kabinet bis jetzt noch fehlen.“

„Welche Gattung zum Beispiel suchen Sie?“

„Einen Schwalbenschwanz, **Papilio Machaon.**“

„O damit kann ich dienen.“

„Dann einen **Papilio Hector.**“

„Auch damit kann ich aufwarten.“

„Einen **Papilio Dejanira.**“

„Auch dieser steht Ihnen zu Gebote.“

„Ach, mein Herr, Sie machen mich zur Glücklichsten aller Sterblichen,“ erwiderte Madame Hermione von Rosenkranz, seine Hand drückend mit einem Blick und einem Seufzer, der, wenn diese Kaiserlich Königliche Geheime Ober-Hof-Postamts-Zeitungs-Expeditions-Adjuncten-Witwe nur um dreißig Jahre jünger gewesen wäre, selbst einen Stein gerührt haben würde.

Herr Ochsenheimer führte sie hierauf in sein Schlafkabinet und zeigte ihr dort seine Nachtvögel. Frau von Rosenkranz war beispiellos entzückt, namenlos gerührt.

„Ach, wenn mein Gemahl noch lebte,“ seufzte die gefühlvolle Witwe.

„Was würden Sie dann thun?“

„Mich von ihm scheiden lassen, wenn er einen Augenblick sich weigern würde, mir diese ganze Sammlung zu kaufen.“

„Sie ist mir um keinen Preis der Erde feil.“

„Um gar keinen Preis?“ fragte die Witwe mit einem höchst bedeutungsvollen Blick.

„Um gar keinen,“ wiederholte Herr Ochsenheimer mit einer Bestimmtheit, als ob er diesen Blick gar nicht verstanden hätte.

Dann führte er sie in sein Studierzimmer und zeigte ihr dort seine Dämmerungsvögel. Die Dame gerieth immer mehr und mehr in Entzückung.

„Welch eine Sammlung! Wie klein und unbedeutend ist dagegen die Meinige! Ach, was schenkte ich darum, wenn dieser Schatz mein wäre!“

„Sie würden seiner bald überdrüßig werden.“

„O glauben Sie das nicht! Ich bin ein Muster weiblicher Beständigkeit und liebte meinen Seligen noch drei Stunden vor seinem Ende so innig und treu, wie am Tage unserer Hochzeit. Nie war ich seiner überdrüßig . . .“

„Ihr Seliger waren aber auch kein Schmetterling! All' diese Insekten interessiren uns nur so lange, als wir sie nicht besitzen. Haben wir sie einmal, dann verlieren sie allen Reiz für uns.“

Herr Ochsenheimer führte sie hierauf in sein Paradezimmer und schenkte ihr eine Dejanira, einen Hector und einen Machaon.“

„Ach, nichts in der Welt ist doch schöner, als so ein Schwalbenschweif!“

„Geschmacksache, Madame!“

„Darf ich so frei sein, zu fragen, was ich Ihnen dafür schuldig bin?“

„Nichts, Madame, nichts!“

„Sie beschämen mich, mein Herr. Wie können Sie glauben, daß ich im Stande wäre, eine Aufmerksamkeit anzunehmen, ohne sie zu erwidern? Hermione von Rosenkranz verlangt nichts umsonst,“ sagte sie wieder mit einem jener räthselhaften Blicke, welche Herr Ochsenheimer vorsätzlich nicht verstehen wollte. „Ich nehme Ihr Geschenk nur unter der Bedingung an, daß Sie mir versprechen, mich bald einmal zu besuchen.“

„Wo wohnen die Gnädige?“

„Jägerzeile, Nro. 11., im blauen Bock.“

„Ich werde nicht ermangeln, dem blauen Bock recht bald meine Aufwartung zu machen,“ sagte der galante Mann und begleitete sie bis zur Treppe.

„Noch einmal meinen Dank, meinen wärmsten, innigsten, herzlichsten, tiefgefühltesten Dank!“

„Gleichfalls, Madame, gleichfalls,“ entgegnete Herr Ochsenheimer, herzlich froh, daß er diesen Besuch glücklich überstanden hatte. „Pelz-Motte,“ sagte er dann zu seiner Haushälterin, „wenn Du Dich unterstehst, diese Person noch einmal hereinzulassen, dann wehe Dir und ihr!“

4.

Acht Tage später meldete die Haushälterin einen männlichen Besuch.

„Sein Name?“ fragte Herr Ochsenheimer.

„P. P. sagte er.“

„Teufel, das ist jener Mann, der mir eine Wanze und ein Trauer-

spiel zugeschickt hat. Das Letztere habe ich zwar noch nicht angeblickt, das schadet aber nichts . . . laß ihn herein, Tuch-Motte!"

„Ew. Gnaden müssen aber doch jedesmal schimpfen!" erwiderte die Alte.

Sie ging. Gleich darauf trat P. P. ein.

„Habe ich das Glück, Herrn Ochsenheimer zu sprechen?"

„Ich bin's, den Sie suchen."

„Vor acht Tagen hatte ich mir die Freiheit genommen, Ihnen eine seltene Wanze und meine erste Tragödie zu übersenden."

„Ich habe Beide richtig erhalten."

„Darf ich fragen, wie sie Ihnen gefallen hat?"

„Ganz außerordentlich gut."

„Die Tragödie?"

„Bitte um Entschuldigung, ich meine die Wanze. Was Ihre Tragödie betrifft, so habe ich hauptsächlich das daran auszusetzen, daß sie viel zu lang und gedehnt erscheint."

„Wie gefällt Ihnen die Hauptrolle, der Bluthund Jacob Dessalines?"

„Er erscheint mir hier und da etwas zu sentimental, namentlich in der Scene mit . . . wie heißt sie doch gleich?"

„Adele de Poix, in die er . . ."

„Wahnsinnig verliebt ist."

„Wer sagt Ihnen das?"

„Nun, es schien mir wenigstens so."

„Wie fanden Sie den Schluß des dritten Actes?"

„Besser als den des zweiten."

„Und den vierten?"

„Etwas schwächer als den dritten. Im Ganzen vermisse ich jene

Steigerung, die mir bei dramatischen Producten durchaus nothwendig erscheint.“

„Finden Sie den fünften Act nicht effectvoll genug?“

„Leider habe ich diesen erst bis zur Hälfte lesen können.“

„Schade, denn gerade die letzte Hälfte scheint mir am besten gelungen zu sein. Erlauben Sie mir, Ihnen meine Tragödie noch auf vierundzwanzig Stunden hier zu lassen, um Ihnen Gelegenheit zu verschaffen, auch den Schluß kennen zu lernen.“

„Sie werden mich dadurch zu großem Dank verpflichten.“

P. P. machte eine tiefe Verbeugung und empfahl sich.

Herr Ochsenheimer, der keine einzige Scene dieses Bluthundes gelesen, schien mit sich außerordentlich zufrieden zu sein, daß er die Tragödie, ohne ihren Inhalt zu kennen, so richtig beurtheilt hatte.

5

Am andern Morgen erhielt Herr Ochsenheimer zu gleicher Zeit zwei Briefe: den einen von Frau von Rosenkranz, den andern von Herrn P. P

Das erstere dieser beiden Billets lautete also

„Mein innigst verehrter Herr.

Seit acht Tagen habe ich vergebens Ihren Besuch erwartet. Ich kann Ihnen unmöglich den Eindruck beschreiben, den Sie und Ihre Schmetterlinge auf mein gefühlvolles Herz gemacht. Ich möchte, wenn es der Anstand erlaubte, täglich in Ihre Wohnung eilen, um mit Ihnen Ihre Zimmer und Schmetterlinge durchzugehen.

Wollen Sie mir einen Beweis Ihrer Freundschaft geben, so senden Sie mir recht bald noch einen Ihrer Schwalbenschweife.

Zu jedem Gegendanke finden Sie bereit

Ihre
aufrichtige Verehrerin.
Hermione v. Rosenkranz."

Der Inhalt des zweiten Schreibens lautete:

„Mein Herr.

Ich habe Ihre Gewissenhaftigkeit auf eine kitzliche Probe gestellt. Das Manuscript, das ich Ihnen vor zehn Tagen zugestellt, enthält nicht mehr als die ersten fünf Scenen meines Trauerspiels; alles Uebrige ist weiter nichts als leeres Papier, das Sie sich behalten können; *ich* halte mich verpflichtet, Ihnen für Ihr höchst motivirtes Urtheil meinen innigsten Dank abzustatten, Ihnen aber auch zu gleicher Zeit den Rath zu ertheilen, sich künftighin nicht in ähnliche Fallen locken zu lassen. Schließlich ersuche ich Sie, mir ungesäumt meine seltene Wanze zurückzuschicken und bei dieser Gelegenheit die Versicherung rücksichtloser Hochachtung zu genehmigen, womit ich die Ehre habe zu sein

Ihr
ganz ergebener
P. P.
Himmelpfortgasse Nro. 563."

Herr Ochsenheimer, außer sich vor Wuth, daß ein junger Gelbschnabel ihn so frech mystificirt habe, beeilte sich, den impertinenten Brief des Herrn P. P. augenblicklich zu beantworten. Diese Antwort lautete wie folgt:

„Ew. Wohlgeboren erhalten anbei die gewünschte Wanze mit der dringenden Bitte, mich zukünftig ungeschoren zu lassen.“

Eben so lakonisch beantwortete er das Billet der Frau von Rosenkranz:

„Ew. Wohlgeboren erhalten anbei den gewünschten Schwalbenschwanz und die Versicherung, daß ich Sie nächstens besuchen werde.“

F. O.

In den einen dieser Briefe legte er den Schmetterling, in den andern die Wanze hinein, faltete beide Briefe und versiegelte sie. In der Wuth aber beging er die Unvorsichtigkeit, den Brief mit dem Schwalbenschwanze

„An Herrn P. P.“

und den Brief mit der Wanze

„An Frau von Rosenkranz“

zu adressiren.

6.

An demselben Abend trat Herr Ochsenheimer in einer neuen Rolle auf und riß das ganze Publikum durch seine ungekünstelte Komik zu lauten Beifallsbezeugungen hin. Nur ein Herr und eine Dame im Parquet fingen, während alle Andere Bravo schrieen und applaudirten, so heftig zu zischen an, daß der wachthabende Polizei-Commissär dadurch auf sie aufmerksam gemacht wurde. Am Ende der Vorstellung bat er sich ihre Namen aus.

„Ich heiße P. P. und bin Practicant bei der ungarischen Hof=kanzlei," sagte der junge Mann.

„Ich bin die Kaiserlich Königliche Geheime Ober=Hof=Postamts=Zeitungs=Expeditions=Adjuncten=Witwe Hermione von Rosenkranz."

Der Eine hatte statt der Wanze einen Schwalbenschwanz und die Andere statt des Schwalbenschwanzes eine Wanze erhalten.

Beide hatten das für Bosheit gehalten.

X.

Labourdonnaye.

1.

„Schach dem König!"

† † †.

Der Held dieser kleinen Erzählung ist ein berühmter Mann, dessen Steckenpferd das Schachspiel war.

Bevor wir mit ihm über den Canal la Manche hinüberschiffen, um in London Zeugen eines interessanten Wettkampfes zu sein, vergönne mir mein freundlicher Leser, ihm eine skizzirte Geschichte dieses weltberühmten Spieles mitzutheilen.

Der allgemeinen Sage nach herrschte, 400 Jahre vor Christi Geburt, in Indien, an den lotosschwangern Küsten des Ganges, einer jener Herren Könige, welche der liebe Gott in einer Aufwallung von Zorn, dann und wann, hier und da auf den Thron setzt, um die entartete Menschheit für alle Missethaten, Frevel, Verbrechen und Sünden, die sie sich gegen Gott und Welt zu Schulden kommen läßt, so eindringlich zu

bestrafen, daß sie endlich in sich geht, Besserung gelobt und wieder beten lernt. Dieser König von Gottes Zorn, Schechram genannt, war das abscheuliche Ebenbild jenes gleichzeitigen Tyrannen von Syrakus, von dem der Sänger der „unpolitischen Lieder" also singt:

„Gott erhalte den Tyrannen,
Den Tyrannen Dionys,
Der des Guten uns nur wenig,
Doch des Bösen viel erwies."

Derselbe Schechram kannte keine größere Freude, keine höhere Wonne, als die: seinen Unterthanen das Mark aus den Knochen und das Geld aus den Taschen zu saugen. Wenn diese Armen dann zu murren sich erdreisteten, ließ er, während er mit dem Schwarme seiner Kebsweiber bei schwelgerischem Mahle saß und sich von seinen Sklavinnen mit Pfauenfedern sanfte Kühlung zufächeln ließ, einem halben Schock Rebellen die Köpfe vor die Füße legen und ihre Leichname seinen ausgehungerten Jagdhunden vorwerfen. Es ist natürlich, daß das arme, mit Füßen getretene Volk dann noch mehr zu murren und endlich gar zu raisonniren anfing. Zu schwach aber und zu feig, den Tyrannen fortzujagen, hörte es, aus Furcht vor der Peitsche, endlich auch zu murren auf. Sessa, ein grundgelehrter Bramine, der sich die Noth des geknechteten Volkes sehr zu Herzen nahm, gerieth nach langem Hin- und Hersinnen und nach vielem Kopfzerbrechen endlich auf den glücklichen Einfall, ein Spiel zu erfinden, dem Tyrannen, bei dem er freien Zutritt hatte, einen Spiegel vorhaltend, in dem er erkennen sollte, daß ein König, den nicht die Klugheit und Tapferkeit seiner Feldherren, der Muth und die Treue seiner Unterthanen beschützen und vertheidigen, machtloser als der ärmste Bauer, ein lächerliches Schattenspiel, eine ohnmächtige Null ist. Herr Schechram, der bei all' seiner Grausamkeit

doch nicht ganz auf den Kopf gefallen war, erkannte darin eine traurige Wahrheit, nahm sich des Spieles weise Lehre sehr zu Herzen und gelobte dem weisen Braminen, sich zu bessern. Dann aber bat er ihn, sich für die Erfindung dieses schönen Spieles eine Gnade zu erbitten. Papa Sessa, der, zehnmal klüger, als er aussah, nicht nur ein grundgelehrter Philosoph, sondern auch ein tiefgelehrter Rechner war, begehrte von dem bekehrten Tyrannen eine Huld, die diesem, der weder das Pulver noch die Algebra erfunden hatte, anfangs so klein und unbedeutend erschien, daß er darüber höhnisch zu lächeln geruhte. Sessa erbat sich nämlich für das erste Feld des Schachbretts ein Waizenkorn, für das zweite zwei, für das dritte vier, für das vierte acht, für das fünfte sechszehn Körner und so fort bis zum 64sten Felde. Herr Schechram befahl, ihm das Gewünschte sofort verabfolgen zu lassen. Des Königs Sklaven, die alsogleich die Körner zu zählen begannen und sie auf jedem Schachfelde verdoppelten, hatten noch nicht den vierten Theil des ganzen Schachbrettes gezählt, als sie über die Unmasse des Getraides erschraken. Weiter fortzählend, erkannten sie endlich, daß alle Getraidemagazine des ganzen Landes nicht hinreichten, Sessa's Wunsch zu befriedigen. Kuh-hang-pok, der Finanzminister mit dem Kürbiskopf und dem Wasserbauch, eilte zum König, um ihm die Unmöglichkeit der Erfüllung des Befehles vorzustellen. Herr Schechram, der ein abgesagter Feind jeder Kopfanstrengung war, konnte das anfangs nicht begreifen; als es ihm aber allmälig klar wurde, sagte er zum Braminen: „Du bist nicht so dumm wie Du aussiehst" und — erklärte sich insolvent.

Sessa's Forderung war in der That enorm. — Ein Engländer, der sich die Mühe gegeben, diese Forderung genau zu berechnen, hat herausgebracht, daß das Facit 18 Trillionen, 446,744 Billionen, 73,907 Mil-

lionen, 551,652 Waizenkörner betrage; eine Waizenmasse, zu deren jährlicher Erzeugung der ganze Erdball, frei von allen Wäldern, Wegen, Wüsten, Seen und Flüssen, noch 76mal größer sein müßte, als er jetzt ist. Zur Fortschaffung dieser Waizenmasse wären nicht weniger als 625,499 Millionen vierspänniger Wagen nöthig, die, dicht aneinandergereiht, 231,666 Mal rund um die Erde reichten. — Ein Franzose hat berechnet, es hätten 13,584 Städte, in jeder dieser Städte 1084 Scheuern, in jeder dieser Scheuern 174,762 Maaße und in jedem dieser Maaße 32,768 Körner sein müssen, um die bescheidene Forderung dieses äußerst pfiffigen Braminen erfüllen zu können. Den Wispel Waizen zu 50 Thaler angeschlagen, bedürfte ein Staat von 30 Millionen jährlicher Einkünfte 2,085,000 Jahre zur Aufbringung des Geldwerthes jener Getraide-Lieferung.

Noch unendlich größer als die Progression der 64 Schachfelder ist die Combination aller Stellungen der 32 Figuren, die nicht weniger als 1124 Quatuordecillionen verschiedenartiger Positionen gestatten, eine Zahl, die, beiläufig gesagt, mit 88 Nullen geschrieben wird. Um sich einen Begriff von der ungeheuren Anzahl aller möglichen Spiele zu machen, stelle man sich jedes einzelne Sandkorn unserer Erde als einen Weltkörper vor, eben so groß, wie unsere Erde; man denke sich ferner jede dieser Erden, von Erschaffung der Welt bis jetzt, mit eben so vielen Menschen wie unsere Erde bevölkert, und erstaune dann, wenn man erfährt, daß wenn diese zahllose Menschenmasse die ganzen 5590 Jahre, Tag und Nacht hindurch, nichts Anderes als Schach gespielt, so zwar, daß je zwei und zwei in jeder Stunde eine Parthie beendigt hätten, damit noch lange nicht die Zahl aller möglichen Spiele erschöpft wäre.

„Wer über gewisse Dinge," sagt Vater Lessing, „den Verstand nicht verliert, hat keinen zu verlieren." Ich für meinen Theil gestehe,

daß ich ihn bei diesen Berechnungen, die natürlich nicht von mir herrühren, beinah verloren hätte. Müßte ich nachrechnen, ob keiner dieser Herren sich geirrt habe, so würde ich ohne weiteres verrückt werden.

Mit Recht nennt Méry das Schachbrett und die Combination der Züge ein allgemeines Alphabet, das alle Nationen der Erde verstehen. Der Bonze in der Pagode von Jaggernaut spielt Schach wie der Bischof von Island, der bei diesem Spiele fast die halbjährige Nacht seines Polarwinters, wie Jener die drückende Sonnenhitze seines Südhimmels, vergißt. Kurz, unter allen Zonen bilden die 64 Felder des edlen Spieles einen angenehmen Zeitvertreib, eine geistreiche Unterhaltung.

Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß schon die alten Römer dieses „Spiel der Spiele" kannten, daß sie es aus den Kriegen, die sie in Asien durchgekämpft, nach Rom brachten und es dort unter dem Namen ludus latronum (Soldatenspiel) einführten.

Auch am Hofe Karls des Großen war dieses Spiel allgemein beliebt und der Kaiser selbst einer der leidenschaftlichsten Schachspieler. Auch seine Pairs spielten nichts Anderes als Schach und waren glücklich, denn sie hatten noch über keine Hochverräther und Königsmörder den Stab zu brechen. — Einer der Neffen des großen Karls wurde von Renaud de Montauban durch einen Schlag mit dem Schachbrett getödtet.

Im Jahre 1001 gewann Ezo, auch Ehrenfried genannt, Pfalzgraf von Sachsen, dem Kaiser Otto III., der sich im Schachspiel für einen unüberwindlichen Meister hielt, dessen Schwester Mathilde ab, deren Hand der Kaiser ihm unter der Bedingung zugesagt, wenn Ezo im Stande wäre, ihm eine Parthie abzugewinnen.

Unfern Halberstadt liegt ein Dorf, Ströbeck genannt, das wegen seiner Bauern, welche ausgezeichnete Schachspieler sind, bekannter als manche große Stadt ist. Die allgemeine Sage erzählt, Bischof **Burkhard I.** von Halberstadt, der von 1040—1045 thätigen Antheil an den Feldzügen Kaiser **Heinrichs III.** gegen die Wenden genommen, sei von einem Wendenfürsten gefangen genommen und zu Ströbeck in einen Thurm, der noch jetzt gezeigt wird, eingekerkert worden. Dieser Bischof, heißt es, habe, um die Einsamkeit seines Kerkers zu mildern, seinen Wärtern das Schachspiel gelehrt, und diese Wärter hätten es bald so lieb gewonnen, daß sie den ganzen lieben langen Tag nichts gethan, als Schach gespielt. — Seit jenen alten Tagen herrscht die Sitte dort, daß vor jedem Hochzeitfeste der Bräutigam, umringt von seinen Gästen, auf der Rathsstube mit dem geschicktesten Spieler um seine Braut spielen muß. Gewinnt er, dann darf er sein Bräutchen ohne weitere Umstände heimführen; verliert er aber, so muß er sie seinen Hochzeitgästen durch ein gewisses Aequivalent abkaufen. — Wie manche Heirath, schrieb jüngst ein Spaßvogel, würde rückgängig werden, käme der Bräutigam vor der Hochzeit zur ruhigen Besinnung eines Schachspiels.

Zu Anfang das eilften Jahrhunderts brachten die Saracenen das Spiel nach Spanien.

Im dreizehnten Jahrhundert griff, namentlich in Frankreich, die Wuth, Schach zu spielen, dergestalt um sich, daß **Eudes von Sully**, Bischof von Paris, im Jahre 1206 allen Geistlichen das Schachspiel verbot. Acht und vierzig Jahre später sah auch der heilige **Ludwig** sich genöthigt, dieses Gebot nicht nur zu erneuern, sondern auch zu verschärfen. **Ludwig IX.** sagt in dem Edict von 1254: er verbiete dieses Spiel, weil es ein etwas allzuernster Zeitvertreib sei, der wegen der allzugroßen Geistesanstrengung den Körper erschlaffe. Glückliche Zeiten,

wo sich die Herren Könige noch mit Erlassung von Ordonnanzen gegen das Schachspiel begnügten! Das Edict hatte die Folge, daß in Paris allein an einem einzigen Tage gegen 30,000 Schachbretter den Flammentod starben. — Aber gleich nach dem Tode des heiligen Ludwigs kam seine närrische Ordonnanz außer Kraft, das geistreiche Spiel aber von Jahr zu Jahr mehr in Mode; ein alter, aber schlagender Beweis, daß gewisse Ordonnanzen, welche gewisse Freiheiten beschränken wollen, im Gegentheile deren Gedeihen gerade befördern helfen.

Noch viel größern Anklang, noch viel wärmere Anhänger fand dieses Spiel im Morgenlande, an den Höfen jener sorglosen Könige, die, in süßer Trägheit versunken, ihr wolkenloses Dasein in den ambraduftenden Kreisen ihrer Serails, im Treibhause lebendiger Blumen, in den Umarmungen der Liebe verträumten. In jenem goldenen Zeitalter, wo die türkischen Sultane, die Söhne der Sonne und Freunde des Schattens, weder vor dem Ehrgeiz ägyptischer Satrapen, noch vor den Protocollen der europäischen Diplomatie zu zittern brauchten, führten sie keine andern Kriege als auf dem Felde der Liebe und den 64 Feldern des Schachbretts, und waren zufrieden, wenn sie eine ihrer Odalisken besiegt und schachmatt gemacht hatten. — Cardinal Dúbois, der, zur Zeit der Regentschaft Philipps von Orleans, eine seiner Maitressen im Pharo auf's Spiel setzte, ahmte darin nichts weiter als das verführerische Beispiel des alten Orchan, eines Enkels Mahomeds nach, der im Jahre 1359 seine Favorite Zalue, Himmelstrahl genannt, im Schachspiel gegen seinen Groß-Vesir verloren haben würde, hätte nicht im Moment, in dem er einen Pion auf ein gefahrbringendes Feld rücken wollte, Zalue, die hinter einem Vorhange den Gang der verhängnißvollen Partie beobachtet hatte, einen dumpfen Schreckensschrei ausgestoßen, der ihn von dem gefahrbringenden Schritt zurückhielt.

Der Enkel Mahomeds entging dem Matt, und Zalue, der Sonnenstrahl, dem alten, schwachen, süßlichen Groß-Vesir.

Von Bajazet, dem Sohne und Nachfolger Amurats I., erzählen einige leichtgläubige Geschichtsschreiber das blutige Märchen, er habe mit lebendigen Figuren, mit weißen und schwarzen Sklaven, Schach gespielt und jedem besiegten Sklaven eigenhändig den Kopf abgeschlagen. Andere schreiben diese Fabel einem Kaiser von Marokko zu.

Auch an dem üppigen Hofe des eroberungssüchtigen Tamerlans, des mongolischen Napoleons, war, wie sein Geheimschreiber Schiltberger erzählt, das Schachspiel an der Tagesordnung, und Timur selbst ein so großer Meister darin, daß er 1402, nach der Schlacht von Ankyra, in welcher er Bajazet I. zu seinem Gefangenen gemacht, untröstlich war, weil der besiegte Sohn Amurats den Alles besiegenden Nachkommen Dschingiskhans auf dem Schachbrett überwunden hatte. Aus beleidigter Eitelkeit und barbarischem Hochmuth soll er den besiegten Sieger in einen eisernen Käfig eingesperrt und auf all' seinen Eroberungen mit sich geführt haben, was den armen Bajazet dergestalt genirte, daß er ein Jahr später für gut fand, sich an den Stäben seines Käfigs den Kopf zu zerschmettern.

Zur Zeit Kaiser Karls V., der, beiläufig bemerkt, nur ein mittelmäßiger Schachspieler war, durchwanderte der Syrakusaner Boy halb Europa, um alle Könige schachmatt zu machen. Er spielte mit dem Bauer gegen Karl V. und gewann ihm eine Parthie nach der andern ab. Er spielte mit Don Juan von Oesterreich, der das Spiel und diesen Spieler dergestalt liebgewann, daß er, Bajazets Beispiel nachahmend, in einem großen Saale ein Schachbrett mit schwarzen und weißen Marmorfeldern einrichten ließ, worauf sich, nach dem Winke der beiden Gegner, gleichfalls lebendige Figuren bewegten, die von Glück zu

sagen hatten, daß ihnen bloß der Helm und nicht der Kopf abgeschlagen wurde. Aber Don Juan vermochte ihm kein einziges Spiel abzugewinnen. Später versuchte auch Philipp II. sein Glück mit Boy; doch auch aus diesen Kämpfen ging der Letztere stets als Sieger hervor.

Von Spanien kehrte dieser unüberwindliche Meister nach Italien zurück.

In Rom angekommen, lud ihn Pabst Urban VII. (1590) zu sich in den Vatican ein, um dessen Unüberwindlichkeit im Spiele auf eine harte Probe zu stellen. Boy schlug auch den heiligen Vater, der ihm als Anerkenntniß seiner Unbesieglichkeit ein Bisthum antrug, das dieser Schachvirtuose aber eben so bescheiden ausschlug wie den Cardinalshut, den ihm, im Jahre 1544, bei seinem ersten Aufenthalte in Rom, Paul III. angetragen hatte.

In Venedig besiegte er der Reihe nach alle die edeln Väter der Republik, die Senatoren Grimani, Manfrini und Pisani, und machte endlich auch die Bekanntschaft des Senators Barbarigo, der viel Geld und außerdem eine reizend schöne Mündel besaß, in die der alte Herr ungebührlich verliebt und dabei so unmäßig eifersüchtig war, daß er die arme Erminia (so hieß dessen angebetete Mündel) in seinem Palaste beständig eingekerkert hielt und ihr keine andere Erholung, keine andere Zerstreuung als das Schachspiel vergönnte, das seine größte Leidenschaft war. Der alte Herr beging die große Unvorsichtigkeit, den schönen Syrakusaner seiner Mündel vorzustellen. Boy ertheilte ihr Unterricht im Gambit des Schachs und der Liebe und — entführte sie. Auf der Flucht fiel das zärtliche Paar in die Hände der Seeräuber, bei denen er sich aber bald durch Unterricht im Schachspiel dergestalt einzuschmeicheln verstand, daß diese gefühlvolle Seelen Beiden die Frei-

heit, ihm außerdem noch einen erbeuteten Roßschweif und ihr eine Perlenschnur schenkten. Der alte Barbarigo aber konnte sich von diesem Schach nicht erholen: er verwünschte Boy und grämte sich über den Verlust seiner Mündel zu Tode. Später soll Boy plötzlich verschwunden, die arme Erminia aber sehr unglücklich geworden und in ein Kloster gegangen sein.

Am 10. Mai 1547, nach der Schlacht bei Mühlberg, in welcher Karl V. den Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen gefangen genommen hatte, war dieser Fürst im Lager zu Wittenberg mit dem gleichfalls gefangenen Herzog Ernst von Braunschweig in einer Parthie Schach begriffen, als man ihm sein Todesurtheil verkündigte. Ruhig und gelassen setzte er, nachdem er dieses Urtheil vernommen, mit der ganzen Heiterkeit eines gläubigen Gemüthes, das angefangene Spiel fort und besiegte seinen Gegner, den Herzog Ernst, der zu den besten Spielern seiner Zeit gehörte.

Einem andern Fürsten von Braunschweig, dem Herzog August von Braunschweig, verdanken die Schachliebhaber ein Werk, das unter dem Titel „Das Schach- oder Königs-Spiel" und unter dem Pseudo-Namen „Gustavus Selenus" 1616 zu Leipzig im Druck erschien.

Kehren wir aus Deutschland nach Frankreich zurück, so finden wir dort am Hofe Ludwigs XIII. einen Erben des Boy'schen Ruhmes, den berühmten Schachhelden Gioachimo Greco, mehr bekannt unter dem Beinamen „der Calabrese." Auch er durchwanderte, wie sein Landsmann, alle europäischen Höfe, um sich dort ebenbürtige Gegner zu suchen; nirgend aber fand er einen Spieler, der ihm gewachsen war. Er besiegte den Herzog von Nemours, Arnauld le Carabin und Chaumont de la Salle, die drei berühmtesten Spieler des franzö-

sischen Hofes. Auch dieser Calabrese hinterließ eine sehr gelehrte Abhandlung über dieses Spiel, in dem ihn kein Sterblicher besiegt hatte.

Auch der Herzog von Richelieu war ein großer Verehrer, aber nur ein mittelmäßiger Held dieses Spieles. In den letzten Jahren verging fast kein Tag, an dem er nicht entweder mit dem König oder mit dem Pater Joseph, seinem Factotum, mit Boisrobert, seinem Lustigmacher, oder mit Marion de Lorme, seiner geheimen Geliebten, eine Lanze auf dem Schachbrett brach.

Während der Regierung Ludwigs XIV. verdrängten die **jeux de l'amour et du hazard** das ernste Verstandes-Spiel. „Ich sah," schreibt Frau von Sevigné, „Tausende von Louisd'or auf dem Teppich und fünf und siebenhundert Louis auf einer einzigen Karte. Das Hoca ist in Paris bei Lebensstrafe verboten und dennoch spielt man es bei Hofe, beim Könige. Fünftausend Pistolen vor Tisch gewonnen oder verloren zu haben, ist eine Kleinigkeit." Die Marquise de Montespan verlor in einer einzigen Nacht 500,000 Livres im Bassettespiel. Als Urheber jener Spielwuth wird der Cardinal Mazarin angeklagt, der noch zwei Stunden vor seinem Tode einem Parlamentsrathe 2000 Louis abgewonnen hatte.

Die Begierde, Geld zu gewinnen, drängte das edle Schach, bei dem weiter nichts als Ehre zu gewinnen und Geduld zu verlieren ist, mehr und mehr in den Schattengrund, bis zur Zeit Ludwigs XV., wo um das Jahr 1745 ein neuer Schachspielstern in dem Componisten André Danican Philidor emportauchte, der fünf Jahre lang England, Holland und Deutschland bereiste, um überall, wo er sich aufgehalten hatte, den Ruf des größten Schachspielers seiner Zeit zu hinterlassen. Im Jahre 1750 spielte er am Hofe Friedrichs des Großen mit seinem berühmten Landsmann Voltaire, der aber, wie der König, in diesem

Spiele nur ein Stümper war. In Berlin spielte er gegen drei der bewährtesten Meister drei verschiedene Parthien zu gleicher Zeit und schlug Einen nach dem Andern. Ruhmbeladen kehrte er nach Paris zurück, begab sich von hier alljährlich, auf Kosten des Westminsterklubbs, nach London und ließ sich dort endlich ganz und gar nieder bis zum Jahre 1795, wo Meister Tod ihm ein Schach bot, das dem Spiele ein Ende machte. „Le jeu est fini," sagte er und schied von der Welt und seinem geliebten Schachbrett, nachdem er noch, kurz vor seinem Tode, das Kunststück ausgeführt, zwei Parthien Schach mit verbundenen Augen zu spielen und so, gleichsam blindlings, als unbesiegter Sieger hervorzugehen.

Schon früher und noch zu seiner Zeit war das **Café de la régence** auf dem Königsplatze das Hauptquartier aller Schachhelden von Paris. Hier sah man später auch den alten Voltaire, durch dessen Besuch dieses Kaffeehaus von Tag zu Tag eine größere Berühmtheit und endlich einen europäischen Ruf erhielt. Eine reizende Schilderung dieses Mocca-Tempels entwirft Louvet de Couvray in seinem „**Faublas**", der, wie Michel Montaigne, ein Verächter dieses Spieles war.

Einen desto größern Verehrer fand das Schachspiel im Philosophen von Genf, in Jean Jacques Rousseau, der sich für einen Meister dieses Spieles hielt, wiewohl auch er nur ein mittelmäßiger Anfänger war, den Frau von Warens mehr als einmal matt gemacht hatte. Der erste Zwietrachtssame zwischen Rousseau und David Hume, der ihn 1766 mit nach London genommen, war aus einer Parthie entsprungen, in der Hume ihn in acht Zügen besiegt hatte, was Rousseaus Ehrgeiz ihm nie verzeihen konnte. Es giebt in der That kein zweites Spiel, das den Funken des Ehrgeizes schneller anfacht, als das Schach.

Robespierre haßte dieses Spiel, vielleicht schon deßhalb, weil sich darin Alles um einen König dreht. Als er noch im Collège Louis-le-Grand studirte, soll er auf das ihm verhaßte Schach folgendes Lied gedichtet haben:

Schach dem Tyrannen,
Dem Tyrannen, der so stolz,
Fühllos, gleich dem dürren Holz,
Auf sein Volk herniederschaut,
Dem nicht banget, dem nicht graut,
Wenn der Feinde Tigerbrut
Frech sich labt am Bürgerblut —
Dem Tyrannen Schach!

Schach dem Tyrannen,
Dem Tyrannen, der so kalt
Mit despotischer Gewalt
Zug um Zug und Schritt für Schritt
Land und Volk mit Füßen tritt,
Seines Volkes Hab' und Gut
Opfert seinem Uebermuth —
Dem Tyrannen Schach!

Schach dem Tyrannen,
Dem Tyrannen, der so keck
Sich nicht rührt von seinem Fleck,
Der des Volkes Schweiß genießt,
Der des Heeres Blut vergießt
Und sich brüstet memmenfeig
Nur mit fremdem Lorbeerzweig —
Dem Tyrannen Schach!

Und als dieser Mann das Haupt der Schreckensherrschaft war und in seinem grimmen Haß die Könige sogar aus den Kartenblättern verjagte, durfte Niemand mehr „Schach dem König" sagen. Damals hieß es: „Schach dem Tyrannen."

Aber in dem Grade, wie dieses Spiel von Robespierre verlästert und gehaßt, ward es geschätzt und geliebt von Napoleon. Doch auch dem Kaiser fehlte zur Meisterschaft im Schach die nöthige Ruhe und Leidenschaftlosigkeit. Am Bord des Bellerophon und in seinem Felsenkerker zu Sanct Helena ersetzten ihm die 32 Figuren von Elfenbein und Ebenholz seine alten Garden von Fleisch und Blut und die 64 Felder des Schachbretts die Schlachtfelder von Marengo und Austerlitz.

Zur Zeit, als Napoleon noch Kaiser und das französische Volk noch die große Nation war, erschien ein neuer Heros des Schachspiels, Herr Deschapelles, dessen Name den Weg über alle Meere fand und sogar in Indien, an den Ufern des Ganges, in der Wiege des Schachspiels mit Liebe und Ehrfurcht genannt wurde.

Als der Kaiser nach der Schlacht bei Jena mit seinen sieggekrönten Heeren in die preußische Hauptstadt einrückte, befand sich auch Herr Deschapelles, der Napoleon des Schachbretts, in seinem Gefolge. Siegestrunken eilte er in den Schachklubb, forderte dort den „Bravsten der Braven" heraus, gab diesem zwei Züge und noch obendrein einen Bauer vor und — verließ das Schachbrett als Sieger.

Aber all' diese Coryphäen des Schachspiels, all' der Ruhm und all' der Lorbeer, die sich Boy der Syrakusaner, Gioachino der Calabrese und Deschapelles der Franzose errungen hatten, wurden verdunkelt durch das Erscheinen des Herrn von Labourdonnaye, in dem ganz Frankreich, ja fast die ganze Welt, den Heiland des Schachspiels begrüßten.

Dieser Messias, geboren um das Jahr 1796 zu Paris, ein Enkel des berühmten Gouverneurs von Indien, Bernard Mahé de Labourdonnaye, war seit 1825 der unumschränkte Herrscher des elfenbeinernen Königreichs, der, umgeben von seinem großen Generalstabe, bestehend aus den Herren Boncour, Saint-Amand und Desloges, in der Rue Menars im prachtvollen Hôtel der Schachspieler residirte und von allen Klubbs Europa's den Namen des Unüberwindlichen erhalten hatte. Aus allen Gegenden Frankreichs und des Auslandes, namentlich Englands, kamen Schachvirtuosen nach Paris, um Labourdonnaye den Unüberwindlichen zu bewundern, reich belohnt, wenn es ihnen gelungen war, dem unsterblichen Meister einen neuen Zug abzugucken.

2.

Im Jahre 1826 erhielt der Unüberwindliche vom Londoner Westminsterklubb eine höchst schmeichelhafte Einladung, auf Kosten dieses Klubbs, wie weiland Philidor, die Themsestadt zu besuchen, um, wie es in dem Schreiben hieß, dort die Huldigungen aller Schachfreunde in Empfang zu nehmen, die Wahrheit gesagt, aber nur deßhalb, um seiner Unüberwindlichkeit auf den Zahn zu fühlen. Der Comité des Westminsterklubbs benachrichtigte ihn, er habe in Calais bereits ein Schiff zu seiner Verfügung gestellt, und überzeugt, daß er diese Einladung — die in der Nähe betrachtet ganz wie eine Herausforderung aussah — nicht zurückweisen werde, eine Wohnung in Joncy's Hôtel auf dem Leicester-Square zu seinem feierlichen Empfang in Bereitschaft gesetzt.

Gerade um dieselbe Zeit besaß auch London in der sehr ehrenwerthen Person des Sir Macdonnell einen hochgefeierten Schachvirtuosen,

dem seine Landsleute blos aus dem Grunde, weil er einst einen Eingeborenen von Jagernaut, den hochweisen Braminen Fle-hi, die Blüthe aller indischen Schachspieler, geknickt und überwunden, gleichfalls den Ehrentitel eines „Unüberwindlichen" einstimmig zuerkannt hatten. — Der Westminsterklubb, stolzer auf seinen Macdonnell als König Georg IV. auf all' seine Minister, war begierig zu erfahren, wer von diesen beiden Unüberwindlichen wohl der Ueberwindliche sei. Es wurden, wie bei so zweifelhaften Fällen immer zu geschehen pflegt, furchtbar hohe Wetten entrirt; der Herzog von D. wettete 10,000 Pfund für Englands, der Marquis von S. 100,000 Francs für Frankreichs Unüberwindlichen. Alle Zeitungen bemächtigten sich neuigkeitshungrig dieses Schachspielkampfes, dem ganz England mit gespannter Erwartung entgegensah; ja selbst der König schien begierig auf den Ausgang dieses seltsamen Wettstreits zu sein, der die Gemüther des ganzen Landes beherrschte.

Es ist bekannt, was einst Kaiser Maximilian I. von dem berühmten Maler Albrecht Dürer gesagt, als seine Höflinge sich darüber beschwerten, daß er ihn auf ihre Kosten bevorzuge. „Ich kann," sprach der Kaiser, „aus jedem Bauer einen Edelmann, aber nicht aus jedem Pinsel einen Albrecht Dürer machen." Dieser Gedanke schien einem seiner Nachkommen, Kaiser Karl V., so sehr zu gefallen, daß er ungefähr dasselbe von dem berühmten italienischen Maler Tizian Vecelli sagte, was sein Vorfahre, zwanzig Jahre früher, von dem deutschen Maler gesagt. „In einem Augenblick," sagte Karl V., „kann ich hundert Granden, aber nicht in hundert Jahren einen Tizian schaffen." Dieser Gedanke sagte wiederum seinem Zeitgenossen, König Heinrich VIII. von England, dermaßen zu, daß er sie mit einer kleinen Veränderung auf den Maler Hans Holbein anwandte. „Es ist

leichter," sagte Heinrich VIII., „aus sieben Bauern sieben Pairs, als aus sieben Pairs einen Holbein zu machen." Etwas Aehnliches soll auch Franz I. von Leonardo da Vinci gesagt haben. König Georg IV., der den unüberwindlichen Macdonnell 1824 zum Esquire ernannt hatte, machte bei diesem Anlaß eine Anleihe bei seinem Vorfahren und geruhte zu sagen: „es sei leichter, aus Macdonnell einen Esquire, als aus einem Esquire einen Macdonnell zu machen." Aus diesem kleinen Beispiele kann man die Folgerung ziehen, daß, wenn in fünfhundert Jahren irgend ein Kaiser oder König einmal einen Witz reißt, seine Zeitgenossen und Nachkommen, in Ermangelung eines neuen, den alten immer wieder aufwärmen und dadurch gar leicht in den Geruch kommen, Gott weiß wie geistreich und witzig zu sein. —

Der Unüberwindliche Frankreichs, der Anfangs nicht entschlossen gewesen war, dieser Einladung, die seinem Rufe eine so gefahrdrohende Falle legte, Folge zu leisten, hatte nach reiflicher Ueberlegung und nach Rücksprache mit seinem Generalstabe doch bald einsehen gelernt, daß es eben so feig als ungalant gewesen sein würde, wenn er diesem Rufe nicht gefolgt wäre.

„Aut Caesar, aut nihil!" sagte Labourdonnaye, wie jener Cäsar Borgia, und schiffte, begleitet von einem seiner Flügel-Adjutanten, dem Baron Dumesnil, incognito, wie jeder große Mann, über den Canal la Manche nach London hinüber, um die Herausforderung anzunehmen, zu siegen oder besiegt zu werden, um Cäsar oder Nichts zu sein.

Am 3. Mai langten sie in London an.

3.

Als sich im großen Themse-Babel die Nachricht von der Ankunft des Unüberwindlichen mit der Schnelligkeit einer Taubenpost oder Telegraphenbotschaft von einem Ende der Stadt bis zum andern verbreitete, beeilten sich sämmtliche Zeitungen Londons, von den Times bis herab zum letzten Winkelblättchen, das große Ereigniß nach allen Richtungen der Windrose auszuposaunen, daß Herr von Labourdonnaye, der Lord Wellington der vierundsechszig Schachfelder, begleitet von seinem General-Adjutanten, in der Hauptstadt angelangt und Leicester-Square, Joney-Hôtel, abgestiegen sei.

4.

Am andern Morgen verfügte sich eine Deputation des Westminsterklubbs, bestehend aus fünf Mitgliedern, an deren Spitze Herr William Kenny, der Verfasser einer sehr berühmten Schach-Grammatik, in das Hôtel des Unüberwindlichen, um ihn im Namen des ganzen Klubbs zu bewillkommnen und auf morgen Abend zu einem Meeting einzuladen.

Die Rede, womit Herr Kenny ihn begrüßte, währte nach dem Berichte der Morning Chronicle, die in solchen Fällen höchst gewissenhaft ist, eine Stunde und sechszehn Minuten. Da der Druck dieser Rede ungefähr acht bis neun Bogen füllen und Manchem deßhalb etwas allzulang erscheinen dürfte, so will ich meinen Lesern nur einige Stellen, woraus sie auf den Geist des Ganzen schließen können, daraus mittheilen.

„Das Schachspiel," sagte Herr Kenny, „ist die Grammatik des menschlichen Verstandes, die Sanscritsprache des menschlichen Geistes.

Ein guter Schachspieler ist in der Regel auch ein tiefer Denker, ein großer Philosoph, ein gewandter Feldherr, mit einem Wort: ein Genie, dem nichts unmöglich, kein Ziel unerreichbar ist. — Es wird eine Zeit kommen, wo man den Kindern auf der Schule, noch bevor sie lesen und schreiben gelernt, Unterricht in der edlen Schachspielkunst ertheilen wird, denn nichts in der Welt schärft mehr den Verstand, weckt mehr den Geist, stachelt mehr die Ehre und den Ehrgeiz an, als das Schach, und darum pflichte ich dem großen deutschen Dichter Jean Paul bei, welcher das Bekenntniß ablegt, daß er nichts so sehr als Kaffeetrinken und Schachspielen liebe."

Nach unendlich langen Umwegen gelangte der ehrenwerthe Redner endlich zum Ziele seiner Rede, zur Bewillkommnung des gefeierten Gastes.

„Nach dem Tode Philidor's," begann Herr Kenny, nachdem er eine Prise genommen, um seinen Geist anzufrischen, „war das französische Schachspiel zu einer bedauernswerthen Stufe, noch weit unter die Mittelmäßigkeit, herabgesunken. Die französische Schule hatte sich zwei Decennien hindurch durch höchst beklagenswerthe Irrthümer und vor Allem durch die lächerliche Sucht, den Gegner durch glänzende, doch, in der Nähe betrachtet, geistlose, nichtssagende Züge zu verblüffen, auf eine Weise ausgezeichnet, daß es in der That eine Schande für Frankreich, eine Schmach für das ganze Festland, eine Prostitution für die ganze Schachspielwelt war."

Der General-Adjutant des Unüberwindlichen, den dieser Schimpf mehr verdroß, als es die französische Lebensart erlaubt, fing darüber zu murren an. Herr Kenny, der dadurch aufmerksam gemacht wurde, daß er einen Schritt zu weit gegangen war, nahm zuerst eine zweite

Prise, suchte dann sehr geschickt wieder einzulenken und endlich zur Hauptsache zu kommen.

„Zur Ehre Frankreichs aber," begann er mit neugestärktem Athem, „zur Freude und zum Ruhme Englands und der ganzen übrigen Welt erschien am pechschwarzen Schachfirmament unseres glorreichen Nachbarlandes urplötzlich ein mächtiger Komet, dessen blendender Strahlenglanz das bedauernswerthe Dunkel erleuchtete, die Nacht in Tag verwandelte und das französische Schachspiel, das, wie ich schon oben bemerkt, zu einer bedauernswerthen Stufe, noch tief unter die Mittelmäßigkeit, herabgesunken war, zu einer schwindelnden Höhe erhob. In Ihnen, Wellington des Schachspiels, begrüße ich im Namen des Westminsterklubbs jenen mächtigen Kometen, der alle bisher in Frankreich aufgetauchten Schachspielsterne verdunkelt, dessen Name, dessen Ruhm über den Canal la Manche und über alle Meere des ganzen Erdballs hinüberleuchtet und dessen blendendes Licht jeden Schachkenner mit stolzer Freude und freudigem Stolze erfüllt. Diesem Kometen, dessen Gleichen vielleicht erst in tausend Jahren wiederkehrt, reiche ich im Namen des Westminsterklubbs die Freundeshand, den Bruderkuß und — — das Ehrendiplom." Bei diesen Worten zog Herr Kenny eine große Pergamentrolle aus der Tasche und überreichte sie ihm mit Hinzufügung einer Umarmung, die mit einem Kusse schloß.

„Rule Britannia!" schrieen hierauf die drei Andern, wodurch sie den Vierten weckten, der über der langen Rede kurzen Sinn stehend eingenickt war und nun pflichtschuldigst mitschrie.

Herr von Labourdonnaye, für den diese Rede schon viel zu lange gewährt, richtete seine Antwort desto kürzer ein.

„Meine Herren," sagte er, „ich danke Ihnen herzlich für die freundliche Nachsicht, die Sie meinem unbedeutenden Talente zu Theil wer-

den lassen und ersuche Sie, dem ehrenwerthen Klubb meinen Entschluß mitzutheilen, mich morgen Abend zur bestimmten Stunde einzufinden."

Hierauf entließ er die Deputation, die sein General=Adjutant bis zur Thürschwelle begleitete, worauf er rasch wieder umkehrte und zu seinem Chef sagte:

„Nein, so dumm habe ich mir diese Kerle doch nicht vorgestellt!"

„Hätte diese Rede," erwiderte Herr von Labourdonnaye, „nur noch zehn Minuten länger gewährt . . ."

„Dann wäre ich auf und davon gelaufen, um Pferde wieder zur Abreise zu bestellen. Ach, diese Engländer!"

„Sie sind wahre Muster von Langweiligkeit!"

5.

Während der Wellington des Schachbretts in Begleitung des Baron Dumesnil in den Straßen Londons umherschlenderte und sich so gut amusirte, als es in einer fremden Stadt, am ersten Abend nach der Ankunft, nur irgend möglich ist, saß daheim Ritter Macdonnell, der soi-disant Unüberwindliche Englands, ganz allein vor seinem Schachbrett, versunken in die Betrachtung eines höchst schwierigen Endspieles, worauf er schon seit vier Monaten den Plan zur Ueberlistung und Unterjochung des Unüberwindlichen Frankreichs angelegt hatte.

„Ob er wohl so in die Falle geht?" sagte er mit einem Tone, dem man etwas Herzklopfen anmerkte. „Ja, so, nur so gelingt mir die List bestimmt, ganz bestimmt. — Halt!" rief er nach kurzer Pause, „so geht es nicht; vielleicht aber so."

Hierauf that er wieder einen Zug, legte den rechten Zeigefinger nachsinnend an den rechten Nasenflügel und vertiefte sich dergestalt in

die Stellung der Steine, daß er nichts Anderes zu sehen und zu hören schien und nicht einmal das Pochen an der Thür vernahm.

Erst nachdem es noch einmal geklopft, erwachte der ehrenwerthe Esquire aus seinem dumpfen Nachsinnen und rief: „Herein!"

Der Eintretende war Herr Toms Snippletown, der reiche Steinkohlenhändler, welcher, als Mitglied der vom Westminsterklubb an Herrn von Labourdonnaye abgeschickten Deputation, das Unglück gehabt hatte, während der geistreichen Rede des Master Kenny stehend einzuschlafen.

„Was bringen Sie Neues?" fragte der Unüberwindliche.

„Labourdonnaye hat die Herausforderung angenommen."

„Das weiß ich bereits . . ."

„Die ganze Hauptstadt, vom König bis herab zum letzten Schuhflicker, ist gespannt auf den Ausgang dieses Kampfes."

„Auch das weiß ich schon . . ."

„Was Sie aber noch nicht wissen werden, ist das, daß der Westminsterklubb vor einer Stunde beschlossen hat, zu Ehren des Siegers eine Denkmünze prägen zu lassen. Man ist einstimmig überzeugt, daß Sie den Sieg davon tragen werden, und hat den Stempelschneider im Voraus beauftragt, Ihr Bildniß, das die Vorderseite der Münze zieren soll, anzufertigen."

„Wie aber, wenn mich das Unglück träfe, von ihm besiegt zu werden?"

„Dann würde der ganze Klubb, vom Präsidenten bis herab zum letzten Ofenheitzer, in Verzweiflung gerathen, sich wie Hiob die Kleider zerreißen und sich in Asche und Trauer hüllen . . ."

„Ich gestehe, daß das Directorium durch diese Herausforderung eine große Verantwortlichkeit auf meine Schultern gewälzt."

„Fassen Sie Muth, Ritter Macdonnell, der Sieg wird auf unserer Seite bleiben.“

„Das gebe der Himmel!“

„Auf der Rückseite dieser Denkmünze wird ein Schachbrett mit der Umschrift „**Societatis decus**“ (die Zierde der Gesellschaft), eine feine Anspielung auf Ihr Bildniß auf dem Avers, zu sehen sein.“

„Wenn aber mein Gegner den Sieg davonträgt?“

„Dann ist auf Antrag des Master Kenny beschlossen worden, den Anfangsbuchstaben des zweiten Wortes zu verändern, d. h. das **decus** in ein **pecus** zu verwandeln.“

„Herr, diesen schlechten Spaß muß ich mir allen Ernstes verbitten!“

„Was kann denn ich dafür?! Die Majorität hat diesen unabänderlichen Beschluß gefaßt.“

„Nun, wenn sich das wirklich so verhält, so bin ich entschlossen, dieses Wettspiel gar nicht einzugehen.“

„Herr, das müssen Sie!“ rief der Steinkohlenhändler.

„Ich möchte wissen, wer mich dazu zwingen kann?“

„Die Gesellschaft, die sich in Folge Ihrer mündlichen und schriftlichen Zusage in allerhand Kosten gestürzt, die Ihrem Gegner ein Schiff und eine prachtvolle Wohnung zur Verfügung gestellt, die ganzen Kosten seines hiesigen Aufenthaltes und die Kosten seiner Rückreise übernommen hat. Wenn Sie sich als Unüberwindlicher doch schwach genug fühlen, um der Möglichkeit Raum zu geben, von einem Franzosen besiegt zu werden, so hätten Sie gleich Anfangs nicht darauf eingehen sollen.“

„Seyn Sie unbesorgt, ich werde spielen; aber gegen die Denkmünze, gleichviel ob auf ihr **decus** oder **pecus** steht, muß ich feierlich protestiren, weil der erste Ausdruck viel zu galant, der zweite hingegen viel zu grob wäre.“

„Die Sache ist nun nicht mehr zu ändern. Da heißt es einmal **decus** oder **pecus**, siegen oder sterben!"

„Der Teufel hole den ganzen Klubb!"

„Ich werde nicht ermangeln, ihm diesen frommen Wunsch mitzutheilen."

„Ich frage Sie, Master Toms, heißt das nicht geradezu, mir die Pistole auf die Brust setzen, heißt das nicht geradezu: Siege oder du bist ein Esel?"

„Das heißt es freilich; die Majorität hat es aber einmal beschlossen und bei dem Beschlusse muß es bleiben."

„Ich möchte mich in die Themse werfen!"

„Thun Sie das, aber dann erst, wenn Sie dem Schimpf erlegen sind, von ihm geschlagen zu sein."

„Ich könnte mir eine Kugel durch den Kopf jagen!"

„Nur jetzt nicht, wenn ich bitten darf, denn in diesem Falle hätten wir all' das Geld umsonst hinausgeworfen und uns Ihretwegen heillos blamirt. Ganz England, ganz Frankreich, ganz Europa würde einstimmig ausrufen: Seht doch die feige Memme, die es gewagt hat, sich mit dem Titel eines Unüberwindlichen zu brüsten! Im Bewußtsein seiner Schwäche hat er sich das Leben genommen. Ha, ha! Wer lacht da? Ich glaube gar, ich war es selbst."

„Sie bringen mich vollends in Verzweiflung."

„Ich bedauere Sie unendlich, sehe aber nicht ein, wie ich Ihnen helfen kann."

„Sie hätten lieber gar nicht herkommen, mir nichts von der Denkmünze sagen sollen."

„Ich hielt es für meine Schuldigkeit, Sie aufmerksam zu machen, daß bei dieser Parthie Ihr Ruf, Ihre Ehre auf dem Schachbrett steht.

Aut Caesar, aut nihil! Aut decus, aut pecus! Sieg oder Schmach!"

„Ich ersuche Sie, mich jetzt zu verlassen, denn ich habe meinen Schlachtplan zu entwerfen."

„Ich gehe, Unüberwindlicher, und lasse Sie nun allein mit Ihrem Schicksal, das in Ihrer Hand liegt. D or P, that is the question!" monologisirte der boshafte Steinkohlenhändler mit mephistophelischem Lächeln und — entfernte sich.

Der Titel „Unüberwindlich" hat bei all seiner Herrlichkeit doch einen bittern Beigeschmack. Er erinnert an Philipps II. unüberwindliche Flotte, die an den Küsten Englands vom Sturm zertrümmert ward, und an den unüberwindlichen Napoleon, dessen Stern auf den Schneegefilden von Borodino erlosch. Nichts in der Welt ist unüberwindlich!

6.

Am andern Morgen stellte sich im Joncy-Hôtel, im Absteigequartier des Schach- und Tageshelden, ein höchst origineller Besuch ein.

„Wer sind Sie?" fragte Labourdonnaye.

„Ich heiße Amédée Pompé Magloire Moufflon und habe die Ehre, einer Ihrer Landsleute zu sein, die gleich nach Ausbruch der französischen Revolution ihr Vaterland verließen und sich an den Küsten Albions ein neues Nest bauten, in dem sie ihre Jungen ausbrüteten."

„Was sind Sie, wenn ich fragen darf?"

„Fragen Sie zuerst, was ich war."

„Nun, wenn Ihnen damit ein Gefallen geschieht, so richte ich meine Frage an die Vergangenheit zurück."

„Ich hatte die Ehre, von meinem achtzehnten bis zum einundzwanzigsten Jahre ein nicht unbeliebter Ballettänzer bei der Bühne in Lyon zu sein. Zu jener unglücklichen Zeit, als dort einer meiner **ci-devant** Collegen, der ausgepfiffene Schauspieler Collot-Herbois, als Volksrepräsentant die früher erlittene Schmach dadurch rächte, daß er täglich der Guillotine neuen Proviant lieferte, hatte ich die Ehre, oder richtiger gesagt, das Unglück, mir das linke Bein zu zerbrechen. Ich sah mich nun in die Nothwendigkeit versetzt, meine Kunst an den Nagel und mich selbst an einen Baum zu hängen. Ich hatte die Ehre, von einer jungen Frau, die dergestalt in mich verliebt war, daß sie mich Schritt für Schritt verfolgte, noch zu rechter Zeit abgeschnitten zu werden. Gleich darauf wurde die junge Frau, die mir das Leben gerettet, von einem Knäblein entbunden, das, weil es mir auffallend ähnlich sah, mir den Argwohn und die Verfolgung seines Vaters zuzog. Ich ergriff die Flucht und landete bald darauf an den Küsten Englands. In London, unbekannt mit dem Volke und seiner vermaledeiten Sprache, versuchte ich nach und nach als Tanzlehrer, Senf-Fabrikant, Sprachlehrer, Pomaden-Producent, Fechtmeister, Schminken-Fabrikant, Wunderdoctor, Bonbon-Devisen-Poet und Hühneraugen-Operateur mein Glück zu versuchen, konnte aber, trotz aller Bemühungen, in keiner dieser verschiedenartigen Sphären auf einen grünen Zweig kommen; da gab mir mein Schutzgeist urplötzlich den glücklichen Gedanken ein, eine Jugendbeschäftigung hervorzusuchen und als Modeleur aufzutreten. Die zwei Lehrjahre, die ich, bevor ich mich dem Ballet gewidmet, bei einem guten Meister in Lyon durchgemacht, kamen mir jetzt trefflich zu statten; nach kurzer Zeit war ich einer der gesuchtesten Modeleurs der ganzen Hauptstadt. Während meiner vierzigjährigen Praxis hatte ich die Ehre, ganz oder theilweise alle Sommitäten Englands zu modelliren; ich war der Glückliche, der die

Hand des großen Lustspieldichters Sheridan, das Ohr der berühmten Schauspielerin Jordan, den Busen ihrer gefeierten Kunstgenossin Fanny Kemble, das Bein der angebeteten Ballettänzerin Vestris der Unsterblichkeit überliefert hat. Jetzt, am Ende meiner Laufbahn, wird mir von Seite meiner innigst geliebten Landsleute, an deren Spitze der französische Gesandte steht, der schmeichelhafte Auftrag zu Theil, auch Ihre werthe Person, oder richtiger gesagt, einen Theil derselben in Wachs zu gießen und später in Marmor abzuformen. Ich bin vom Comité abgeschickt, so schnell als möglich Ihre Nase zu modelliren."

„Meine Nase," wiederholte Herr von Labourdonnaye, dessen Gesichts-Erker, beiläufig erwähnt, zu den größten seiner Zeit gehörte. „Weshalb denn gerade die Nase?"

„Weil sie die Ehre hat, sich durch ihre Eigenthümlichkeit vor allen andern Nasen unseres Jahrhunderts auszuzeichnen."

„Eh bien, ich stelle meine Nase ganz zu Ihren Diensten."

„Ich werde die Ehre haben, sie vorläufig in Wachs abzudrücken," sagte der alte Modeleur, holte aus einer seiner unendlich vielen Taschen weiches Wachs hervor, drückte dieses Wachs auf das achtunggebietende, ehrfurchteinflößende Geruchs-Organ seines berühmten Landsmanns und war nach Verlauf von fünf Minuten im Besitze eines wohlgelungenen Abdrucks dieser pittoresken Nase.

„Die Nase ist fertig, ich brauche sie hier nur noch etwas zu drehen, um die vollkommenste Harmonie der wächsernen Copie mit dem fleischigen Originale herzustellen. So, nun ist auch das gemacht! — Am Fuße dieser Nase soll ein Sockel mit der Inschrift angebracht werden: Nasorum Nasus, der Nasen Nase!"

„Eine närrische Idee! Spötter könnten sagen, man habe mir in England eine Nase gedreht!"

„Der Sinn dieser Huldigung liegt etwas tiefer. Der ehrenwerthe Comité will damit andeuten, Sie hätten an die Schachspieler der britischen Halbinsel Nasen austheilen wollen.“

„Ich selbst aber, könnten die Engländer sagen, hätte mit langer Nase wieder abziehen müssen. Aber was liegt daran? Ich verstehe einen harmlosen Scherz, habe Ihnen einmal meine Nase zu Ihrer Verfügung gestellt und muß mir nun gefallen lassen, daß Sie ganz nach Ihrem Belieben mich bei der Nase herumziehen können.“

„Ich danke Ihnen, im Namen der ganzen civilisirten Welt, für Ihr mir so uneigennützig, so freisinnig und so großmüthig zur Disposition gestelltes Geruchs-Organ und habe die Ehre zu sein Ihr aufrichtiger Verehrer Amédée Pompé Magloire Moufflon,“ sagte der Modeleur, machte dabei eine Verbeugung, die den ci-devant Balletttänzer verrieth, und hüpfte trällernd zur Thür hinaus.

7.

So war der verhängnißvolle Abend herangerückt.

Nicht banger können zwei feindliche Heere der entscheidenden Schlacht entgegen gehen, als Labourdonnaye und Macdonnell, der Napoleon und Wellington des Schachbretts, der verhängnißvollen Partie, die entscheiden sollte, welcher von diesen beiden kampfgerüsteten Helden den Namen des Unüberwindlichen verdiene. Mit dem Glockenschlage Acht sollte im großen Saale des Westminsterklubbs der große Schachkampf beginnen und eine neue Schlacht von Waterloo geschlagen werden. Ganz Albion, ganz Frankreich sah dem Ausgang dieses Nationalkampfes mit dumpfer Besorgniß, mit unbeschreiblicher Herzensangst entgegen und schickte — wenn auch im Stillen nur — heiße Segens-

wünsche für den Vertheidiger ihres vaterländischen Ruhmes zum Gott der Schlachten und zu Palamedes, dem alten Schutzpatron des Schachbretts, empor.

Schon um sechs Uhr standen vor den geräumigen Eingangshallen des Westminsterklubbs dichte Volksmassen aufgepflanzt, die sich gegenseitig stießen und drängten, foppten und neckten und, um sich die Zeit des Wartens zu verkürzen, gute und schlechte Witze rissen, während die Herren Taschendiebe diese überaus günstige Gelegenheit nicht unbenutzt vorüberziehen ließen, den französischen Flaneurs und den englischen Maulaffen einen neuen Beweis ihres Daseins und neue Proben ihrer Geschicklichkeit zu geben.

Mit dem Glockenschlage Sieben illuminirte sich wie durch einen Zauberschlag die ganze Façade des Klubbs und über dem Eingange erschienen im Brillantfeuer, umschlungen von einem Strahlenkranze buntfarbiger Lampen, die Anfangsbuchstaben des Castors und Pollux des Schachspiels: ein L. und ein M.

Ein tausendstimmiges, langgedehntes Ah! der Ueberraschung und Bewunderung wälzte sich durch die urplötzlich taghell erleuchtete Nacht zum sternenlosen Himmel hinauf.

„L. M. Was mögen diese beiden Buchstaben zu bedeuten haben?" fragte ein langer, vier- bis fünfschrötiger Matrose.

„Das bedeutet Labourdonnaye und Macdonnell," erklärte ein kurzer, buckeliger Zeitungsträger.

„Wer von Beiden," fragte ein Schneider aus der City, „wird wohl den Sieg davontragen?"

„Der Franzose," antwortete aus angeborenem Patriotismus ein Pariser Parfumeur vom Piccadilly-Square.

„Goddam!" rief ein zum Boxen alle Zeit aufgelegter Bierbrauer aus

der Nachbarschaft. „Wenn der verdammte Franzose unsern Unüberwindlichen besiegt, muß er sich mit mir boxen; ich will ihm dann einen Denkzettel geben, daß er nicht lebendig nach Frankreich zurückkehrt, um sich drüben mit dem Ruhme brüsten zu können, er habe Alt-England besiegt."

„Und wenn Euer Macdonnell — was Gott verhüten möge! — unsern Labourdonnaye besiegt," erwiderte der schmächtige Pomadenheld, „dann erfinde ich, eigends für ihn, eine neue Pomade, nach der ihm alle Haare ausfallen sollen."

„Goddam, wer so etwas zu thun sich erdreistet, ist ein Krokodill, ein Haysisch, ein Nilpferd!"

„Und wer so etwas zu sagen sich erfrecht, ist ein vieux ganache!"

„Goddam, ich habe kein französisches Wörterbuch bei mir und bitte Euch darum, mir zu erklären, was ein Ganache ist."

„Ganache ist eine respectable Waffe, womit Simson die räudigen Philister schlug."

„Also ein Eselskinnbacken! Na warte, lavendelduftender Philister, ich will Dir zeigen, daß auch ich ein Simson bin," sagte der Bierbrauer und gab ihm mit geballter Faust einen solchen Schlag vor den Magen, daß der arme Teufel mit einem ah mon dieu! ohnmächtig zur Erde niedersank und sich dann erst erholte, als zwei mitleidige Landsleute sich seiner annahmen und ihn sterbensmatt nach seiner Wohnung brachten.

„Habt Ihr schon gehört," begann ein zu Grund gegangener Schneider, „daß unser glorreicher König mit der glorreichen Herzogin von Kent eine Wette von tausend Pfund Sterling eingegangen, daß der hergelaufene Franzose die Partie gewinnen wird?"

„Wenn unser glorreicher König," entgegnete ein hochnäsiger Rasir-

messer-Fabrikant, „das wirklich gethan hat, so sollte das Parlament ihn des Hochverraths gegen die Nation anklagen und . . .“

„Ihn des Thrones verlustig erklären,“ meinte der Schneider.

„Und etwa an seine Stelle den ersten besten bankerottirten Schneider zum König machen,“ fügte ein massiver Miethskutscher hinzu.

„Gentleman!“ begann der Beleidigte, „ich verbitte mir jede Anspielung . . .“

„Und ich, Meister Zwirn, verbitte mir jede unpatriotische Aeußerung. Ob und wie unser König tausend Pfund verwetten will, geht Euch einen Quark an, und wenn Ihr, spindeldürrer Nadelheld, noch ein Wort darüber zu verlieren wagt, so zerreiße ich Euch in dreimalhunderttausend Fetzen!“

„O ho, das wollen wir doch mal sehen, wie Er das anfangen will,“ begann ein Matrose, der sich des schwachen Schneiderleins annahm.

„Das will ich Euch gleich zeigen,“ erwiderte der Rosselenker.

Und gleich darauf begann eine grandiose Boxerei, die nach zehn Minuten damit endete, daß der Sohn der Flotte dem großmäuligen Kutscher das Nasenbein und ein Paar Rippen zerbrach und dann ruhig seine Wege ging.

In demselben Augenblick kam ein Wagen angerollt, in welchem Ritter Macdonnell und sein Secundant Master Kenny saßen.

„Vivat hoch! vivat hoch!“ schrie die Volksmenge.

Und während Alles nach Herrn Macdonnell hinblickte, tauchte die Hand eines jungen Taschendiebes in die auffallend dicke Rocktasche eines maulaffenden Gentleman hinab, um aus dem tiefen Grunde irgend eine Perle, eine Dose oder Brieftasche hervorzuholen.

„Au! au! au!“ schrie der auf der That ertappte Dieb, den ein kleiner Pintscher, welchen der Gentleman vermuthlich aus Vorsorge bei

sich trug, dergestalt in die Finger gebissen hatte, daß er dem wüthenden Schmerze durch wüthendes Schreien Luft machte, worüber die Umstehenden in satanisches Gelächter ausbrachen.

„Guter Freund," sagte der Gentleman zu dem bestürzten Diebe, „ich rathe Euch, zukünftig, wenn Ihr wieder eine Expedition nach meiner Tasche antretet, Pelzhandschuhe anzuziehen."

Der Dieb machte, daß er fortkam.

„Master Doddle," sagte der Gentleman zu dem Pintscher, den er aus der Tasche zog, „heute habt Ihr Eure Sache gut gemacht." Dann streichelte er den Hund und steckte ihn wieder ins Burgverließ seiner Rocktasche.

Gleich darauf kam ein zweiter Wagen angerollt, in dem die Herren von Labourdonnaye und Dumesnil saßen.

„Dieu protège la France," rief ein enthusiasmirter Senf-Fabrikant aus Dijon.

„Das Maul gehalten," schrie ein neben ihm stehender Riese.

„Wer will mir das Schreien verbieten?"

„Ich, John Ton, der Garkoch!"

„Ah! ich bin sehr erfreut, Ihre werthe Bekanntschaft zu machen. Darf ich Ihnen vielleicht eine Probe ausgezeichneten Senfes zuschicken?"

„Der Teufel hole Euch und Euren schlechten Senf!"

„Zu gütig, mein Herr," sagte der Franzose und eclipsirte sich.

„Vivat, vivat!" schrie man oben beim Eintritt des Gastes.

„Hurrah!" schrie das unten versammelte Volksgewühl.

8.

Mit dem Glockenschlage Acht begann die verhängnißvolle Schachpartie. An einem großen in der Mitte des Saales aufgestellten Schachbrett nahmen die beiden Gegner und deren Secundanten ihre Plätze ein. Fünf Schritte vom Schlachtfelde bildete sich ein dichtgedrängter Kreis von Zuschauern, die aus Furcht, die beiden Spieler zu stören, kaum Athem zu schöpfen wagten. Sie waren ganz Auge, folgten mit ängstlicher Aufmerksamkeit jeder Bewegung, jedem Zuge Macdonnell's und beobachteten jede seiner Mienen, um aus ihnen herauszulesen, ob die Parthie bis jetzt noch gut oder schlecht für ihn und für sie stehe, denn sie Alle waren ja dabei betheiligt, stand doch der Ruf des ganzen Klubbs dabei auf dem Spiele! Kein Wunder also, daß sämmtliche Mitglieder des Klubbs sich nur für ihren Vertreter interessirten, nur für ihn bangten, nur für ihn beteten, er möge seine Fassung, seine Geistesgegenwart behalten und sich von dem schlauen Franzosen nicht überlisten, nicht übertölpeln, nicht überrumpeln lassen. Für den armen Herrn von Labourdonnaye interessirte sich hingegen nur ein Einziger, sein Adjutant, Baron Dumesnil, der für seinen Meister dergestalt eingenommen war, daß es ihm weniger Schmerz verursacht hätte, einen Finger seiner Hand, als diese Parthie zu verlieren. Die beiden Unüberwindlichen waren Anfangs von gleicher Ruhe und von gleicher Siegeshoffnung beseelt; aber schon nach dem zehnten Zuge zog sich auf der Stirn Macdonnell's in der Mitte der beiden Augenbraunen ein finsteres Gewölk zusammen, während sich die Mienen Labourdonnaye's mehr und mehr aufheiterten. Mit freundlichem Schmunzeln reichte er, ohne die Todtenstille durch ein Wort zu unterbrechen, seinem Secundanten die Dose hin, aus der dieser kopfnickend eine Prise nahm. In demselben Augenblick hatte ein ehren=

werthes Mitglied des Klubbs, unfern der Thür, sich zu räuspern gewagt, worauf er durch ein einstimmiges, langgezogenes St! der Mißbilligung zur Ruhe verwiesen wurde. Nach jedem neuen Zuge vergönnte sich Englands Unüberwindlicher eine längere Pause zum Nachdenken, so daß nach Verlauf von zwei Stunden kaum zwanzig Züge gethan waren. Dasselbe Mitglied, das vorhin sich zu räuspern gewagt, schlich jetzt, weil ihn das Bedürfniß zu niesen anwandelte, auf den Zehen der Thür zu, sah sich aber, noch bevor es den Ausgang erreicht hatte, der Nothwendigkeit bloßgestellt, diesem Bedürfniß freien Lauf zu lassen.

„Ruhe, Ruhe!“ erscholl's von allen Seiten.

Das Volk, das unterdessen in banger Erwartung schwebte, begann endlich unruhig zu werden und den Entschluß abzufassen, eine Deputation hinaufzusenden, um Kunde zu erhalten, wie jetzt die Parthie stehe.

Der Secretair des Klubbs sah sich, um die Menge zu beruhigen, in die Nothwendigkeit versetzt, ein schriftliches Bulletin folgenden Inhalts zu erlassen:

„So eben ist der vierundzwanzigste Zug geschehen. Der Sieg scheint sich auf unsere Seite hinzuneigen. Macdonnell kämpft wie ein Löwe.“

„Hurrah!“ schrie die siegestrunkene Masse, Hüte, Mützen und Taschentücher schwenkend.

„**Quatre-vingt-neuf mille diables!**“ fluchte der Dijoner Senf-Fabrikant.

Aber schon nach dem fünfundzwanzigsten Zuge trat dem englischen Löwen der Angstschweiß auf die Stirn und es wurde ihm und seinem Secundanten etwas schwül zu Muthe. Labourdonnaye reichte seinem Landsmann wieder die Dose hin und Baron Dumesnil schwelgte bereits im Vorgefühle des nahen Sieges.

Beim sechsundzwanzigsten Zuge sah Ritter Macdonnell sich gezwungen, einen Thurm aufzuopfern, um einem gefahrdrohenden Schach zu entgehen.

Master Kenny wurde bleich wie Käse; Macdonnell fing am ganzen Körper zu schwitzen an.

„Wie stehts, wie stehts?" fragte die Deputation.

Der Secretair ertheilte ein neues Bulletin, also lautend:

„Das Glück hat sich plötzlich auf die Seite unseres Gegners geworfen. Wir haben einen Thurm und zwei Fähnlein eingebüßt. Macdonnell vertheidigt sich wie ein gereizter Tiger."

„Goddam!" murrte die aus süßen Siegesträumen unsanft aufgerüttelte Maulaffen-Menge.

„Dieu protège la France," triumphirte der Dijoner Senf-Fabrikant.

„Schach dem König," erscholl es jetzt von Seiten des Franzosen.

„Weh mir," rief Macdonnell, „ich bin verloren!"

„Noch nicht, aber bald," erwiderte Labourdonnaye, seinem Gegner den zweiten Thurm abnehmend.

Es trat nun eine lange, lange Pause und in deren Gefolge eine tiefe, tiefe Schwüle ein, wie sie einem Ungewitter vorauszugehen pflegt. Zum Glück für Herrn Macdonnell fing es auf der Straße eben zu regnen an, und da viele der müden Maulaffen nicht naß werden wollten, verließen sie den freien Platz und eilten in die nächsten Tavernen, um dort bei einem Glase Ale Schutz vor dem Regen zu suchen.

„Schach dem König!" donnerte Labourdonnaye hinein.

„Ei sehen Sie denn gar keinen Ausweg mehr?" fragte Master Kenny.

„Nein," antwortete der verzweifelnde Tiger.

„Ich leider auch nicht," brummte sein Secundant.

„Matt, matt!“ riefen Labourdonnaye und Dumesnil wie aus einem Munde.

Ritter Macdonnell sank halbohnmächtig in seinen Lehnstuhl zurück.

„Fassung, Fassung, mein Herr!“ rief ihm der großmüthige Sieger zu. „Solch ein Unglück kann dem besten Spieler zustoßen.“

„Sie haben sich wie ein Held vertheidigt,“ fügte Baron Dumesnil zu.

Einige Mitglieder des ehrenwerthen Westminsterklubbs standen wie versteinerte Salzsäulen, Andere wie begossene Pudel da.

„Wie stehts, wie stehts?“ fragte die Deputation.

„Wir sind geschlagen,“ erwiderte der Secretair, der sich in der Wuth die Kleider vom Leibe und die Perücke vom Kopfe riß und Letztere mit solcher Wuth auf den Fußboden warf, daß eine dicke Puderwolke ihn fast unsichtbar machte.

Die Deputation überbrachte diese Hiobspost dem Reste der regentrotzenden Maulaffen. Ein colossales Hohngelächter zerriß die Luft; mittendurch ertönte der Anfang der Marseillaise:

„Allons enfans de la patrie,
Le jour de gloire est arrivé.“

Der Mann, der diese Hymne angestimmt, war der Dijoner Senf-Fabrikant.

Einen Augenblick später fuhr ein Wagen vor. Der Einsteigende — es war der Sieger Macdonnell's — wurde von einem Theile der Masse mit Hurrahgeschrei, von dem andern mit Zischen empfangen.

„Kommen Sie, Dümesnil,“ sagte er, „sonst werden wir am Ende noch gesteinigt.“

Der Wagen rollte pfeilschnell von dannen.

Herrn Macdonnell wurde der gutgemeinte Rath ertheilt, so lange noch zu verweilen, bis der Volkshaufen auseinander gegangen.

Und das befolgte er denn auch.

9.

Am andern Abend brachte die Evening-Post eine Beschreibung dieses Schachkampfes, die, mit echt-englischer Weitschweifigkeit erzählt, sechs lange Spalten füllte.

Am zweiten Morgen erschien auf Sir Macdonnell ein Dutzend Karrikaturen von Cruikshank, Eine witziger und spaßhafter als die Andere.

Aber die Denkmünze wurde aus Rücksicht für den Geschlagenen nicht ausgegeben, sondern auf Beschluß des Klubbs wieder eingeschmolzen.

Der Sieger blieb nur drei Tage noch in London und schiffte dann mit seinem Begleiter nach Frankreich zurück.

10.

Bald darauf starb Macdonnell am Gallenfieber.

XI.

Herr Malztippel.

1.

„Maler, male mein Liebchen,
Male ihr schönes Gesicht;
Maler, male ihr Grübchen,
Maler, vergesse es nicht.“

Altes Lied.

Die Zahl der Bildernarren ist Legion. Kein Wunder, denn ein Pinsel interessirt sich für den Andern.

Diese Liebhaberei, kostbare Gemälde zu sammeln, grassirt vorzüglich in dem sogenannten Isar-Athen, wo das bayer'sche Bier und die klösterliche Frömmigkeit, das Zahlen-Lotto und die Malerkunst, die Dampfnudeln und die Gedichte König Ludwigs in voller Blüthe stehen.

Nur ein so witziger, boshafter Spötter, wie mein verehrter Freund Saphir, kann zu behaupten wagen, daß die liebenswürdigen Bewohner des Isar-Athens sich nur für ihr Bier interessiren; nur ein so großer Schalk, wie er, kann den Muth haben, zu sagen: „Morgens sei jeder

Münchener ein Bierfaß und Abends ein Faß Bier.“ Dafür hat ihn aber auch König Ludwig zum Hoftheater=Intendanz=Rath gemacht!

Aber nicht das himmlische Bier, auch die göttliche Malerkunst hat in München begeisterte Anhänger, die sich, käme es darauf an, lieber gliedweise rädern, als sich das Eine oder Andere entreißen ließen.

Der leidenschaftlichste Malerfreund, der eifrigste Bildernarr der guten Stadt München, war Herr Joseph Malztippel, ein ci-devant Bierbrauer, der sich in einem Zeitraum von zehn Jahren ein bedeutendes Vermögen zusammengebraut, dann sein Geschäft an seinen Stiefsohn abgetreten und sich der Länge nach auf die Malerei und das Steckenpferd, Gemälde zu sammeln, geworfen hatte.

Herr Malztippel war jedenfalls dümmer, als er aussah, und verstand von der Malerkunst, ohne Uebertreibung, mindestens zehnmal weniger als ein Mondkalb von dem Sonnensystem. Er glaubte Alles, was man ihm sagte, und wurde täglich das Opfer seiner Leichtgläubigkeit.

Das Factotum dieses Bildernarren war Sylvius, ein junger, pfiffiger Maler, der aus Berlin nach München gegangen war, um hier die Metaphysik der bayer'schen Dampfnudeln und die Physiologie des bayer'schen Bockbieres zu studiren. Gleich nach seiner Ankunft hatte er unter den Hofgarten=Arcaden, wo manches gute Bild durch manchen schlechten Vers entstellt wird, die Bekanntschaft des Herrn Malztippel gemacht, der ihn, wegen seines berlinischen Dialectes und seines altspanischen Bartes, augenblicklich liebgewonnen und gleich darauf zu sich in sein Haus genommen, das, beiläufig gesagt, unfern des Karlsthores lag.

Der gute Sylvius, der sich weit mehr aufs Trinken als aufs Malen verstand, durchschaute bald die Geistesfähigkeiten seines Mäcen's, der in der That ein Musterbild von Dummheit war. Ein einziger Zug

wird hinreichen, dessen botokudische Dummheit vollständig zu characterisiren. Herr Malztippel fragte einst einen jungen Arzt, der mit ihm bei Tambosi dann und wann „Schafskopf" zu spielen pflegte, warum die Natur jedem Menschen zwei Nasenlöcher verliehen habe?

„Mit dem rechten Nasenloche," erklärte der Gefragte, „kann man nur gute, mit dem linken nur schlechte Gerüche einathmen."

„Ich weiß nun," sagte unser Ex-Bierbrauer, „wie ich mich zu verhalten habe. Komme ich an einem Blumenbeete vorüber, dann drücke ich das linke, und gehe ich an einer Mistpfütze vorbei, dann drücke ich das rechte Nasenloch zu."

Und das that er denn auch!

2.

Sylvius hatte die Verpflichtung übernommen, seinem Gönner spielend Unterricht in der Kenntniß der Gemälde zu ertheilen, ihn mit dem Leben der berühmtesten Maler und mit den Eigenthümlichkeiten ihres Pinsels vertraut zu machen, auf daß Herr Malztippel allmälig in den Stand gesetzt werde, die Rolle eines Kunstkenners zu spielen.

Vor Allem mußte unser ci-devant Bierbrauer täglich ein Dutzend Kunstausdrücke in sein Gedächtniß prägen, weil es bei den sogenannten Kunstkennern einmal Styl geworden ist, damit bei jeder Gelegenheit verschwenderisch um sich zu werfen und auf diese Weise dem Laien Sand in die Augen zu streuen.

„Wenn von einem Pinsel die Rede ist, so gebrauchen Sie abwechselnd zur characteristischen Bezeichnung dieses Pinsels die Worte: saftig, kernig, markig, was im Grunde genommen ziemlich dasselbe ist, oder weich, sanft, lieblich, was ungefähr den Gegensatz zum Vorhergehenden

bildet. Wenn von der Zeichnung die Rede ist, so bedienen Sie sich abwechselnd der Ausdrücke: correct, harmonisch, geschmeidig, und umgekehrt der Worte: unregelmäßig, unharmonisch, steif."

Nicht selten geschah es, daß Herr Malztippel die Kunstausdrücke verwechselte und jetzt von einem steifen Pinsel und bald darauf von einer saftigen Zeichnung sprach.

Allwöchentlich einmal mußte Sylvius seinen Gönner in die Pinakothek begleiten, um dort die verschiedenen Bilder mit ihm durchzugehen und ihm interessante Züge aus dem Leben jedes Meisters, der sich hier durch ein Werk seiner Hand verewigt, zu erzählen.

Sylvius gefiel sich darin, bei solchen Gelegenheiten seinem schwachköpfigen Mäcen Märchen anzuheften, Lügen vorzuschwatzen und ihm auf diese Weise einen ganzen Wald von Bären anzuhängen. Nur dann und wann erzählte er ihm auch einen Zug, der nicht erlogen war.

„Hier," sagte der Cicerone zu seinem Schüler, als sie sich wieder in der Bildergallerie befanden, „hier sehen Sie ein Bild des berühmten Giulio Romano, eines der ersten Meister der römischen Schule: Simson, der mit dem Eselskinnbacken die Philister erschlägt."

„Wer darunter ist denn der Simson?"

„Der kleine häßliche Kerl mit den Widderhörnern und den Bocksfüßen."

„Und wo hat er denn seinen Eselskinnbacken?"

„Ei, sehen Sie denn nicht das Instrument in seiner Hand?"

„I, das ist ja eine Flöte."

„Ganz recht. Zu Simson's Zeiten wurden aber die Flöten Eselskinnbacken genannt."

„Und warum denn?"

„Weil ein Esel eine Flöte einst an seine Backen gelegt, im Wahne, daß auch er darauf spielen könne.“

„Simson hat also die Philister mit einer Flöte erschlagen?“

„Nicht eigentlich erschlagen, sondern blos fortgejagt, denn als er die Flöte zu blasen angefangen hatte, ergriffen sie die Flucht, was ihnen Niemand verdenken kann. — Dies hier ist ein Bild des großen Leonardo da Vinci, des Oberhauptes der florentinischen Schule, einer jener Maler, die am langsamsten gearbeitet haben. Vier ganzer Jahre hatte er an dem Bildniß der Joconde gemalt, wofür ihm König Franz I. von Frankreich blos viertausend Thaler bezahlt. Derselbe Meister hat auch die Belle Ferronière, die Geliebte jenes Königs gemalt, in dessen Armen Leonardo bald darauf gestorben ist, im Schloß zu Fontainebleau. Nicht selten brachte da Vinci Bänkelsänger und Possenreißer mit, um den Personen, die er abmalte, während des Sitzens die Langeweile zu vertreiben. — Diese Frauenfigur da ist Herodias, die Enkelin des großen Herodes, die Gemahlin ihres Onkels Herodes Philippus. Das Haupt, das sie in der Schüssel trägt, ließ sie dem heiligen Johannes abschlagen . . .“

„Warum denn?“

„Weil der gute Heilige sich in Dinge gemischt, die ihm nichts angingen: er war erboßt darüber, daß sie ihren Onkel und nicht ihn geheirathet hatte. Aus Rache ließ sie den abgeschlagenen Kopf ihren Gästen als Ragout auftragen.“

„Ein Kalbskopf mit Kren wär' mir lieber gewesen.“

„Mir auch, denn der Heilige soll sehr zäh gewesen sein. — Hier sehen Sie ein Bild von Michel Angelo Buonarotti, welcher nicht blos Maler, sondern auch Bildhauer, Baumeister und Poet gewesen ist. Nach dem Tode ließ ihn Pabst Pius IV. mit wahrhaft königlicher

Pracht begraben; bald darauf aber ward sein Leichnam auf Befehl Cosmo's von Medicis heimlich ausgegraben, unter Waarenballen nach Florenz geschafft und dort in der Kirche des heiligen Kreuzes beigesetzt. Er pflegte die Malerei „seine Frau" und seine Bilder „seine Kinder" zu nennen. Er diente zwei Kaisern, sieben Päbsten und fast allen Fürsten Italiens, und Cosmo de Medicis hatte solche Ehrfurcht vor ihm, daß er, wenn Michel Angelo mit ihm sprach, sein Haupt entblößte. — Dies ist die schöne Leda, die Geliebte des liederlichen Jupiters, der sich, ihr zu Liebe, in einen Schwan verwandelte und sie am Ufer des Eurotas, in dem sie sich gebadet hatte, dergestalt umarmte, daß das gute Kind, ohne es zu ahnen, bald darauf Mutter zweier Töchter, Helena und Klytemnestra, und zweier Söhne, Castor und Pollux, geworden war."

„Herr Gott, wer sich doch auch so in einen Schwan verwandeln könnte!" seufzte Herr Malztippel, der dabei an eine gewisse Person dachte, die ich im nächsten Capitel meinem Leser vorzustellen gezwungen sein werde.

„Dieselbe Schwanengeschichte hat auch Paul Veronese, Andreas del Sarto und Antonio Allegri da Correggio behandelt."

„Auch Sie müssen mir eine Leda und mich als Schwan malen. Ich zahle Ihnen dafür Alles, was Sie begehren."

„Wir wollen später unterhandeln! — Hier sehen Sie ein Bild des Maëstro Rosso, ein anderes Abenteuer jenes verliebten Gottes. Das junge Mädchen ist Danaë, die Tochter des Königs von Argos, der sie in einen Thurm eingesperrt hatte, weil ihm geweissagt worden war, daß sein Enkel ihm die Krone und das Leben rauben werde. Der verschmitzte Don Juan-Jupiter ließ sich in Gestalt eines Goldregens

zu ihr in den Kerker herab, worauf das gute Kind Mutter ward und den Perseus gebar."

„Dieser Jupiter muß ein verdammt gescheidter Kerl gewesen sein!"

„Er soll unter Anderm das Schießpulver und das Salvator=Bier, die Löwen=Pomade und die Buchdruckerkunst, die Hoffmannstropfen und die Dampfmaschinen erfunden haben. — Hier sehen Sie ein Bild von Paul Veronese. Jupiter ist hier als Stier verkleidet. Prinzessin Europa, die Tochter des Königs Agenor von Phönicien, die an diesem Ochsen Gefallen zu finden scheint, schmückt seine Hörner mit Guirlanden, streichelt und liebkos't ihn und setzt sich auf seinen Rücken. Der Stier entführt sie; sie geht mit ihm durchs Wasser; er bringt sie nach Creta.

„Hören Sie, Freund, dieses Bild gefällt mir noch besser als die Leda. Wissen Sie was? Malen Sie mir eine Europa und mich als einen Ochsen."

„Ich bürge für die Aehnlichkeit! — Dies hier ist ein Meisterwerk von Pietro Beretino da Cortona, von seinen Zeitgenossen „die Krone der Maler" genannt. Dieses Bild hatte Anfangs ein lachendes Kind dargestellt; durch einen einzigen Pinselstrich war es von ihm in ein weinendes verwandelt worden. Eben so schnell und auf dieselbe Weise soll er in Gegenwart des Großherzogs Ferdinand von Medicis ein weinendes Kind in ein lachendes umgeschaffen haben. Kurz vor seinem Tode vermachte er der Maler=Akademie in Rom ein Capital von hunderttausend Scudi."

„Das gefällt mir von diesem Mann!"

„Hier sehen Sie ein Bild des weltberühmten Tizian Vecelli, der fast alle Fürsten seiner Zeit, unter Andern auch König Franz I., den Sultan Soliman II. und Kaiser Karl V. gemalt hatte, Letztern

sogar dreimal, weßhalb der Kaiser gesagt haben soll: er habe durch Tizians Pinsel eine dreifache Unsterblichkeit erlangt. Als diesem großen Maler einst, während ihm der Kaiser saß, der Pinsel aus der Hand fiel, beeilte sich Karl V., diesen Pinsel aufzuheben und ihn dem Meister zurückzugeben, mit den Worten: »Ein Tizian verdient es, von einem Kaiser bedient zu werden.« Derselbe Fürst verlieh ihm 1552 zu Barcelona den Titel eines Pfalzgrafen, ernannte ihn zum Ritter des Jakobs-Orden und wies ihm eine Pension von fünftausend Kronen an. Heut zu Tage existirt kein Karl V."

„Aber auch kein Tizian," erwiderte Herr Malztippel.

„Diese Antwort müssen Sie irgendwo gelesen haben."

„Wieso?"

„Nun, Ihnen kann sie nicht eingefallen sein."

„Ich verstehe Sie nicht."

„Das glaube ich Ihnen. — Dieses Weib da, das ihre unverhüllten Reize im Spiegel begafft, ist Dame Venus, und der kleine Schelm, der ihr den Spiegel hält, ist Cupido."

„Was war denn diese Venus?"

„Choristin bei einem römischen Liebhaber-Theater."

„Und der kleine Cupido?"

„Souffleur bei derselben Bühne."

„Aber warum liefen damals die Leute beim Theater nackt herum?"

„Weil sie so wenig Gage bekamen, daß sie sich keine Kleider kaufen konnten."

„Gerade wie jetzt," brummte Malztippel, der das sehr genau zu wissen schien.

„Hier sehen Sie ein Bild des Giorgione, eines der ältesten und ausgezeichnetsten Maler der venetianischen Schule. Er ist von allen

Malern derjenige, der am besten die Farbe des menschlichen Fleisches getroffen hat. In seinem dreiunddreißigsten Jahre starb er aus Gram, weil einer seiner Freunde ihm seine Geliebte entführt hatte. Auf diesem Bilde halten sich Jakob und Rahel in liebeglühender Umarmung umschlungen. In diesem Jakob soll er sich und in dieser Rahel seine untreue Geliebte abgebildet haben."

„Ich kann es dieser Rahel gar nicht verdenken, daß sie mit einem Andern durchgegangen ist."

„Und warum?"

„Weil dieser Jakob viel zu alt für sie ist."

„Sie haben Recht. Alte Esel sollten sich niemals in junge Mädchen verlieben, sonst könnte es ihnen wie dem Meister dieses Bildes gehen."

„Wären Sie wohl auch im Stande, die Geliebte Ihres Freundes zu entführen?"

„Ei, wenn seine Rahel mir gefiele, ganz bestimmt."

„Hallunke!" murmelte Herr Malztippel leise in den Bart. „Was ist denn das für ein Bild?"

„Judith und Holophernes, gemalt von dem Florentiner Christofero Allori. Dame Judith hält in ihrer Hand das vom Rumpfe getrennte Haupt des Holofernes. Der Maler hat in diesem Kopfe seinen eigenen und in der schönen Judith seine grausame Geliebte Mazzafira, die ihn nicht erhören mochte, portraitirt. Mit diesem Gemälde wollte er andeuten, er habe durch sie seinen Kopf verloren."

„Die Weiber, die Weiber!" rief Herr Malztippel. „In der Regel erhören sie gerade den, den sie nicht erhören sollten. Kommen Sie, Freund, für heute habe ich genug gelernt."

3.

Herr Malztippel hatte unter andern Dummheiten auch die begangen, sich auf seine alten Tage in eine Liebschaft mit einem jungen Mädchen einzulassen, welches Peppi ** hieß und Choristin beim Münchener Hoftheater war.

Peppi, die einzige Tochter eines Portier's beim **schen Gesandten, war achtzehn Jahre alt gewesen, als sie durch den Einfluß des ersten Legationssecretärs ein Engagement beim Theater erhalten hatte. Eine jener brünetten Schönheiten, die durch feurige Augen und schwarze Brauen für Manchen etwas Unwiderstehliches haben, hatte sie sich bald von einem Schwarme alter und junger Anbeter umringt gesehen, von denen Jeder bei allen Heiligen des gregorianischen Kalenders ihr betheuerte, daß sie das schönste Mädchen von ganz München, die Perle des ganzen Chorpersonales sei. Einfältig genug, um diese werthlosen Spielmarken alltäglicher Schmeichelei für baare Goldmünzen zu halten, hatte sie sich von dem verlockenden Klange derselben bethören und verführen lassen, Versicherungen und Schwüren zu glauben, die bald gebrochen waren. Kaum zwei Jahre bei der Bühne, hatte sie bereits ein halbes Alphabet von Liebschaften durchgemacht. An die Stelle des Legationssecretärs war bald der jugendliche Held und Regisseur des Schauspiels getreten, der sie dadurch gekirrt, daß er ihr dann und wann eine kleine Rolle zugedacht. Dem Regisseur war ein junger Theater-Recensent gefolgt, der ihr in einem Winkelblatte unbändigen Weihrauch gestreut und das Prognosticon gestellt hatte, sie würde bald eine der berühmtesten Künstlerinnen Deutschlands werden; der Theater-Recensent war von einem Officier, der Officier von einem Studenten und der Student von einem Handlungsreisenden verdrängt worden. Durch den Letztern hatte sie end-

lich die Bekanntschaft des Herrn Malztippel gemacht, der den gänzlichen Mangel an Liebenswürdigkeit durch eine ewig volle Börse zu ersetzen suchte. Geschmeichelt durch das Bewußtsein, eine Liebschaft beim Theater zu haben, überhäufte er sie täglich mit neuen Geschenken, kaufte ihr jedes Kleid, jeden Hut, der ihr gefiel, schenkte ihr Ketten, Ringe, Armbänder, fuhr täglich mit ihr aufs Land und schonte mit einem Worte kein Geld, um endlich einen Eindruck auf ihr Herz zu machen. Peppi aber, allmälig klüger geworden, war trotz all' dieser Aufmerksamkeiten kalt und unempfindlich gegen ihn geblieben. Malztippels vierundzwanzigpfündige Seufzer hatten sich machtlos am Harnisch ihrer Gleichgiltigkeit gebrochen; er selbst hatte bereits allen Appetit verloren und zu verzweifeln angefangen, als Peppi ihm endlich den ersten Kuß erlaubte. Die Wonne des guten Bierbrauers läßt sich nur empfinden, aber nicht beschreiben. Er sank zu ihren Füßen nieder, küßte ihre Schuhe, benetzte ihren durchbrochenen Strumpf mit Thränen der Freude und war ganz närrisch vor Wonne.

„Peppi!" rief er, „himmlischschöne Peppi, tritt mich mit Füßen, mache mit mir, was Du willst, aber werde mein Weib!"

Das eben war es, was Peppi haben wollte. Sie war nach und nach zur Einsicht gelangt, daß beim Courmachenlassen nichts herauskomme, und daß es klüger sei, sich bei Zeiten um einen Mann umzusehen. Und dieser Malztippel schien ihr gerade der Rechte zu sein.

„Er ist alt und dumm," sagte sie zu sich selbst, „ich kann mit ihm machen, was ich will; ich bin arm, er hat Geld; ich werde ihn heirathen."

„Sprich, Peppi," rief der zu ihren Füßen vor Wonne zerfließende Bierbrauer, „kannst Du, willst Du mich erhören?"

„Wir wollen uns die Sache überlegen," sagte Peppi und gestattete ihm seit jenem Augenblick täglich beim Kommen und beim Gehen einen Kuß.

4.

So standen die Sachen, als Herr Malztippel plötzlich auf den dummen Einfall gerathen war, den jungen Maler in das Geheimniß seines Herzens einzuweihen und ihn bald darauf bei Peppi einzuführen, um sie als Prinzessin Europa, sich selbst aber als Stier malen zu lassen.

„Ich stelle Dir hier, liebe Peppi, meinen Freund Sylvius, einen der ausgezeichnetsten Maler unseres Jahrhunderts vor. Dies, lieber Sylvius, ist meine reizende Braut, von deren Schönheit und Liebenswürdigkeit ich Ihnen bereits Alles, was ich weiß, erzählt habe."

„Mein Fräulein," sagte Sylvius, „ich war in der That sehr gespannt, die Bekanntschaft einer Dame zu machen, deren Schönheit mein Freund Malztippel wahrlich nicht zu viel gerühmt hat; ich habe Sie mir schön, sehr schön vorgestellt, bekenne jedoch, daß Sie meine höchsten Erwartungen bei Weitem übertroffen haben."

„Sie sind in der That zu galant, mein Herr," erwiderte Peppi, deren Ohr an Schmeicheleien so plumper Art schon dergestalt gewöhnt war, daß das Unanständige derselben ihr gar nicht mehr auffiel. „Wollen Sie nicht Platz nehmen?" fragte sie ihn mit einer Miene, der man's ansah, daß der erste Eindruck, den der Maler auf ihr Herz gemacht, ein sehr günstiger war.

„Freund Malztippel," sagte Sylvius, sich nonchalant aufs Sopha setzend, „hat mir den schmeichelhaften Auftrag ertheilt, sowohl Sie als auch ihn zu malen, Sie als Prinzessin Europa, ihn als Stier . . ."

„Aber Malztippel, wie kann man denn so dumm sein, sich als Stier malen zu lassen!“

„Das verstehst Du nicht, liebes Kind. Wenn selbst ein Gott wie Jupiter es nicht unter seiner Würde hielt, sich als jungen Ochsen malen zu lassen, so sehe ich nicht ein, weßhalb ich mich daran stoßen soll? Das Bild, das ich neulich in der Gallerie gesehen, hat mir so außerordentlich gefallen, daß ich meinen Freund Sylvius ersucht habe, ein Aehnliches für meine Sammlung zu malen.“

„Sie würden sich als Prinzessin gewiß sehr gut ausnehmen,“ meinte Sylvius.

„Und Malztippel als Stier? Ist das nicht zu Todtlachen? Aber meinetwegen, ich habe nichts dagegen.“

„Ist es erlaubt zu fragen, zu welchen Stunden des Tages ich Sie am wenigsten störe?“

„Sie stören mich niemals,“ gab ihm Peppi zur Antwort. „Blos Abends bin ich im Theater beschäftigt.“

„Ich werde Sie also des Morgens besuchen.“

„Aber nicht zu früh, wenn ich bitten darf,“ sagte Malztippel, „denn meine Braut pflegt in der Regel erst nach Neun aufzustehen.“

„Ich werde mich also täglich um zehn Uhr einstellen.“

„Täglich?“ wiederholte Herr Malztippel mit verdrießlicher Miene.

„Nun ja, damit ich früher mit dem Bilde fertig werde.“

„Sie brauchen sich gar nicht zu übereilen; es hat durchaus nichts zu sagen, wenn das Bild erst in Jahr und Tag fertig wird.“

„Dann bedanke ich mich dafür!“ erwiderte Peppi mit etwas trotzigem Tone.

„Sei nur nicht böse, liebes Kind, es kommt ja ganz auf Dich an.“

„Nun gut, dann wünsche ich, daß Herr Sylvius schon morgen anfange und mich täglich besuche, damit ich Sie bald als Stier bewundern kann," sagte Peppi und fing darüber so herzlich zu lachen an, daß der Maler mitlachen mußte.

„Ich begreife nicht, wie Jemand darüber lachen kann," meinte Herr Malztippel. „Ist denn ein Stier etwas Unanständiges?"

„Gott behüte!" sagte Sylvius. „Ich lache nur, weil Fräulein Peppi lacht."

„Und warum lacht Fräulein Peppi?"

„Ich lache nur, weil Herr Sylvius lacht. Sie kommen also morgen?" fragte sie den Maler.

„Punct Elf!"

„Ich werde Sie begleiten, lieber Sylvius."

„Vorläufig brauchen wir Sie noch nicht; denn erst male ich die Prinzessin und dann erst den Stier."

„Ich kann aber doch meiner Braut Gesellschaft leisten?"

„Meinetwegen," sagte Peppi. „Nun aber muß ich in die Probe, meine Herren."

„Ich begleite Dich, liebe Peppi."

„Das sollte mir fehlen; nein, nein, ich gehe allein."

„Nun denn, so kommen Sie, Sylvius," sagte Malztippel.

„Leben Sie wohl, Fräulein."

„Auf Wiedersehen, Herr Sylvius."

Beide entfernten sich. Bald darauf ging auch Fräulein Peppi.

5.

Seit jenem Tage besuchte unser Maler jeden Morgen die junge, pfiffige Braut seines alten, dummen Freundes. Malztippel gebrauchte immer die Vorsicht, sie niemals allein zu lassen. Während der ersten Sitzung hatte er, um sich die Langeweile zu vertreiben, eine Cigarre geraucht; Peppi aber hatte ihm dies ein für alle Mal verboten, weil sie, wie sie sagte, den Tabackrauch nicht vertragen könne. Gewohnt, dem leisesten Winke Peppi's zu gehorchen, hatte er seitdem nicht mehr zu rauchen gewagt und sich damit begnügt, ein stummer Zuschauer des Malers zu sein.

Als aber eines Morgens ein unabweisbares Bedürfniß ihn hinaus in den Vorsaal trieb, warfen Sylvius die Palette und Peppi das Stickbrett bei Seite, liefen auf einander zu, umarmten und küßten sich.

„Peppi!" rief der Maler.

„Sylvius!" rief die Braut.

Und in diesen beiden Worten lag Alles, was sie sich in diesem Augenblick zu sagen hatten; dann folgte Kuß auf Kuß. Als sie bald darauf Malztippels Schritte hörten, nahmen sie wieder ihren vorigen Platz ein und die Miene an, als ob sie ihn gar nicht verlassen hätten. Als Othello-Malztippel eintrat, fand er den Maler so ruhig, als ob nicht das Geringste vorgefallen wäre, an der Staffelei und Peppi trällernd am Stickbrett.

„Du bist heute recht vergnügt, liebes Kind," sagte der Bierbrauer, seine Weste zuknöpfend.

„Warum?" fragte Peppi mit der gleichgiltigsten aller Mienen.

„Du singst, liebes Kind."

„Ja, warum soll ich denn nicht singen?"

„Ei, was ist denn das für ein schwarzer Streif auf der Stirn?" fragte der eifersüchtige Bräutigam.

„Ein schwarzer Streif?" wiederholte Peppi und lief zum Spiegel hin. Das kommt . . ."

„Von der Wolle her," fügte Sylvius hinzu.

„Ganz recht, die schwarze Wolle färbt ab."

„Also Wolle? Von der Ferne betrachtet sieht dieser Streif wie von schwarzer Tusche aus."

„Ich möchte wissen, wie ich zu Tusche käme," sagte Peppi.

„Sei nur nicht böse, liebes Kind; irren ist menschlich."

Malztippel hatte sich in der That geirrt; es war nicht Tusche, sondern Bart-Pomade, die ihre Spur von den Lippen des Malers auf Peppi's Elfenbein-Stirn zurückgelassen hatte.

„Wann denken Sie mit dem Bilde fertig zu werden?" fragte er den Maler.

„In drei bis vier Monaten."

„Nicht früher?"

„Ei, Herr Malztippel, warum wollen Sie ihn denn übereilen?"

„Er malt schon sechs Wochen daran und ich sehe noch nichts, als ein Paar elende Wolken am Himmel und ein Paar Blumen auf der Erde."

„Gemälde dieser Art wollen überdacht sein. Balthasar Denner arbeitete zwanzig Jahre an einem alten Weibe.

„Meine Braut ist aber kein altes Weib."

„Stören Sie doch Ihren Freund nicht," befahl Peppi.

Eine Woche war wieder vergangen und Sylvius noch nicht weiter gekommen. Die Gegenwart des Herrn Malztippel war ihm von Tage zu Tage lästiger geworden, und so kam es, daß er auf ein Mittel

kann, ihn, wenn auch nur auf wenige Minuten, aus seiner Nähe zu verbannen. Für zwei junge Leute, die sich lieben, ist nichts unerträglicher, als ein Dritter, der noch obendrein ein Recht zu haben glaubt, eifersüchtig zu sein.

Eines Morgens kam Sylvius auf den Einfall, in das Frühstück seines Gönners ein harmloses Pülverchen zu schütten, das diesen in die unangenehme Nothwendigkeit versetzte, öfter als gewöhnlich einen Ort aufzusuchen, den man bei gesundem Zustande täglich nur einmal betritt.

Als sich Beide zu Peppi begaben, verspürte Malztippel bald darauf die Wirkung dieser Medicin, und wie groß Anfangs auch die Mühe war, die er anwendete, diesem Schach zu widerstehen ... es half nichts.

„Ach, Peppi," sagte der Maler, als sie wieder allein waren, „ich habe so Vieles auf dem Herzen, was ich Ihnen sagen möchte, wir sind aber noch nie allein, ohne Zeugen, gewesen. Nachmittags fahren Sie mit ihm spazieren, Abends sind Sie im Theater und nach dem Theater..."

„Seufzt mir Ihr Freund die Ohren voll, daß ich ihn heirathen soll."

„Und wollen Sie denn das wirklich thun?"

„Ich schwanke noch immer. Mein Herz sagt: Nein! mein Verstand sagt: Ja!"

„Und werden Sie dem Herzen oder dem Verstande folgen?"

„Ich weiß es selbst noch nicht."

„Ach, Peppi, folgen Sie der Stimme des Herzens; bedenken Sie, wie alt, wie dumm er ist . . ."

„Diese Eigenschaften eben könnten mich bewegen, der Stimme des Verstandes Gehör zu geben."

„Thun Sie das nicht, Peppi, er ist verteufelt gesund und könnte Ihnen den Possen spielen, noch zwanzig Jahre zu leben."

„Das würde mich freilich in Verzweiflung bringen . . ."

„Sie sind jung, Sie sind schön und gefühlvoll . . . heirathen Sie ihn nicht. Nur einmal, Peppi, möchte ich ein halbes Stündchen mit Ihnen allein sein, um Ihnen sagen zu können . . .“

Da trat wieder der vertrakte Malztippel ein und Peppi begann wieder zu trällern und Sylvius wieder zu malen.

„S' ist doch recht komisch,“ meinte unser Ex-Bierbrauer.

„Was ist komisch?“ fragte seine Braut.

„Daß Du immer trällerst, wenn ich ins Zimmer trete.“

„Ei, wollen Sie mir denn auch das Trällern verbieten?“

„Gott bewahre, liebes Kind. Trällere so oft es Dir gefällt. Aber hören Sie, Freund Sylvius, wenn Sie so langsam fortmalen, so werden Sie am Tage des jüngsten Gerichtes noch nicht fertig sein.“

„Ich habe Ihnen schon einmal gesagt, daß sich Bilder dieser Art nicht über's Knie brechen lassen. Auch mag ich es nicht leiden, wenn mir Jemand fortwährend auf die Hand sieht.“

„Mir geht's beim Sticken eben so,“ sagte Peppi.

„Ich wäre, wenn Sie uns allein gelassen hätten, gewiß schon viel weiter . . .“

„Das glaub' auch ich,“ meinte die Braut.

„Ich störe Euch doch nicht im Geringsten; ich sitze hier auf dem Sopha, lese den hundertjährigen Kalender und begreife nicht, wie ich daran Schuld sein kann, daß Sie nicht weiter kommen. In den letzten acht Tagen haben Sie weiter nichts, als ein Paar Hörner gemalt.“

„Aber was für Hörner,“ meinte Peppi.

„Schöne, große, superbe Hörner, da fehlt aber noch gar viel.“

„Nur Geduld,“ sagte Sylvius.

„Ich möchte des Teufels werden!“ fluchte der Eifersüchtige, der sich abermals genöthigt sah, die beiden Leutchen zu verlassen.

„Dank dem Himmel, daß wir wieder allein sind,“ sagte der Maler. „Ach, Peppi, nur ein kleines Viertelstündchen möchte ich mit Ihnen allein sein, um Ihnen sagen zu können, was ich für Sie fühle.“

„Ei, was fühlen Sie denn für mich?“ fragte Peppi übernaiv.

„Liebe, unaussprechliche Liebe!“

„Sie scherzen, Sylvius.“

„Der Teufel soll mich holen, wenn ich lüge. Ach, Peppi, ich kann Ihnen gar nicht beschreiben, wie unendlich ich Sie liebe. Ich kann nicht athmen, kann nicht leben ohne Sie. Das Feuer Ihrer Schelmenaugen hat mein Herz in Brand gesteckt.“

„Soll ich meinen Bräutigam rufen, um das Feuer zu löschen?“

„Keine Macht und Spritze der ganzen Welt kann dieses Feuer dämpfen. Ach, Peppi, könnte ich nur einmal so glücklich sein, Sie an mein Herz zu drücken.“

„Aber bedenken Sie doch, daß ich einen Bräutigam habe!“

„Was kümmert mich der alte Esel.“

„Still, ich höre ihn kommen!“

„Was habt Ihr denn immer so heimlich mit einander zu wispern, wenn ich draußen bin?“ fragte der eintretende Bräutigam.

„Ich glaube gar, man ist eifersüchtig,“ sagte Peppi.

„Und habe ich nicht etwa ein Recht dazu?“

„Nein, das haben Sie nicht!“

„Bist Du nicht meine Braut? Bin ich nicht Dein Bräutigam?“

„Ei, wenn Sie mich ärgerlich machen, dann werde ich auf das Vergnügen, solch einen eifersüchtigen Bräutigam zu besitzen, bald Ver-

zicht leisten und Sie bitten müssen, sich gelegentlich um eine andere Braut umzusehen."

„Peppi, ist das Dein Ernst?"

„Ja, Herr Malztippel. Ihre Eifersucht beleidigt mich."

„Ich bin ja gar nicht eifersüchtig, liebes Kind. Himmel Donnerwetter!"

„Mein Gott, weshalb fluchen Sie denn so?" fragte Peppi.

„Ach, Engel, wenn Du wüßtest, was ich leide," sagte Malztippel, zum dritten Male gezwungen, das Zimmer zu verlassen.

„Ach, Peppi," begann wiederum Sylvius, „wenn in Ihrem Herzen auch nur ein Funke von Mitleid glüht, wenn ich Ihnen nicht ganz gleichgültig bin, dann werden Sie mich erhören und mir versprechen, den alten Esel nicht zu heirathen."

„Ich sage nicht Ja und sage nicht Nein."

„Peppi, wenn Ihr Herz nicht von Stein ist, so werden Sie mir eine Bitte gewähren, die ich schon lange auf dem Herzen trage."

„Und wie lautet diese Bitte?"

„Darf ich Sie heute Abend nach dem Theater besuchen?"

„Heute nicht, Sylvius."

„Warum nicht, Peppi?"

„Heute habe ich . . ."

„Was hast Du heute, liebes Kind?" fragte Malztippel, der so eben zurückgekehrt war.

„Lange genug gesessen," sagte Peppi; „ich bin jetzt müde; aber morgen erwarte ich Sie."

Mehr brauchte Sylvius nicht zu wissen.

6.

Am andern Abend tappte Sylvius, in einen Carbonari gehüllt, zwischen Elf und Zwölf die drei dunkeln Treppen zur Braut seines Freundes hinauf.

Auf der zweiten Stiege rannten im Dunkeln zwei Köpfe an einander.

„Wer da!“ schrieen Beide.

Es wird Leser geben, welche vermuthen werden, daß hier der Nebenbuhler mit dem Bräutigam, welcher bis dahin auf der Lauer gelegen hat, zusammen getroffen sei. Es thut mir leid, diese Leser aus ihrem Irrthum zu reißen, denn es war nicht Herr Malztippel, sondern ein furchtsamer Kleidermacher-Gehilfe, der mit der beherzten Peppi auf einem Flure zu wohnen das Glück hatte und eben im Begriff war, eine Treppe hinabzusteigen, um dort mit einem jener dienstbaren Geister, die man im gewöhnlichen Leben Köchinnen zu nennen pflegt, eine vertrauliche Schäferstunde zu feiern.

Da Einer vor dem Andern zurückschreckte, schrieen Beide noch einmal:

„Wer da!“

Als Sylvius an dem Klang der Stimme erkannte, daß seine Befürchtung, mit Malztippel zusammengestoßen zu sein, ungegründet gewesen sei, faßte er Muth und sprach:

„Ich bin der Requisiteur des Theaters und habe eine Treppe höher eine Rolle abzugeben. Darf ich nun auch wissen, wer Sie sind?“

„Ich bin Damenschneider und habe eine Treppe tiefer noch Maaß zu nehmen.“

„Jetzt, um Mitternacht?“ fragte der Maler.

„Ich habe mich etwas verspätigt,“ sagte der Schneider.

„Da geht es Ihnen gerade wie mir,“ erwiderte Sylvius.

Beide wünschten sich darauf: Gute Nacht. Der Maler stieg eine Treppe hinauf, der Schneider eine Treppe hinunter.

Unten auf der Straße nachtwandelte ein Student, der mit Bayerschem Bierbaß das von Usteri gedichtete und von Hans Nägeli in Musik gesetzte Lied sang:

„Freut Euch des Lebens,
Weil noch das Lämpchen glüht;
Pflücket die Rose,
So lang' sie noch blüht."

7.

Wunderbar! In einer Stunde traulichen Alleinseins waren die Liebenden bereits so weit gekommen, daß sie Du zu einander sagten, Ein Herz und Eine Seele waren, sich ewige Liebe und — wenn ich recht gehört habe — auch ewige Treue gelobten.

Der Jesuit Raynaud hielt einst sieben Predigten über den Buchstaben O; ich bin zwar kein Jesuit, wäre aber im Stande, siebenmalsieben Predigten über den Buchstaben W. zu halten. Meine erste Predigt zöge gegen die Weiber zu Felde: ich würde damit anfangen, was Petrarca von ihnen gesagt: „**Mulieres angeli sunt accessu, daemones in domo, picae in porta et caprae in horto**" und würde damit schließen, was Pater Abraham a Sancta Clara von ihnen behauptet hat: „**Angelus penna, voce Gehenna.**" Ein anderer Geistlicher hielt über den Text: „**Foeminae sunt viscarium diaboli**" (die Weiber sind des Teufels Leimruthen) eine Predigt, die **1615** zu Straßburg erschienen, und noch heut zu Tage sehr erbaulich ist. Guy-Patin pflegte seinem Schöpfer täglich zu danken, daß er keinen Pfaffen, keinen

Juden und keine Frau aus ihm gemacht. Auch ich möchte um keinen Preis der Erde eine Frau sein, und zwar darum nicht, weil ihr nur zwei Wege offen stehen: betrügen oder betrogen werden.

Peppi gehörte zu jenen Frauen, die es vorziehen, den ersten Weg einzuschlagen. Nach anderthalb Stunden war sie entschlossen, sich vom jungen Maler entführen zu lassen.

„Wir gehen nach Italien, Peppi."

„Dort heirathen wir uns . . ."

„Auf der Stelle!"

„Wo aber, Sylvius, nehmen wir Geld zur Reise her?"

„Das muß Malztippel geben."

„Er wird das bleiben lassen."

„Dafür, liebes Kind, lasse mich sorgen. Ich habe bereits einen Plan entworfen, einen Plan, der unmöglich fehlschlagen kann.

„Du irrst, Sylvius!"

„Wallenstein kennt seine Pappenheimer und Sylvius seinen Malztippel: morgen erhalten wir Geld von ihm und übermorgen entfliehen wir."

„Herrlich, herrlich!" rief Peppi außer sich vor Freude und herzte und küßte den Maler mit einem über alle Beschreibung erhabenen Enthusiasmus.

8.

Am andern Morgen begab sich Sylvius in aller Frühe zu einem Bilder-Trödler und kaufte dort für einen halben Kronenthaler zwei uralte Bilder, von denen das Eine ein Knie-, das andere ein Viehstück war. Dann eilte er zu Malztippel.

„Gratuliren Sie mir," sagte Sylvius.

„Wozu, lieber Freund?"

„Sie sehen in mir den Glücklichsten auf Gottes Erdboden!"

„Haben Sie eine Quaterne erwischt?"

„O mehr als das: ich habe einen Schatz gefunden."

„Was für einen Schatz?"

„Einen Schatz, der nicht mit Gold aufzuwiegen ist, einen Schatz, um den ganz Europa mich beneiden wird! Jauchzen, jubeln Sie mit mir; heute Morgen hat mich der Zufall an einer Trödlerbude vorübergeführt, in der ich zwei Bilder gekauft, die unter Brüdern vierzigtausend Gulden werth sind."

„Und wo haben Sie diese Bilder?"

„Draußen im Vorzimmer; sogleich will ich sie holen."

Er lief hinaus und kam bald darauf mit den beiden Scharteken zurück.

„Von wem sind diese Bilder?"

„Das da ist ein Balthasar Dennner," sagte Sylvius, auf das Kniestück zeigend.

„Ein Denner sagen Sie? I das ist ja ein altes Weib!"

„Nun ja, ein altes Weib, gemalt von dem berühmten Portraitmaler Denner, derselbe Frauenkopf, wofür ihm Kaiser Karl V. einst sechstausend Gulden gezahlt, derselbe Frauenkopf, den der Kaiser in einem Zimmer aufgehangen, zu dem er allein den Schlüssel hatte."

„Ein herrliches Bild!" rief Malztippel, von Wonne durchrieselt. „Und das Andere?"

„Ist ein Viehstück von Philipp Wouvermans, dem größten Meister der niederländischen Schule. Dieses Pferd ist das schönste, das wir seit Erschaffung der Welt bis zur heutigen Stunde einem Maler-

pinsel zu verdanken haben. Dieses Pferd ist so täuschend, so lebendig-wahr, daß man das Stampfen seiner Hufe zu hören, das Fliegen seiner Mähnen zu sehen glaubt. Sehen Sie nur, wie es stampft, hören Sie nur, wie es wiehert! Zwanzig Jahre meines Lebens, hätte ich dieses Roß gemalt!"

„Sie haben Recht, Sylvius. Solch ein Meisterwerk hab' ich noch nie gesehen!"

„Ich will nun gleich zum Director der Bildergallerie, will ihm die beiden Meisterwerke zeigen und sie . . ."

„Wohl gar verkaufen?" fragte Malztippel.

„Ei freilich, jedoch nur dann, wenn er mir giebt, was ich dafür begehre."

„Und wie viel verlangen Sie?"

„Fünftausend Gulden! Dieses alte Weib allein ist das Doppelte werth," sagte Sylvius und that, als ob er gehen wollte.

„Eilen Sie nicht so! Unser Einer hat ja auch Geschmack . . . Unser Einer hat ja auch Geld. Dreitausend Gulden gebe ich Ihnen für die Bilder."

„Das glaube ich Ihnen; so viel giebt mir jeder Blinder dafür."

„Ich lege, wenns sein muß, auch noch fünfhundert Gulden zu..."

„Leben Sie wohl, Herr Malztippel."

„So bleiben Sie doch, die Gallerie kann Ihnen nicht davonlaufen . . . ich gebe Ihnen viertausend Gulden . . ."

„Auf Wiedersehen, Herr Malztippel."

„Bleiben Sie, bleiben Sie; bin ich einmal so weit gegangen, so gehe ich auch noch weiter und bin capable, Ihnen fünftausend Gulden zu bezahlen . . ."

„Aber wann?“

„In zwei Monaten.“

„Leben Sie wohl, Herr Malztippel.“

„In vier Wochen also?“

„Ich brauche mein Geld jetzt gleich . . . wenn Sie also nicht bei Casse sind . . .“

„Die Hälfte gleich und die andere in vierzehn Tagen . . .“

„Auf Wiedersehen, Herr Malztippel.“

„Sie sind ja noch schlimmer, als ein Jude! Warten Sie, Sie sollen gleich das Geld erhalten.“

Malztippel ging ins andere Zimmer, öffnete dort seine Geldtruhe, holte fünf Säcke, jeden zu tausend Gulden, heraus und warf Einen nach dem Andern dem Maler vor die Füße hin:

„Da haben Sie Ihr Geld; nun machen Sie aber, daß Sie fortkommen: Sie sind ein undankbarer Mensch, ein Blutsauger, ein Vampyr!“

„Herr, wenn Sie mich böse machen, dann werfe ich Ihnen das Geld vor die Füße und begehre von Ihnen meine beiden Meisterwerke zurück.“

„Ach, Sylvius, ich spaße ja nur. Nehmen Sie Ihr Geld und bleiben Sie mein Freund.“

„Verlassen Sie sich darauf,“ sagte der Schelm, raffte die Säcke auf und machte, daß er fortkam.

9.

Drei Stunden später befanden sich Sylvius und Peppi auf dem Wege nach Augsburg.

Gegen Abend erhielt Malztippel ein Billet von der Stadtpost. Im Couvert lag aber nichts, als eine gedruckte Karte mit der Anzeige:

Als Verlobte empfehlen sich:

Peppi O....
Sylvius W......

Malztippel wollte kaum seinen Augen trauen. Er glaubte Anfangs, nur zu träumen und trat sich vorsätzlich auf das eine seiner ehrwürdigen Hühneraugen, um sich durch Schmerzempfindung Gewißheit zu verschaffen, daß er sich in wachem Zustande befinde.

Dann rannte er wüthend in die Wohnung seiner ci-devant Braut. Doch schon unten an der Treppe vernahm er die Hiobspost: Peppi sei mit ihrem neuen Bräutigam nach Italien gereis't.

„O, die Natter!" rief Herr Malztippel mit einer Wuth, die ihn noch viel lächerlicher als gewöhnlich machte. „Die Schlange! Der Schurke!" schrie der betrogene Bräutigam und riß sich im Zorne von seinem nagelneuen Rocke einen Knopf nach dem Andern ab. „O, ich Esel!" sagte er dann und hätte, wenn es möglich gewesen wäre, sich selbst mit Füßen treten mögen. „Also darum habe ich dieser Katze so viel Hüte, so viel Kleider, so viel Pretiosen geschenkt; also darum habe ich diesen Schurken so gastfreundlich in mein Haus genommen, dieses Krokodil so lange an meinem Busen genährt, damit er mir meine Peppi entführen kann. Und ich Maulesel habe noch dazu fünftausend Gulden hergegeben und die Reisekosten bezahlen müssen! Ich möchte mir alle Haare ausraufen!"

Glücklicher Weise besann er sich, daß dies unmöglich sei, weil er schon seit Jahren eine Perücke trug.

Die ersten acht Tage rannte er wie ein wüthender Eber herum; dann aber tröstete er sich mit den beiden Kunstwerken, für die er zwar viel Geld bezahlt, die aber stündlich ihm mehr Freude machten.

„Dieser göttliche Denner, dieser himmlische Wouvermans sind mir lieber, als alle Peppi's der Erde!"

Der Glückliche! Noch bis zur jetzigen Stunde glaubt er in den beiden Bildern, für die sein Freund Sylvius eine halbe Krone bezahlt unbezahlbare Kunstschätze zu besitzen!

Der Glaube, guter Leser, macht selig.

XII.

Rosberry.

1.

„Das ist der Fluch der bösen That, daß sie
Fortzeugend Böses muß gebären."

Schiller.

Noch vor einigen Jahren lebte zu London ein berühmter Arzt und Anatom, Thomas O'Faryll, der einzige Sohn eines armen Dorfpfarrers, welcher des Knaben ersten Unterricht bis zum achtzehnten Jahre selbst geleitet und ihn dann, mit Aufopferung seiner letzten Mittel, nach der Hauptstadt gebracht hatte, um ihn auf der dortigen Universität die Arzeneikunde, die er sich zu seinem künftigen Lebensberufe auserwählt, studiren zu lassen. Der junge Mann, von der Natur mit ungewöhnlichen Geistesfähigkeiten ausgerüstet und mit allen Mitteln zu gefallen begabt, war so glücklich gewesen, sich in kurzer Zeit die Achtung seiner Lehrer und die Liebe seiner Kameraden zu erwerben. Der fähigste und fleißigste aller Studenten, hatte er im zweiten Jahre seines Universitätsbesuchs einen von der medicinischen Facultät ausgeschriebenen Preis für die

gediegenste Abhandlung über die vergleichende Zergliederungskunde gewonnen und schon dadurch zu schönen Hoffnungen berechtigt, Hoffnungen, die sich später auch verwirklicht, denn nachdem er seine Examina abgelegt und als practischer Arzt aufgetreten war, hatte er sich in der Anatomie, die sein Lieblingsstudium geworden war, schnell einen so ausgebreiteten Ruf errungen, daß er bald für den größten Morphologen der drei vereinigten Königreiche galt.

Schon als Student hatte er auf einem Balle die Bekanntschaft der Miß Mac-Morris, der Tochter eines der reichsten und angesehensten Rechtsgelehrten Londons gemacht. Lucy, damals noch nicht sechszehn Jahre alt, war eine Schönheit ersten Ranges: große, mandelförmig geschnittene Augen, auf deren milchbläulichem Grunde zwei blaue Blumensterne schwammen, in deren Kelch sich Sonnenglanz mit Mondenschmelz vereinigten, um Flammen auszustrahlen, in die Niemand hineinschauen konnte, ohne davon geblendet und durchströmt zu werden; eine lange, schmale Nase, wie man sie an den Büsten griechischer Frauenköpfe bewundert; ein kleiner, knospenartig aufgesprungener Mund, auf dessen Lippen ein anmuthig-stolzes Lächeln lagerte, ein kleines, reizendschön geformtes Ohr, eine apfelrunde Brust und ein üppig gewölbter Nacken, auf dem ein durchsichtiges Weiß ausgegossen lag, beschattet von hellblondem Haare — dies Alles zusammen bildete ein Bouquet von Reizen, das Aller Augen fesselte, Aller Sinne sich bemeisterte, und, gleich einer magischen Erscheinung, Aller Herzen mit unwiderstehlichem Liebeszauber erfüllte.

Zu den Trabanten, die diese Sonne umkreis'ten, hatte auch der junge O'Faryll gehört, der, angezogen von den Strahlen ihrer blendenden Schönheit, um ihr Herz, um ihre Hand zu werben gewagt. Die Liebe, jene geheimnißvolle Muschel, welche in ihrem Innern die

Perle birgt, die wir Poesie nennen, hatte aus ihm einen Dichter gemacht: durch Lieder, welche die Allgewalt ihrer Reize priesen, hatte er sich einen Weg zu ihrem Herzen gebahnt; er war ihr werth, er war ihr lieb geworden; sie hatte ihn bevorzugt, sie hatte ihn ausgezeichnet vor allen Uebrigen, die der Macht ihrer Schönheit gehuldigt. Sein männlicher Ernst, sein funkensprühender Geist, sein tiefsinniges Gemüth hatte allmälig ihre Kälte besiegt, ihren jungfräulichen Stolz überwunden und ihm ihre Neigung zugewendet. Damals war Niemand glücklicher als er.

Aber die Liebe der meisten Frauen ist leider nichts Anderes als eine luftige Seifenblase, die der leiseste Hauch zertrümmern kann, ein veränderliches Nebelbild, das, von einem einzigen Sonnenstrahl durchzuckt, eine andere Form, eine andere Richtung annimmt und schnell in ein Nichts zerfließt.

Ganz unerwartet hatte der Sohn eines der reichsten Peer's Alt-Englands, der einzige Erbe eines unermeßlichen Vermögens und eines weltberühmten Namens, um Lucy's Hand angehalten und die Einwilligung ihres Vaters gleichsam im Sturm erobert.

„Liebes Kind, hatte Mac-Morris zu seiner Tochter gesagt, „Du hast nun zu wählen zwischen einem armen Mediciner und einem reichen Lord, zwischen einem unbekannten und einem weltberühmten Namen. Beide sind gleich jung, gleich liebenswürdig, der Eine aber hat Dir nichts zu bieten als sein Herz, während der Andere Dir Glanz und Reichthum zu Füßen legt. Ich selbst will Deinem Herzen keinen Zwang anlegen und Deiner Neigung ganz den freien Willen lassen; aber nach Verlauf von acht Tagen mußt Du Dich für Einen von Beiden entschieden haben. Wähle nun, ob Du das unbedeutende Weib eines unbemittelten Arztes, und als solches einer ungewissen Zukunft preisgegeben,

oder ob Du die angesehene Frau eines von aller Welt beneideten Peer's, der, geboren im Schooße des Glücks, einer glänzenden Zukunft entgegengeht, ob Du mit einem Wort Zahl oder Null, Etwas oder Nichts sein willst."

Man sage nicht, daß Lucy's Vater ein Mann gewesen sei, der, gleichgiltig gegen die Stimme des Herzens, nur der Stimme der Vernunft Gehör gegeben habe. Mac-Morris war im Gegentheil ein Vater, wie ich ihn jeder Tochter wünsche, ein Vater, der ihr Schicksal in ihre Hände gelegt, ihr freie, unumschränkte Wahl gelassen und sich nicht, wie so mancher Vater, das Recht der Entscheidung angemaaßt hatte.

Lucy, angezogen von der Liebe des jungen Arztes, gefesselt von dem Glanz und Reichthum des nicht minder angenehmen Lords, hatte sechs Tage und sechs Nächte einen schweren Kampf gekämpft, einen Kampf zwischen Liebe und Ehrgeiz; ihr Herz, lange unentschlossen, hatte hin und her geschwankt, endlich aber den Entschluß gefaßt, ihrer Neigung zum armen Arzte zu Gunsten des reichen Erben zu entsagen.

Ich denke mir manche Leserin, die, von dem mächtigen Gefühle der Liebe hingerissen, Miß Mac-Morris schonungslos verdammen wird; doch denke ich mir auch, daß viele Andere sie, wenn auch nicht von aller Schuld freisprechen, doch wenigstens begnadigen werden. — Von zehn Frauen, die das Schicksal zwischen einen Bettler und einen Nabob stellt, werden sich Neun auf die Seite des Letztern, selbst dann noch hinneigen, wenn Jener auch zehnmal liebenswürdiger als Dieser wäre. — Mag Herr Scribe immerhin singen, daß Gold nur Chimäre sei, Niemand — am allerwenigsten er selbst — wird weder so dumm, noch so scheinheilig sein, das zu glauben. Es giebt auf der ganzen Erde nur einen Schutzgeist, und dieser Schutzgeist heißt: Reichthum; es giebt nur einen Talisman, der blaue Wunder zaubert, und dieser Talisman

heißt: Gold. — Schon Apulejus sagt: ein goldener Esel sei eine größere Macht als ein bleiernes Genie; doch sollte sich Jemand unter meinen Lesern befinden, der zu behaupten Lust hätte, daß Apulejus das nicht gesagt habe, so muß ich mir das gefallen lassen und jenen Ausspruch auf meine eigene Schulter nehmen.

Am siebenten Tage, als O'Faryll seine angebetete Lucy wieder besuchte, hatte ihn aus ihrem ganzen Benehmen eine schneidende Kälte angeweht, die ihm das Blut in den Adern erstarrte.

„Lucy," hatte er zu ihr gesagt, „welche finstere Macht hat mir die Sonnenstrahlen Ihrer Gunst geraubt, welcher böse Geist hat den lichten Stern Ihrer Liebe in undurchdringliche Wolken gehüllt, welcher Dämon hat in Ihrem Auge die reife Saat meiner Hoffnung geknickt?"

„Mein Herr, Sie schwärmen wieder," hatte Lucy darauf geantwortet und war singend zur Thür hinausgeeilt, um ihm nicht Rede zu stehen.

Beschämt und zerknirscht war der arme O'Faryll nach Hause geeilt, hatte sich schlaflos auf seinem Lager gewälzt, und in dieser für ihn ewig unvergeßlichen Nacht, in der kein Stern des Trostes, kein Wort der Liebe ihm gelacht, seinem tiefen Grame freien Lauf gelassen in einem Liede, also lautend:

Mein Aug' hat keine Thränen,
Die Lippe hat kein Lied,
Ein trostlos banges Sehnen
Durch meine Seele zieht.

Mein Tag hat keine Sonne,
Mein Himmel hat kein Blau,
Mir fehlt des Liedes Wonne,
Mir fehlt der Thräne Thau.

Die Nacht hat keine Sterne,
Der Mond hat keinen Schein,
Ich sehe nah' und ferne
Nur Grab und Leichenstein.

Ich möchte bitter weinen,
Weil ich nicht singen kann,
Und singen, singen, singen,
Weil ich nicht weinen kann.

Doch blickst Du auf mich nieder
Mit liebevollem Blick,
Dann kehren Sterne, Lieder
Und Leben schnell zurück.

Am andern Morgen war das Lied in Lucy's Händen. Ein kalter Decemberwind peitschte dicke Schneeflocken an die Spiegelscheiben, hinter welchen Miß Mac=Morris, in eine mit Zobel reich garnirte Kassameika gehüllt, unfern des traulichen Kaminfeuers saß. Sie las das Lied mit der gleichgiltigsten Miene, warf es ohne Kampf ins knisternde Feuer und sah dann sinnend in die Flammen hinein, die jenes Blatt der Liebe im Nu in Asche verwandelten. Dann setzte sie sich an ihren Pult hin und schrieb, nach kurzem Nachdenken, folgenden Brief:

„Mein lieber O'Faryll.

Ich habe das kleine Lied, das Sie mir heute Morgen zugeschickt, gelesen und es gleich darauf den Flammen übergeben, um mir die Möglichkeit abzuschneiden, es, wie jedes Ihrer frühern Lieder, immer wieder aufs Neue zu lesen, um aus jeder Strophe den Nectar Ihrer Liebe zu saugen. Jetzt aber, mein theurer Thomas, sehe ich mich in die traurige Nothwendigkeit versetzt, Alles, was mich an Sie erinnert, für immer aus

meiner Nähe zu verbannen, um Sie allmälig vergessen zu lernen. Ja, O'Faryll, ich muß Ihr Bild aus meinem Herzen drängen, ich muß jede Erinnerung an Sie gewaltsam niederkämpfen, muß den Schmerz ertragen lernen, zu glauben, daß Sie für mich ein Todter sind, dessen Verlust ich nicht einmal beweinen darf. — Seit einer Stunde, Master O'Faryll, habe ich aufgehört, das für Sie zu sein, was ich Ihnen früher war; seit einer Stunde — der Himmel verleihe Ihnen Kraft, das, was Sie jetzt durch mich erfahren werden, männlich zu ertragen — seit einer Stunde bin ich die Braut Lord Henry Rosberry's.

Diese wenigen Zeilen, hoffe ich, werden hinreichen, die ganze Gluth der Liebe, die Sie für mich in Ihrem Herzen nähren, mit einem Male zu ersticken. Ach, Thomas, lassen Sie mich glauben, daß es Ihnen möglich werden wird, mich allmälig vergessen zu lernen. Hassen Sie mich, verabscheuen Sie mich von nun an; ich weiß, daß ichs um Sie verdiene und werde deßhalb Ihren gerechten Haß, nicht aber Ihre ungerechte Liebe ertragen können, denn das Bewußtsein, daß ich Sie nicht mehr wiederlieben darf, würde mir jeden Trost, jede Freude, jedes Glück rauben, weil ich Sie dann für immer unglücklich wüßte, mich selbst aber als die Ursache Ihres Unglücks anklagen und verurtheilen müßte. Darum bitte und beschwöre ich Sie, O'Faryll, mein Bild aus Ihrem Herzen zu reißen und mich zu den Todten zu werfen, die Sie erst Jenseits wiedersehen dürfen, denn hier auf Erden darf weder die Braut noch die Gattin Lord Rosberry's Sie jemals wiedersehen.

Vergessen Sie mich, Thomas, leben Sie wohl, Master O'Faryll.

Lucy M."

Meine Feder fühlt sich allzuschwach, den Eindruck, den dieser Brief, dessen Worte wie heiße Lavaströme unter starrer Eisrinde durchbrannten, auf das Herz des jungen Arztes gemacht, genau zu schildern. Es giebt

Empfindungen, die der Gedanke nicht in Worte hüllen kann, weil die Grenzen aller Sprachen zu beschränkt sind, die Größe, die Unendlichkeit dieser Empfindungen in sich aufzunehmen. Genug, wenn ich sage, daß der Eindruck jenes Briefes wie ein verheerender Orkan durch das unbegrenzte Gefilde seiner Seele zog und dort die vollen Garben all' seiner Gefühle, alle Blumen seiner Hoffnung zerschlug, und daß O'Faryll, vor Kurzem noch ein kräftiger Eichenbaum mit himmelanstrebendem Gipfel, jetzt ein entblätterter, morscher und in der tiefsten Tiefe seiner Wurzel verwundeter Stamm war.

„Lucy, Lucy!" rief er, bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen und brach nun in Thränen aus, die wie ein unaufhaltsamer Strom über seinem uferlosen Schmerz hinwegflutheten und seine einzige, schönste, liebste Hoffnung wie einen Strohhalm hinausspühlten in das unendliche Meer der Trostlosigkeit, wo keine Küste uns entgegenwinkt, wo der lecke Lebenskahn sich vergebens um einen Hafen umschaut, in dem er wieder Ruhe finden kann.

Mit einem Wort: O'Faryll war vernichtet.

2.

Aber desto glücklicher war Lord Rosberry.

Lucy's Gemahl gehörte zu jenen jungen Lebemännern, deren einzige Beschäftigung ein rastloses Jagen nach Vergnügungen ist. Gleich nach der Hochzeit hatte er seine junge, im Glanz der Schönheit strahlende Frau in hundert Gesellschaften eingeführt, sie in einen Anfangs süßen, später aber desto bitterern Genußtaumel gestürzt, über ihrem Haupte alle Wellen des Londoner Luxus zusammenschlagen lassen und überhaupt alle seine Kräfte aufgeboten, um ihr ganzes Leben zu einem ununterbrochenen

Vergnügen umzugestalten. Lady Rosberry war bald die Krone aller Gesellschaften, die tonangebende Macht in den Almacks=Assembléen, der Gegenstand der allgemeinen Bewunderung von Seiten der Männer, der Gegenstand des allgemeinen Neides von Seiten der Frauen. Wie hätte sie da, mitten in diesem Strudel von Genüssen aller Art, wohl Zeit haben können, an den armen, durch sie ganz und gar vernichteten Doctor O'Faryll zurückzudenken!

Ihr Gemahl war Anfangs in der That ein Muster einnehmender Liebenswürdigkeit, ein Mann, ganz geschaffen, jede Erinnerung an den Gegenstand ihrer ersten Liebe in den Hintergrund zu drängen. Er errieth jeden Wunsch und kannte selbst keinen andern als den: ihr zu gefallen.

Im Uebrigen war er, wie die Mehrzahl der Söhne reicher Aeltern, ein leichtsinniger Verschwender, der in dem Wahne lebte, daß die Schätze, die sein Vater für ihn aufgehäuft, gar nicht zu erschöpfen wären; er legte darum keiner seiner Leidenschaften Zaum und Zügel an, ließ, im Gegentheile, jeder Neigung, jeder Laune ungehemmten Lauf, fand, wenn seine Geldvorräthe nicht mehr ausreichten, seine kostspieligen Capricen zu befriedigen, Bekannte und Freunde, die, unter der Maske uneigennütziger Freundschaft schändlichen Wucher treibend, ihm gegen Wechsel und anderartige Verschreibungen auf die Zukunft große Summen vorschossen, und führte in und außer dem Hause ein sybaritisches Leben. Er entrirte große Wetten, war ein leidenschaftlicher Spieler und ein wahrer Lucull, der die besten Köche und die feinsten Weine und dabei stets offene Tafel hielt, die einen Schwarm von Schmarozern an sich zog, welche sich, wie Bremsen auf einem Rosse, auf dem freigiebigen Amphytrion festsetzten und ihm den Wein aus den Flaschen und das Geld aus den Taschen preßten.

Aber an keine dieser Leidenschaften verschwendete er größere Summen als an seine Vorliebe, an sein Steckenpferd, sich die schönsten Pferde von ganz London zu halten.

Für jene meiner Leser, welche gleichfalls, wenn auch nicht in so hohem Grade wie Lord Rosberry, für Pferde eingenommen sind, wird vielleicht eine skizzirte Geschichte der berühmtesten Rosse der alten und neuen Zeit nicht ohne alle Anziehungskraft sein.

Nach der griechischen Mythe ist das Pferd eine Schöpfung Poseidon's. Als Göttin Pallas mit ihm um den Besitz von Attika in wildem Streite lag, wurde im Rathe der Götter beschlossen, das Land demjenigen zu verleihen, der demselben das nützlichste Product als Geschenk darbringt. Poseidon's Dreizack zauberte aus dem Schooße der Erde ein Roß, Dame Pallas einen Oelbaum herauf. Die Götter, welche sich damals noch nicht auf die Kunst des Reitens verstanden, geruhten dem letztern Erzeugniß den Vorzug und der Erzeugerin derselben Attika zu schenken.

Die Kunst, das Pferd zum Reiten abzurichten, wird von Einigen den Centauren, von Andern den Amazonen zugeschrieben. Nach der griechischen Mythe soll Bellerophon, der Sohn des Königs Glaucus von Corinth, nach der römischen Sage aber Castor, einer der beiden Dioskuren, der erste Bereiter gewesen sein. Plutarch erzählt, Minerva habe dem Bellerophon das dem Blute der Medusa entsprossene Flügelroß Pegasus geschenkt, damit er die Chimäre besiegen könne. Jupiter aber habe ihr den boshaften Streich gespielt, eine Bremse loszulassen, die den guten Pegasus dergestalt zerstochen, daß dieser seinen Reiter abgeworfen und mit den Hufen zertreten habe; Beweis, daß Seine Königliche Hoheit, Prinz Bellerophon, nicht sehr bügelfest gewesen sein muß.

Auch von den Roßsöhnen des gestrengen Herrn Boreas, von Balios und Xanthos, den beiden Pferden, welche Neptun seinem Schwiegersohne Peleus am Tage seiner Vermählung mit Thetis zum Hochzeits-Geschenk gemacht, von Eous, Pyrois, Aëton und Phlegon, dem blitzschnellen Viergespann des Sonnengottes Phoebos-Apollo, und von dem Rosse Kyllaris, das Mercur dem Castor geliehen — der Gott der Kaufleute und Spitzbuben muß nebenbei auch Pferdephilister gewesen sein — weiß uns die Mythologie mehr Schönes als Wahres zu erzählen.

In der christlichen Legende begegnen wir dem Pferde Bayard, das die vier Brüder Haimon davontrug, ein Pferd, das, Anfangs ganz klein, sich dergestalt verlängerte, daß alle Vier darauf Platz gehabt, ein Pferd, das in jeder Secunde eine deutsche Meile zurückgelegt haben soll.

Kehren wir aus den luftigen Revieren der Fabelwelt auf das Gebiet der historischen Wirklichkeit zurück, so sehen wir, daß König Salomo der Erste war, der einen prächtigen Marstall gehabt und eine herrliche Stuterei angelegt, bis zu welcher der Stammbaum der arabischen Rosse noch heut zu Tag zurückgeführt wird. Nebenbei trieb Salomo auch einen bedeutenden Pferdehandel und soll sich damit weit mehr, als mit seinen Versen verdient haben, denn damals, als er das hohe Lied gedichtet, gab es — Gottlob leider! — noch nicht einen einzigen Buchhändler; jetzt giebt es deren so Viele, daß Einer den Andern auffrißt, leider giebt es aber keinen König mehr, der so vernünftig wie jener Salomo dichtet, denn je höher die Zahl der Buchhändler steigt, desto tiefer sinkt die Zahl der guten Dichter. Aber wohin gerathe ich? Von Salomo auf den Buchhandel, vom Pferde auf den — — Halt! Rasch will ich mich wieder auf meinen Pegasus schwingen und, ventre à terre, nach Persien galoppiren, wo im grauen Alterthume die Pferde,

vorzüglich die weißen, der Sonne als heilige Opfergabe dargebracht wurden.

Auch die Athenieser und Massageten opferten der Sonne weiße Pferde.

Die Scythen beteten den Gott des Krieges, und die Macedonier die Sonne in der Gestalt eines Pferdes an.

Ein Pferdekopf war als Carthago's Sinnbild allen punischen Münzen aufgeprägt.

Die Sueven, einer der ältesten Volksstämme des alten Germaniens, ernährten in ihren geheiligten Wäldern auf Kosten der Gemeinde Pferde, die bei ihnen die Stelle der Orakel vertraten. Sie durften niemals Arbeit verrichten. Der Oberpriester mußte sie an den heiligen Wagen spannen und aus ihrem Schnauben und Wiehern die Zukunft weissagen.

Auch die alten Esthen hörten auf derlei vierfüßige Orakel. Keiner ihrer Angeklagten durfte verurtheilt werden, bevor nicht das heilige Pferd um Rath befragt worden war. Zu diesem Zweck wurde ein Spieß auf die Erde gelegt; wenn das prophetische Roß mit dem linken Fuß diese Stelle überschritt, wurde der Verbrecher freigesprochen, wenn aber der rechte Fuß zuerst hinüberschritt, dann wurde der Verbrecher ohne Weiteres geschlachtet.

Auch die alten Wenden weihten einem blendendweißen, dem Swantewit heiligen Pferde in einem zu Arcona gebauten Tempelstall göttliche Anbetung. Dieser Swantewit war ihr Götze, der allnächtlich gegen die Feinde seines von ihm vorgeschriebenen Glaubens auszog und mit Anbruch der Sonne wieder heimkehrte, wo dann sein Roß, mit Staub und Schweiß bedeckt, im heiligen Stall ausruhte.

Viele Völker des Alterthums pflegten, um ihre Gottheiten für den Ausgang eines Krieges günstig zu stimmen, dem Meere oder den Flüssen,

die sie überschritten, Pferde zu opfern. Mithridat ließ zu diesem Zwecke Wagen mit vier Pferden bespannt ins Meer versenken. Xerxes brachte, bevor er nach Griechenland ging, dem Strymon ein Pferde-Opfer dar, Tiridat opferte, bevor er den Euphrat, und Julius Cäsar, als er den Rubicon überschritt, den Göttern dieses Flusses ein Pferd.

Nur wenige Pferde haben eine so große historische Berühmtheit erlangt, als der Bucephalus Alexanders des Großen. Philipp von Macedonien hatte dem Thessalier Philoneikes für dieses „Roß der Rosse" viertausend Stater bezahlt; aber nur Alexander war im Stande gewesen, dessen Wildheit zu zähmen. Nach dem Tode dieses Pferdes, das im Kriege gegen König Porus in Indien gestorben war, ließ der über diesen Verlust untröstliche Siegesheld, diesem Roß zu Ehren, die Stadt Bukephala erbauen. — Eben dieses Pferdes wegen entspann sich einst, vor hundert Jahren, ein blutiger Federkrieg zwischen zwei deutschen Archäologen, von denen der Eine behauptete, daß Bucephalus ein Schimmel, der Andere hingegen, daß er ein Rappen gewesen sei. Die Fehde endete mit einem Duell, in dem die Rappen-Meinung auf dem Platze blieb.

Kaiser Caligula hatte einen Hengst, Incitatus genannt, den er mehr als sein ganzes Volk liebte, welchem er, wie bekannt, einen Kopf wünschte, um es dann mit einem Schlage vernichten zu können. Er ernannte sein Leibroß zum Oberpriester und wollte es sogar zum Consul machen. Dieser biedere Monarch schwur nie anders, als bei dem Glücke dieses Pferdes und ließ ihm einen Stall von Marmor, eine Krippe von Elfenbein, Decken von Purpur und einen Zügel von Perlen machen. Dieses Vieh, ein würdiger Gesellschafter dieses musterhaften Tyrannen, mußte mit ihm an einer und derselben Tafel essen; der liebenswürdige

Fürst fütterte es mit vergoldetem Hafer und gab ihm Wein aus goldenem Becher zu trinken. Schöne Zeiten, in denen es noch solche Landesväter gab!

Auch der gute Nero war ein so großer Pferdenarr, daß er jedes seiner Rosse mit silbernen Hufen beschlagen ließ, eine harmlose Verschwendung, die 1500 Jahre später ein deutscher Ritter, Graf von Helfenstein, nachzuahmen für gut fand. Du lieber Gott! Heut zu Tage sind die deutschen Grafen froh, wenn sie ihre Pferde mit Eisen können beschlagen lassen.

Auch Ritter Rolands Pferd darf nicht vergessen werden.

Nicht uninteressant ist Etibor, der Lieblingsrappe des Herzogs Boleslav's VI. von Oppeln, der beim Herannahen der Todesstunde dieses Roß zu satteln und vor sein Krankenlager zu führen befahl und sterbend sich aufs Pferd zu schwingen versuchte, weil er in die Hölle nicht zu Fuß wie ein Bettler gehen, sondern wie ein Fürst hineinreiten wollte.

Der Aberglaube, der, wie überall, sich auch in Pferdeställe einnistet, behauptet, es gäbe eine Gattung von Pferden, Arzels genannt, die einen schneeweißen Fleck am rechten Hinterfuße haben und ihren Reitern, namentlich im Kriege, Unglück bringen sollen. Einen dieser Arzels soll Gustav Adolph in der Schlacht bei Lützen geritten haben.

In neuerer Zeit haben sich nur zwei Pferde einen Platz in der Geschichte errungen: das Pferd, das Fürst Wellington bei Waterloo, und das Pferd, das Fürst Blücher in der Schlacht an der Katzbach ritt. Beide Pferde wurden lange Jahre hindurch auf Kosten großmüthiger Vaterlandsfreunde in prächtigen Ställen gepflegt und das Erstere, Kopenhagen genannt, nach seinem Tode ausgestopft. Ob die Herren Eng-

länder das später auch mit dem Sieger von Waterloo werden riskiren, oder ob sie ihn lieber in Spiritus werden aufbewahren wollen, darüber scheinen sie jetzt noch nicht ganz einig zu sein.

Aber mehr als diese hier genannten Rosse hat ein anderes Pferd einen unsterblichen Ruhm erlangt, ein Pferd, nicht aus Fleisch und Bein, ein Pferd, dessen Wiege ein Dintenfaß, ein Pferd, dessen Mutter ein Gänsekiel und dessen Vater einer der berühmtesten Dichter Spaniens, der aus Hunger gestorbene Verfasser des „Don Quixote," Miguel Cervantes, war. Nennt mir ein zweites Pferd, dessen Name die ganze Welt durchlaufen hat von einem Pole zum andern, nennt mir ein Pferd, dessen Ruhm in alle Sprachen der Erde übersetzt worden ist, nennt mir ein Pferd so berühmt, wie die edle Rocinante des noch edlern Ritters von der traurigen Gestalt, des göttlichen Narren Don Quixote, aus dessen Munde so viel Weltweisheit, so viel Lebensphilosophie strömt! O mein Cervantes! O mein Don Quixote! Wenn man mir die Wahl ließe, was ich wohl lieber wäre: Cervantes oder seine Rocinante? ich würde das Letztere wählen, weil ich als Rocinante keinen Hafer brauchte, als Ersterer aber vielleicht auch verhungern müßte auf offener Landstraße, wie Du, mein Cervantes! — Ein italienischer Schöngeist, Lazaro Bonamico, wollte lieber Cicero's Werke geschrieben, als alle Reiche und Herrlichkeiten des Kaisers Augustus besessen haben. Ich, für meinen Theil, beneide den guten Cicero — es mag freilich etwas arrogant klingen — keineswegs um seinen Ruhm, weil er trotz all seiner klassischen Latinität mitunter doch ein vieux blageur, ein langweiliger Schwätzer war. Nein, stände es in meiner Macht zu wählen, dann möchte ich blos zwei Werke geschrieben haben: die Bibel und — den Don Quixote.

Du sublime au ridicule il n'est qu'un pas und darum ist auch vom Helden Cervantes bis zum Helden meiner Erzählung nur ein Katzensprung.

3.

Lord Rosberry war, wie gesagt, einer der leidenschaftlichsten Pferdeliebhaber. Er hatte prachtvollere Ställe, als der Herzog von Devonshire, die wundervollsten Pferde und ein kleines Heer von Jockey's, Groom's und Stallknechten, die nach Mist und Aristokratismus rochen. Jedes Pferd, das so glücklich war, in seinen Kenneraugen Wohlgefallen zu finden, mußte, war es auch noch so theuer, sein Eigenthum werden, er ruhte nicht eher, bis er's in einem seiner Ställe hatte.

Nebenbei auch Dilettant der Musik und ein Verehrer der Bellinischen Opern, taufte er seine Hengste und Stuten nach den Helden und Heldinnen jener Opern, und so sah man in seinen Stall-Palästen einen apfelbraunen Romeo neben einer pfirsichblüthfarbigen Giulietta, einen arabischen Vollblut-Sever neben einer echt-englischen Galloway-Norma; hier eine schneeweiße Somnambula und dort einen buntscheckigen Piraten, hier eine rothfüchsige Straniera und dort zwei mausefalbe Puritaner. Eines Tages, als seine porcellanscheckige Beatrice di Tenda gestürzt war und das Bein gebrochen hatte, legte er und sein ganzes Stall-Personal eine sechswöchentliche Trauer an, und als ein junger Schöngeist auf den Einfall gerieth, seinen neuesten Roman der Miß Amine, der rabenschwarzen Leib- und Lieblingsstute Seiner Herrlichkeit, zu dediciren, erhielt er von Mylord eine goldene Dose mit dem Bildniß dieser Stute.

Aber die Blüthe, das Juwel, der Lüstre seiner vierfüßigen Zephire, seiner schlanken Marstall-Sylphiden, der Stolz seines Hauses, die Hoffnung seiner Jockey's, der Schrecken aller Wettrennen-Unternehmer, der ruhmgekrönte Sieger von Newmarket, der unüberwindliche Held von Epsom und Ascot war ein arabischer Hengst, für den er dreitausendzweihundert Pfund Sterling bezahlt und dem er, zu Ehren seines Lieblingscomponisten, den Namen Bellini gegeben hatte. Nicht zärtlicher konnte Leander seine Hero, Romeo seine Julia, Abaillard seine Heloïse und Herr Franz Lißzt die Frau von Dudevant lieben, als Lord Rosberry seinen arabischen Hengst, von dessen Mähne er einen Büschel Haare in einem Medaillon auf seinem Herzen trug. Aber dieser Bellini à quatre pieds war in der That ein reizendschönes, wunderbar gebautes Geschöpf, eines jener Pferde, wie man sie auf den Bildern Hamiltons, des genialsten Pferdemalers Englands sieht; ein so bewundernswerther Typus arabischer Vollkommenheit, daß Carl Vernet, der Van-Dyk der Pferde-Portraits, eigends nach London gekommen war, um dieses Thier durch seinen Pinsel zu verewigen, natürlich auf den Wunsch und die Kosten Lord Rosberry's, der dem großen Meister für seine Bemühungen ein kleines Honorar von tausend Pfund Sterling bezahlt und ihm noch obendrein eine mit Brillanten besetzte Reitpeitsche zum Andenken an Master Bellini geschenkt hatte. Dieses, dem lebendigen Originale so täuschend ähnliche Bild, daß die gemalten Beine wirklich zu laufen schienen, hing, in goldenem Rahmen, zwischen seinem und seiner Gemahlin wohlgetroffenen Kniestück. — Ueberhaupt waren alle Wände seiner Zimmer mit Pferdestücken von holländischen, deutschen und französischen Malern, mit Meisterwerken von Wouvermans, Bloemen, Adam, Heß, Bourgignon und Dupaon bedeckt. In einem seiner Zimmer hing ein ganzes Magazin von Reitpeitschen jeder Gattung,

in einem zweiten sah man weiter nichts, als die feinsten Sättel und die geschmackvollsten Decken, in einem dritten nichts Anderes, als Zügel und Sporen jeder Art.

Aber ganz London wußte auch, daß Lord Rosberry nach dem Tode seines Vaters, welcher acht Wochen nach des Sohnes Vermählung gestorben war, innerhalb zweier Jahre gegen dreißigtausend Pfund Sterling in Pferden und Geschirren, in Spielen und Wetten verschwendet hatte.

Wenn Lady Lucy ihm dann und wann darüber leise Vorwürfe zu machen sich erlaubte, wurde Mylord Anfangs etwas verdrießlich, dann ungehalten und endlich sogar grob.

„Sie verschwenden Unsummen in Putzsachen," sagte er eines Tages zu seiner Frau, „wie können Sie mir verargen, daß auch ich eine Bagatelle für meine Liebhaberei ausgebe!"

„Erst gestern," sagte Lucy, „haben Sie wieder ein Pferd für tausendzweihundert Pfund gekauft."

„Für tausendzweihundertfunfzig Pfund sogar; wen aber geht das etwas an? Bin ich nicht unumschränkter Herr meines Vermögens? Verschwende ich etwa die Schätze Ihrer Mitgift?"

„Noch lebt mein Vater. Bis jetzt habe ich Ihnen nichts weiter, als ein Herz voll Liebe mitgebracht . . ."

„Mercy, Madame. Wollen Sie mich aber nicht böse machen, so muß ich Sie ein für alle Mal ernstlich ersuchen, sich um meine Steckenpferde nicht mehr zu bekümmern, als ich mich um Ihre Thorheiten bekümmere."

„Mylord," sagte Lucy empört, „ich werde über diesen Gegenstand nie mehr ein Wort verlieren."

„Thun Sie das, liebe Lucy, aber vergessen Sie niemals, daß ich unumschränkter Herr meines Vermögens bin und darüber schalten und walten kann ganz nach meinem Belieben, daß ich es verprassen, verspielen, verwetten und überhaupt auf jede mir gefällige Weise verschwenden, todtschlagen und zum Fenster hinauswerfen kann; und daß dies Niemanden, außer mir, etwas angeht; **car tel est nôtre bon plaisir,**" sagte Seine Herrlichkeit und accompagnirte den Schluß seiner Rede mit einem etwas unharmonischen Reitpeitschengeknall. Dann aber ging er seine Wege.

4.

Man sieht aus jenem kurzen Zwiegespräche, daß Mylord's Ton sich allmälig ganz geändert hatte und daß, nach und nach, aus dem artigen, aufmerksamen, liebenswürdigen Gatten ein etwas grober, äußerst unangenehmer Haustyrann geworden war. Aber so sind sie alle, diese heuchlerischen Männer: Anfangs sanft wie die Tauben und später boshaft wie, wie — wie die Frauen. Kein Mann auf Erden taugt etwas; ich natürlich rechne mich zu den Ausnahmen.

Die arme Lady Lucy! Die Reue, daß sie, von Rosberry Reichthum verblendet, die treue Liebe des armen Arztes leichtsinnig aufgegeben, hatte sich früh genug bei ihr eingestellt; erst zwei Jahre verheirathet, war sie schon so unglücklich, daß sie sich oft, in trüben Stunden, den Tod wünschte, um ein Band gelös't zu sehen, das für sie mehr und mehr zur drückenden Fessel ward, denn ihr Gemahl wurde von Tag zu Tag roher, unerträglicher. Wenn er, vom Wein und Spiel erhitzt, spät in der Nacht von den wilden Orgien seiner Freunde heimkehrte und sie angekleidet am Kaminfeuer sitzend und in Thränen gebadet fand, fing

er zu toben und zu fluchen an, fragte, warum sie nicht zu Bett gegangen sei, warum sie unnützerweise Licht und Holz verbrenne, machte ihr dann bittere Vorwürfe über ihre Eitelkeit, über ihre Putzsucht und nannte sie eine herzlose Kokette, eine leichtsinnige Verschwenderin. Lucy aber ertrug diese rohen Ausbrüche seines Zornes, diese unverdienten Schmähungen mit weiblicher Duldsamkeit: ja selbst ihre Thränen unterdrückte sie, um seine Wuth dadurch nicht noch mehr aufzureizen. — Am andern Morgen, wenn sein Zorn wieder abgekühlt war, bat er sie freilich um Verzeihung, gelobte ihr bei allen Heiligen seinen Lebenswandel zu ändern, die Gesellschaft seiner liederlichen Kameraden, die ihn zu Ausschweifungen aller Art verführten, zukünftig zu meiden und in ihren Armen die Thorheiten seines wüsten Lebens zu vergessen. Wenn aber wieder der Abend und mit ihm auch der Schwarm seiner Spiel- und Zechbrüder herangezogen kam, vergaß er seine guten Vorsätze und warf sich wieder in den Strudel zügelloser Bacchanalien hinein. Lucy verzweifelte bereits an seiner Besserung.

5.

Während der ganzen Zeit von zwei Jahren haben wir den Doctor O'Faryll aus den Augen verloren; ich glaube daher, daß es Zeit ist, ihn wieder aufzusuchen.

Seit jenem unglückseligen Tage, an dem Miß Mac-Morris dem Lord Rosberry am heiligen Altare ihre Hand gereicht hatte, war in dem ganzen Wesen des armen Arztes eine gewaltige Sinnesveränderung vorgegangen. Schon von Jugend her düster und schwermüthig, hatte sich sein Temperament immer mehr und mehr zur Melancholie hingeneigt und endlich den Gipfel des Trübsinns erreicht. O'Faryll war seit

jenem Tage ein unheilbarer Misanthrop, ein unversöhnlicher Frauenfeind, dem sein ganzes Dasein dergestalt zur Last geworden, daß er mehr als ein Mal auf dem Puncte stand, sie gewaltsam abzuschütteln, hätte ihn der Abscheu gegen Selbstmord nicht davon zurückgehalten. Seine Liebe zur Wissenschaft war das schwanke Geländer, das ihn auf der schwindelnden Brücke zwischen dem Dies- und Jenseits vom Sprung in die Ewigkeit zurückhielt. — „Selbstmord," sagte er sich oft genug, „ist die einzige aller Sünden, die wir nicht bereuen können, und darum mag ich von dieser Selbstrache an unserm Schicksal keinen Gebrauch machen; ich will lieber muthig alle Leiden tragen, als ihnen feigherzig aus dem Wege gehen."

Und O'Faryll war ganz der Mann dazu, selbst die schwersten, drückendsten Qualen des Schicksals mit stoischem Muthe zu tragen. Seit langer Zeit führte er ein rein ascetisches Leben. Alle Wände seiner Zimmer ließ er mit schwarzem Tuche ausschlagen und auf jede Seite einen weißen Todtenkopf anheften. Seine einzigen Gesellschafter waren seine anatomischen Präparate, seine Skelete und seine Todtenschädel. Wie Mezeray pflegte er bei helllichtem Tage die Läden seiner Fenster zu verschließen und den ganzen Tag bei Licht zu arbeiten. Nachts pflegte er nur einige Stunden zu schlafen und alsdann ziellos die öden Straßen zu durchlaufen, in der Hoffnung, um diese Zeit nur wenigen Menschen zu begegnen; aber auch diesen wenigen schien er stets verächtlich auszuweichen; bei Tage sah man ihn nur selten, wenn die dringendste Nothwendigkeit ihn aus seinen Grabeswänden trieb, auf offener Straße; dann pflegte er immer nur mit sich selbst zu reden, Keinem zu danken, der ihn gegrüßt hatte, und jedem seiner frühern Freunde nur darum aus dem Wege zu gehen, um sich nicht in die Nothwendigkeit versetzt zu sehen, sich mit einem von ihnen unterhalten zu müssen. Seitdem Lucy

die Gemahlin eines Andern war, hatte die ganze Natur keinen Reiz mehr für ihn; die ganze Welt war todt für ihn, er selber aber schien nur darum noch zu leben, um sich selber zu kasteien. Er hatte Lucy's Gatten nie gesehen, wollte ihn auch niemals sehen, weil er Furcht hatte, Rosberry's Anblick würde ihn in ein reißendes Thier verwandeln, das in gerechter Wuth seine Krallen in das Fleisch seines Feindes schlagen und sein Herzblut trinken würde. Und dennoch war er immer neugierig, den Mann einmal zu sehen, der das Liebste und Schönste auf Erden, seine Lucy, ihm geraubt. Seine Fantasie versuchte es, sich ein Bild von ihm zu entwerfen, ein Bild, so scheußlich, daß sie selbst davor zurückbebte. Dann malte sie ihn wieder so entzückend schön, daß seine Seele ihn dieser Schönheit willen beneidete. „Er muß ein schöner Mann, ein Adonis, ein Apoll sein, sonst würde Lucy mich seinetwegen nicht zurückgesetzt, mich seinetwegen nicht verschmäht haben. Ihm gegenüber," sagte er sich tausendmal, „muß ich ein Scheusal, ein Ungeheuer, ein Monstrum sein, sie würde ihn sonst nicht vorgezogen haben."

So gewährte es ihm einen grausamen Genuß, sich auf jede Weise selbst zu quälen, um sich sein freudenloses Dasein immer mehr und mehr zu verbittern und auf diese Weise seinen Lebensfaden abzukürzen.

Sein einziger Trost war das memento mori, das ihn von allen Wänden und aus jedem Winkel seiner Zimmer angrinzte, denn überall, wohin sein Auge sah, erblickte er einen Todtenschädel. Er besaß deren eine reiche Sammlung, wohl über zweihundert Stück, die er einzeln und oft mit schwerem Gelde erkauft hatte; daher wußte auch Jeder, der im Besitze eines Todtenkopfes war und ihn verkaufen wollte, daß er sich nur an den Doctor O'Faryll zu wenden brauchte, um dafür mehr als von jedem Andern zu erhalten. Jedem seiner Todtenschädel legte er

einen historischen Namen bei, und so sah man hier einen Themistokles friedlich neben einem Miltiades, einen Herzog von Marlborough neben einem Prinzen Eugen, einen Ludwig XVI. neben einem Robespierre stehen. Diese schauerliche Gallerie hatte für ihn etwas Beruhigendes. Wie Lord Byron trank er aus einem dieser Schädel, den er diesem Dichter zu Ehren Mazeppa getauft hatte. Am Fuße seines Bettes stand ein Postament mit einem Frauenschädel, damit der erste Blick seines Erwachens ihn an Lucy, die auf immer für ihn verloren war, erinnere. Diese raffinirte Qual sollte stets aufs Neue die Wunde seines Herzens aufreißen, auf daß es desto schneller sich verblute.

Am Tage ihrer Hochzeit hatte er das Gelübde gethan, allen Hang zu den Genüssen des Lebens in sich gewaltsam zu ersticken. Er aß kein Fleisch, trank keinen Wein mehr und lebte, wie ein Trappist, nur von den einfachsten Speisen und dem einfachsten Getränke, Wasser.

Und so kam es, daß dieser junge und vor zwei Jahren noch so lebenskräftige Mann zum Skelet und Schattenbilde herabsank und Nachts wie ein unheimliches Gespenst durch die menschenleeren Straßen irrte und beim Anbruch der Sonne in seine Wohnung heimkehrte, wo Alles ihn an den Tod erinnerte.

Kehren wir jetzt aus diesen Räumen des Jammers und der Trauer zu einer lustigern Scene zurück.

6.

Eines Morgens sah Lord Rosberry einen kleinen Kreis seiner Freunde zum Frühstück bei sich versammelt. Es waren fünf Roués, wahre Musterbilder jeder Art von Ausschweifung und Liederlichkeit, Spieler, Zecher, Frauenverführer, auf deren verwitterten Zügen mit un=

auslöschlicher Schrift das dreifache W: Weiber, Wein und Würfel, eingegraben war. Der Originellste dieser kleinen Tafelrunde, der Lustigste in diesem Zirkel junger Greise, war ein schon ziemlich bejahrter Schmarozer, ein Geck mit grauen Haaren und gichtischem Podagra, ein Vielfraß, dessen Magen ein bodenloser Sack, dessen Kehle dem durchlöcherten Danaiden-Siebe glich, der Lustigmacher dieser traurigen Kumpane, der schlechte Witze und Zoten riß, um diesen für die feinern Reize geistiger Unterhaltung gänzlich abgestumpften Strolchen ein Lächeln abzuringen. Dieser lustige Rath, der sich auch zum Stichblatt ihrer schlechten Laune hergab, war Joshua Borrebow, ein bankeroutirter Pferdehändler, der bei Crokford sein Vermögen und in Bordells seine Nase verloren hatte.

„Trink aus, mein Junge," sagte er zu Lord Rosberry, „die kleine Judith mit den langen Mähnen und den feuerigen Nüstern, mit den dünnknochigen Beinen und der Wespentaille soll leben!"

„Meinst Du meine Stute?" fragte Mylord.

„Ich meine Deine neue Liebschaft. Du glaubst wohl, ich weiß es nicht, daß Du seit acht Tagen eine kleine französische Schauspielerin poussirst, die so dürr wie ein Schwefelholz und so kokett wie des Teufels Großmutter ist?"

„Ha, ha, ha!" lachte die Tafelrunde.

„Halte Dein ungewaschenes Maul, Du halbverfaulter Kuppler!" rief der Amphitryon. „Du bist wohl ärgerlich darüber, daß ich ohne Deine Zuweisung ihre Bekanntschaft gemacht?"

„Glorreicher Freund, wie kannst Du glauben, daß ichs jemals gewagt haben würde, Dir eine so magere Katze zu empfehlen. Springen kann sie, wie der beste Kater von Alt-England, zugestanden! Das ist aber auch das Einzige, was man ihr nachrühmen kann. Ich habe aus

guter Quelle erfahren, daß sie aus weiter nichts als Knochen und Kokketterie zusammengesetzt und keinen Schuß Pulver werth ist."

„Höre, elender Bursche, ich gebe Dir noch einmal den guten Rath, Deine giftige Zunge zu zügeln, denn wehe Dir, wenn Du mich zum Zorn aufreizest."

„Na, na!" rief William Devereux, „verstehst Du denn gar keinen Spaß mehr?"

„Ich begreife nicht," sagte Robert Cherbury, „wie Du Dich darüber ärgern kannst. Der Eine liebt die fetten, der Andere die magern Frauen, das ist Geschmacksache; ich für meinen Theil ziehe die fetten vor . . ."

„Die Kleine ist aber nicht mager!"

„Tant mieux," sagte der Obrist Charterys.

„Dieser Schurke," fuhr Mylord fort, „will sie nur verläumden, weil er keinen Zutritt bei ihr hat."

„Höre, Herrlichkeit, ich besuche niemals ein Mumien-Kabinet."

„Erbärmlicher Witz!"

„Ich habe schon viel schlechtere gemacht."

„Das wird Dir Niemand abstreiten," meinte Viscount Alfred Conway.

„Gestern Abend," sagte Joshua Borrebow, „erzählte man sich im Jockeyklubb, Mylord Rosberry habe der französischen Mumie eine türkische Schabracke, Shawl wollte ich sagen, geschenkt."

„Und wenn es wahr wäre, wer von Euch wollte den Muth haben, etwas dagegen einzuwenden?"

„Höre, Herrlichkeit, diese Judith hat während ihres kurzen Hierseins schon drei Lordschaften ruinirt. Hm, sagte Jemand, Mylord

Rosberry wird wohl auch bald sein Ränzel schnüren und eine Erholungsreise nach dem Festlande antreten."

„Der Neid spricht aus diesem Lumpengesindel. Noch sind meine Hilfsmittel nicht erschöpft."

„Deine Herrlichkeit, hieß es, habe bereits mehr Schulden, als Haare auf dem Kopf. Ein Anderer hatte sogar die Frechheit, zu behaupten, Mylord Rosberry habe drei seiner besten Renner verkauft, um einen drängenden Gläubiger zu befriedigen. Ein Dritter war unverschämt genug, allen Leuten zu erzählen, Deine Herrlichkeit wolle jetzt sogar den Bellini verkaufen."

„Hat man das wirklich erzählt?" fragte Rosberry ungewöhnlich aufgeregt.

„Bei allen Stuten Arabiens betheuere ich, daß ich Dir keine Lüge erzählt."

„Nun gut," sagte Mylord, „dann will ich Euch überzeugen, daß ich doch noch reicher bin, als dieses ganze Lumpenpack. Kommt mit hinab in den Hof: dort will ich Euch ein Schauspiel zeigen, worüber Ihr Euch wundern sollt."

„Du machst uns neugierig," sagte Devereux, sein Champagnerglas leerend.

„Kommt, kommt!"

Mylord und seine halbbetrunkenen Gäste begaben sich in den Hofraum hinab. Auf ein durch einen Pfiff gegebenes Zeichen eilte sogleich der oberste Jockey herbei.

„Führe uns augenblicklich den Master Bellini vor," befahl Seine Herrlichkeit.

„Soll ich ihn satteln, Mylord?"

„Nicht nothwendig," erwiderte Rosberry und verfügte sich in sein Jagdkabinet, das im Erdgeschosse lag.

„Was mag er vorhaben?" fragten sich Alle.

„Der gute Junge will mir vielleicht ein Geschenk damit machen," meinte der alte Schmarozer. „Dann und wann bekommt er eine Anwandlung von Großmüthigkeit, dann giebt er Alles her, was man von ihm verlangt."

„Ihr schmeichelt Euch also wirklich, er werde Euch den Stolz seines ganzen Marstalls, ein Pferd schenken, wofür er dreitausendzweihundert Pfund bezahlt?"

„Ich sage Euch, Cherbury, er hat verrückte Momente, in denen er noch größere Summen als diese gleichgiltig zum Fenster hinauswirft."

„Höre, Joshua, wenn Rosberry wirklich so toll sein sollte, Dir dieses Pferd zu schenken, dann pränumerire ich darauf, Falls Du es verkaufen willst."

„Und was gebt Ihr mir dafür, Conway?"

„Auf der Stelle tausend Pfund."

„Ich gebe Euch fünfhundert Pfund mehr!"

„Nein, ehrenwerther Viscount, lieber behalte ich das Pferd für mich."

In demselben Augenblick kam Rosberry zurück und gleich darauf führte der erste Jockey den vielbesprochenen Araber vor.

„Nun, Freunde, wie gefällt Euch mein Bellini?"

„Selbst der König hat kein schöneres Pferd," sagte Devereux.

„Das frische Leben sprüht aus seinen Nüstern," bemerkte Charterys.

„In meinem ganzen Leben habe ich nichts Reizenderes gesehen," betheuerte Conway.

„Auf dem ganzen Erdenrund findet man seines Gleichen nicht!" erklärte Cherbury.

„A Kingdom, a whole Kingdom for that horse," rief Borrebow.

„Man hat Dir also wirklich gesagt, daß ich, von Noth gedrängt, dieses Pferd verkaufen wolle?"

„Soll ichs noch einmal beschwören?" fragte Joshua.

„Eh bien, so überzeugt Euch nun, daß diese Elenden gelogen haben," sagte Rosberry, holte aus seiner Rocktasche rasch eine Pistole hervor und — erschoß das Pferd, das, mitten in den Leib getroffen, todt zusammenstürzte.

„Goddam!" riefen alle Fünf, mehr überrascht als erschreckt.

„Was sagst Du nun, Freund Joshua?"

„Ich glaubte Anfangs, Deine Herrlichkeit wollte mir ein Geschenk damit machen."

„Dummkopf," erwiderte Rosberry, „gehe nun hin zu jenen Lumpen und sage ihnen, was Du gesehen hast."

„Das arme, schöne Pferd!" riefen Alle wie aus einem Munde und schlichen niedergeschlagen von dannen.

Rosberry aber warf sich auf ein anderes Pferd und ritt zu seiner Judith.

Ich frage nun Jeden, ob ein Mensch, der ein so schönes, kerngesundes und kostbares Pferd kaltblütig niederschießt, um sich mit seinem Reichthum zu brüsten, nicht den Staupbesen und den Strick verdient?"

Tolle Welt! Armes Pferd! Elender Wüstling!

7.

Zwei Tage später verkündeten alle gestempelten Klatschzungen London's die „kühne Heldenthat" Lord Rosberry's. Die ganze Themsestadt sprach von diesem „großartigen Ereigniß." Viele lobten, Viele tadelten ihn. Die Einen meinten, es sei ein genialer, die Andern erklärten, es sei ein verrückter Streich. Ein Paar überspannte Köpfe wiesen dem edlen Lord für diese „seltsame That" einen Platz in der Geschichte, Andere, welche ruhig darüber nachdachten, eine Stelle im Bedlam an. Borrebow, der undankbare Schmarotzer, dessen elende Klatscherei an dem ganzen Vorfall Schuld gewesen war, behauptete, Seine Herrlichkeit habe diesen verzweifelten coup-d'état nur darum ausgeführt, um dadurch seinen todtgeschlagenen Credit neu ins Leben zu rufen. Die andern Freunde Rosberry's sagten kurzweg: Mylord sei ein Narr, ein Rindvieh, ein Esel!

Als Rosberry seine Heldenthat der kleinen Judith erzählte, sagte sie mit kokettem Lächeln:

„Von solcher Kleinigkeit, Mylord, dürfen Sie nicht allzuviel Aufhebens machen. Ich will Ihnen einen Fall erzählen, der viel großartiger und weniger grausam ist. Einer meiner frühern Anbeter, der durch seine Reichthümer bekannte Fürst E. befand sich einmal bei einer Whistpartie, bei welcher der Herzog von D., ein Geizhals erster Klasse, durch eigene Unvorsichtigkeit etwas von seinem Spielgelde hatte auf die Erde fallen lassen. — Was suchen Sie, fragte ihn Marquis M. — Eine Guinee, antwortete der Herzog. — Ich will Ihnen leuchten, sprach der Fürst, rollte eine Banknote von fünftausend Pfund Sterling zu

einem Fidibus zusammen, den er anzündete. — Züge solcher Art machen einen Kavalier in unsern Augen unwiderstehlich."

Kehren wir jetzt zu Lady Rosberry zurück.

8.

In demselben Augenblick, als Lucy den Pistolenschuß vernommen hatte, war sie an eines der Fenster geeilt, dessen Aussicht in den Hofraum hinausging, und gleich darauf, vor Schreck über das unerwartete Schauspiel, ohnmächtig niedergesunken. Die bestürzte Dienerschaft hatte aus Besorgniß, daß Gefahr vorhanden sei, mehrere Aerzte, die in der Nähe gewohnt, zu gleicher Zeit geholt.

Der Erste, welcher herbeigeeilt kam, war Doctor Thomas O'Faryll. Lucy's Name war hinreichend gewesen, seinen Schritten Flügel zu leihen. Wie pochte dem armen Manne das Herz, als er das Hôtel seiner Lucy betrat, wie ungestüm wallte das Blut, als er die steinernen Stufen hinanflog! Seit drei Jahren hatte er sie nicht mehr gesehen; seit drei Jahren war er jeder Begegnung mit ihr ängstlich ausgewichen, weil er sich vorgenommen hatte, sie niemals wiedersehen zu wollen. — Als man ihn aber zu ihrer Hilfe, zu ihrer Rettung herbeigerufen hatte, da trieb ihn die Pflicht des Arztes, da trieb ihn die neu erwachte Sehnsucht seines Herzens zu ihrem Krankenlager hin.

Lady Lucy lag noch immer in den Banden der Ohnmacht. — Wer malt die Gefühle, die sein Herz durchströmten, als er zum ersten Male ihre Hand erfassen durfte, um ihren Pulsschlag zu fühlen! Wer malt die Gefühle, die seine Seele durchwogten, als seine Blicke sich in

ihr Antlitz versenkten, das, vor drei Jahren noch so jugendlich frisch, so blühend schön, jetzt von Gram zerstört, durch Ohnmacht entstellt, mit gebrochenen Augen und gebrochenem Leben vor ihm lag!

„Lassen Sie sogleich," sagte Doctor O'Faryll zum Kammerdiener, „dieses Recept machen!"

Und als der Diener sich gleich darauf entfernt hatte, da riß ihn eine unwiderstehliche Gewalt, ein mächtiger Zauber zu den Füßen der Ohnmächtigen hin: sein unendlicher Schmerz brach in Thränen aus, womit er ihre Hand benetzte, die er erfaßt und krampfhaft an seine liebeglühenden Lippen gepreßt hatte.

„Ach, meine Lucy, meine angebetete Lucy," schluchzte Thomas unter Thränen, erwache aus Deiner Ohnmacht, schlage die todesmatten Augenlieder auf und laß mich noch einmal, ach, nach so langer, langer Nacht, die Sonne, den Tag wiederschauen."

Es schien, als hätte Lucy selbst in der Ohnmacht die Stimme des Geliebten wiedererkannt; es schien, als wäre sie von dem Zaubertone der Liebe zu neuem Leben erwacht, denn bald darauf schlug sie die Augen auf; aber noch war die Sehkraft derselben so schwach, daß Lucy die Physiognomie des dicht zu ihren Füßen liegenden Mannes nicht zu erkennen vermochte. Sie mußte sich erst den Schlaf aus den Wimpern reiben, sie mußte erst Kräfte und Gedanken sammeln, um den Mann wieder zu erkennen, den sie seit drei Jahren nicht gesehen, und der sich während dieser Zeit so verändert hatte, daß sie Anfangs ein Gespenst vor sich zu sehen glaubte.

„Lucy, o meine Lucy!" rief er noch einmal und der Klang dieser Stimme drang wie beruhigender Schalmeienton in ihre erwachende Seele. Erst an der Stimme erkannte sie ihn.

„Thomas, Thomas!“ rief sie mit einem Tone, in dem sich hundert Gefühle zusammengedrängt hatten.

„Mylady,“ sagte er, „ich würde nie gewagt haben, vor Ihren Augen zu erscheinen, hätte mich nicht Ihre Dienerschaft zu ärztlicher Hilfeleistung herbeigerufen.“

„Ach, O'Faryll, mehr als alle Arzeneien gießt Ihr Anblick und die Freude, die ich über das unerwartete Wiedersehen empfinde, Balsam in mein wundes Herz, in meine schmerzzernagte Brust. Ach, Thomas, ich bin unglücklich, sehr unglücklich!“

„Weh mir, daß ich dies hören muß!“

„Aber ich habe es verdient, tausendfach verdient um Sie, den ich so bitter gekränkt, so tief verletzt, so furchtbar getäuscht habe . . .“

„Ach, Mylady, mein Herz hat Ihnen längst vergeben; ich hätte glücklich sein können, wären Sie es gewesen. Aber ich ahnte, ich wußte es, daß es so kommen würde, und das schmerzte mich tief und machte mich unglücklicher, als Sie selbst es sind.“

„O wie thöricht, o wie schlecht war ich, ein so edles Herz, wie das Ihrige, zu verschmähen!“

„Denken Sie nicht mehr daran, vergessen Sie Alles, nur das Eine nicht, daß ich niemals aufgehört, Sie zu lieben . . .“

„Ihr Geständniß macht mich unaussprechlich glücklich . . . Die Erinnerung an Sie wird mir Kraft verleihen, mein Unglück zu ertragen. Weiß ich doch nun, daß Ihr schönes, edles Herz an meinem Schicksale liebevollen Antheil nimmt.“

Einer der Diener brachte die Medicin.

„Nehmen Sie, Mylady, von dieser Arzenei stündlich zwanzig Tropfen . . . ich kenne die Ursache Ihrer Krankheit und hoffe, durch dieses Mittel den Folgen des gewaltsamen Schrecks vorgebeugt zu haben.“

„Ein Glas Wasser, John," sagte Lucy. — „Empfangen Sie," fuhr Mylady fort, als der Diener sich entfernt hatte, „für Ihre menschenfreundliche Theilnahme, für Ihre edle Gesinnung meinen herzlichsten, tiefinnigsten Dank. Ich fühle mich wieder wohl, wohler als je . . . die magische Kraft Ihrer Worte hat eine schwere Last von meinem gewissenkranken Herzen weggewälzt. Dank, tausend Dank, O'Faryll," sagte sie und reichte, mit seligem Lächeln auf den Lippen und mit blitzenden Freudenthränen in den Augen, dem edlen Manne ihre kalte, blutlose, atlasweiche Hand.

Thomas preßte sie mit Ungestüm an seine Lippen, küßte sie mit heißer Gluth und benetzte sie mit heißen Thränen.

„Wann, Thomas, werde ich Sie wiedersehen?"

„Niemals, Mylady," antwortete O'Faryll und stürmte, in Thränen aufgelös't, zur Thür hinaus.

Seit jenem Wiedersehen waren in Lucy's Herzen Schmerz, Reue and Gewissensbisse mit verstärkter Kraft erwacht. Sie fing zu kränkeln an.

9.

Zu Lord Rosberry's kostspieligen Leidenschaften hatte sich allmälig mehr und mehr eine neue hinzugesellt, die, zügelloser, furchtbarer und gefährlicher als alle übrigen, ihn vollends in den Strudel des Verderbens hinabzuziehen drohte.

Jeden Abend besuchte Seine Herrlichkeit einen Klubb, den ich meinen Lesern ausführlich beschreiben will.

In der St. James-Street, nicht fern vom Piccadilly-Square, erhebt sich ein großartiges Gebäude, das jeder Fremde für den Palast eines Herzogs oder das Hôtel eines Botschafters halten würde, könnte

er nicht durch jedes Kind, das ihm begegnet, alsogleich erfahren, daß es eine Spielhölle ist, welche Master Crockford, ein ehemaliger Fischhändler, im Jahre 1823 etablirt hat. Auch weiß man ganz genau, daß dieses Haus und dessen innere Einrichtung, in der europäische Eleganz mit asiatischem Luxus und nordamerikanischer Großartigkeit gewetteifert, dem Eigenthümer nicht weniger als zwanzigtausend Pfund Sterling gekostet, die ihm der Herzog von *** und ein bekannter Marquis gegen enorme Zinsen vorgestreckt hatten.

Im ersten Stockwerke dieses Palastes liegt das Paradies der glücklichen Spieler, das Fegefeuer der goldgefüllten Börsen, die Hölle, in der die Herren Teufel in der harmlosen Gestalt von Croupiers die Seelen der armen Spieler aufs grüne Rad flechten. In diesen Sälen, wo hundertfacher Kerzenglanz sich in großen, marmoreingefaßten, reichvergoldeten Wandspiegeln abstrahlt, verlieren junge Lordschaften oft in einer einzigen Nacht die Reichthümer, die ihre sparsamen Ahnen seit Jahrhunderten für Kind und Kindes Kinder aufgehäuft haben. — Gold und Banknoten rouliren hier in solchen Massen, daß man zu dem Glauben verleitet wird, in England wüchsen diese Schätze, wie in unserm lieben, guten, armen Deutschland die Holzbirnen und Galläpfel, auf den Bäumen, die man nur zu schütteln brauche, um die goldenen Früchte zu Jedermanns Füßen in solchen Massen herabfallen zu sehen, daß Jeder sich so viel einstecken, als er in seinen Taschen davontragen könne. — Die Summen, die hier verspielt werden, streifen oft an's Fabelhafte und werden dem deutschen Ohre wie übertriebene Märchen klingen, und dennoch ist es nur Wahrheit, traurige Wahrheit, daß hier in mancher Nacht eine Million Pfund Sterling auf den grünen Teppichen coursirt hat. Kein Wunder also, daß Verluste von fünf bis zehntausend Pfund Sterling hier wenig oder gar nicht beachtet werden.

Herr Crockford, der Master Satanas dieser paradiesischen Hölle oder, richtiger gesagt, dieses höllischen Paradieses, ist ein Schlaukopf, der die Kunst versteht, Leimruthen hinzulegen, woran reiche Gimpel picken bleiben, denen er dann mit der gutmüthigsten Miene und dem harmlosesten Lächeln dermaßen die goldenen Federn ausrupft, daß sie am Ende so nackt wie ein junges Küchelchen dastehen. — Der gute Mann unterhält ein kleines Heer von Leuten, die — gleich jenen Hunden, denen die Mutter Natur eine aristokratische Nase zugetheilt hat, womit sie Trüffeln, die Diamanten der Küche, auswittern — hier reiche Erben auskundschaften, die sie dann in Crockford's goldenes Netz verlocken müssen. So ließ er einst alle Minen springen, um auch den jungen Herzog von Buccleigh, einen der reichsten Cavaliere der drei Königreiche, zu angeln. Dieser Goldfisch aber, der es vorzog, seine Reichthümer heute an seltene Bücher und morgen an seltene Gemälde, heute an junge Tänzerinnen und morgen an antike Vasen zu vergeuden, wollte an Crockford's Köder durchaus nicht anbeißen, was den ci-devant Fischhändler dergestalt empört hat, daß er Seine Lordschaft für einen Wallfisch erklärt haben soll, der nur mit Harpunen gefangen werden kann.

In einem der Nebensäle wird allabendlich offene Tafel gehalten, an der jeder dieser Goldhechte und Silberkarpfen Theil nehmen kann, ohne einen Penny dafür bezahlen zu müssen. — Einige Jahre hindurch war die Anordnung dieser wahrhaft sardanapalischen Abendtafeln dem culinarischen Obelisken London's, dem gefeierten Kochkünstler Ude anvertraut, der sich — en passant bemerkt — durch sein „Kochbuch" einen größern Ruf als mancher Gesetzgeber durch seinen Codex erworben hat; ein Demosthenes der Küche, dessen fleischliche Beredtsamkeit Alles mit sich fortriß, ein Koch, der von Crockford einen Jahresgehalt von tausend

Guineen, also mehr als mancher deutsche Minister, bezog, und über eine Masse Unterköche zu gebieten hatte, die in ihm die zu Fleisch und Wein gewordene Apotheose der Kochkunst verehrten.

An keiner Tafel Englands finden Ihre Herrlichkeiten, welche viel Geld zu verspielen haben, feinere Weine als bei Crockford. Sein Keller, der jetzt unter den Auspicien seines Sohnes steht und in ganz Großbritannien keinen Nebenbuhler findet, hat einen Vorrath alter ehrwürdiger Weine, deren Werth von Kennern auf achtzigtausend Pfund Sterling geschätzt wird. Ein ganzes Corps reich betreßter Diener steht zum Dienste Ihrer Lordschaften bereit.

Master Crockford selbst sitzt von eilf Uhr Nachts an, wo die Hazardspiele ihren Anfang nehmen, in der Ecke des Saales in einem kleinen Bureau, das er während der Dauer der Spiele niemals verläßt. Seine Croupiers, die ganz wie Gentlemens behandelt werden, erhalten wöchentlich vierzig bis funfzig Guineen Gehalt.

So groß auch die Summe sei, die der Spieler einsetzen will — wären es auch hunderttausend Pfund Sterling auf einen einzigen Satz — werden von Crockford angenommen. Und trotz der ungeheuern Ausgaben gewinnt er im Durchschnitt Jahr aus Jahr ein seine sechszig bis achtzigtausend Pfund Sterling.

Nachts um zwei Uhr wird der Klubb geschlossen; doch kann Jeder, dem's gefällt, bis zum Anbruch des Morgens hier verweilen, gegen Entrichtung einer Guinee sogar ein Zimmer und ein Bett erhalten und Morgens auf ein Frühstück Anspruch machen, das in der Regel eben so geschmackvoll als das Abendbrot ausfällt.

Im untern Stockwerke befinden sich die Conversations- und Lese-Säle, wo man fast alle Zeitungen Englands und die wichtigsten Jour-

nale des ganzen Festlandes antrifft, Säle, zu denen Jeder Zutritt hat, der eine Eintrittstaxe von zwanzig Guineen und außerdem einen jährlichen Beitrag von zwölf Guineen entrichtet.

Aber wie jede große Unternehmung, so besitzt auch Crockford's Klubb einige Nebenbuhler, von denen das Athenäum, ein anderes Spielhaus, das in derselben Straße liegt, der gefährlichste ist. Die Eigenthümer desselben, Gebrüder Bond, waren früher arme Juden, die dadurch enorm reich geworden sind. Das Athenäum ist das Rendezvous jener Lordschaften, die nicht mehr so viel zu verlieren haben, um bei Crockford die Chancen des Zufalls auf die Probe zu stellen.

Eine Stufe niedriger steht das Spielhaus, das in der Albemarle-Straße liegt.

Außer diesen drei Haupt-Klubbs giebt es in London noch sechszehn andere Spielhäuser, die das Stelldichein der Kaufleute, Commis und vornehmen Domestiken-Welt sind. Die Summe, welche die Dienerschaft der englischen **haute volée** in diesen Spielhöllen, wo falsche Würfel und gezeichnete Karten nicht zu den Seltenheiten gehören, sitzen läßt, wird auf eine Million Pfund, und die Summe, die sie jährlich ihren Herrschaften stiehlt, um diese Orte besuchen zu können, auf eine Million fünfmalhunderttausend Pfund angeschlagen.

In neuerer Zeit hat das Volk auf Abschaffung der Spielhäuser, auf strengere Gesetze gegen diesen mehr und mehr um sich fressenden Krebsschaden gedrungen, aber so lange noch die ehrenwerthen Mitglieder des Ober- und Unterhauses zu den Stammgästen der höhern Spiel-Klubbs gehören, ist an ein Aufhören dieser Pest nicht zu denken. —

Ich habe vorsätzlich alle Spielhäuser Londons gezeichnet, weil mein Leser sich bald überzeugen wird, wie Lord Rosberry die ganze Ton-

leiter dieser Höllen durchläuft, um endlich an den Abgrund des Verderbens zu gelangen.

Seine Lieblingsspiele waren: Pharo, Roulette und Creps, drei Spiele, die unstreitig der verschmitzteste aller Teufel erfunden hat, um den armen Sündern das Mark aus den Knochen, das Geld aus den Börsen und das Fell über die Ohren zu ziehen.

10.

Da hier von einem Spieler die Rede ist, kann es wohl auch nicht schaden, wenn ich einige Zeilen über die Geschichte des Würfel- und Kartenspieles folgen lasse.

Das Erstere dieser Spiele soll, nach alten Ueberlieferungen, schon während der Belagerung von Troja von Palamedes, dem Sohne des Königs Nauplius von Euboea, nach Andern aber erst weit später von einem römischen Soldaten Alea erfunden worden und darum auch seinen Namen erhalten haben. Die Griechen nannten dieses Spiel Kybeia, die Römer Alea. — Einer der leidenschaftlichsten Würfelspieler soll Kaiser Claudius gewesen sein. Dieser edle Fürst, der ganz in die Fußtapfen seines edlen Vorfahrers, des verrückten Kaisers Caligula, getreten war, dieser würdige Gemahl der würdigen Messaline und seiner eben so würdigen Nichte Agrippina, geruhte kurz vor seinem glorreichen Ende — seine zweite Gemahlin vergiftete ihn durch Champignons — ein Werk über sein Steckenpferd (de alea) zu schreiben, ein Werk, das im Strome der Zeiten leider verloren gegangen ist. Dieser unersetzliche Verlust, der vielen Archäologen manche schlaflose Nacht verursacht, hatte sechszehnhundert Jahre später einen deutschen Gelehrten A. Senftleben bewogen, unter gleichem Titel, wie Kaiser Claudius

eine höchst gelehrte Abhandlung erscheinen zu lassen, welche 1667 in Leipzig herausgekommen und vielfach ausgebeutet worden ist. — Durch diesen höchst gelehrten Mann erfahren wir, daß der Würfelbecher Arca oder Buxum, der Würfel aber Talus oder Tessera genannt wurde. Der Gewinn fiel demjenigen Spieler zu, der — es wurde gewöhnlich mit drei Würfeln gespielt — die meisten Augen geworfen hatte. Der glücklichste Wurf — die drei Sechsen — wurde Venus, der unglücklichste — die drei As — Canis genannt. Dieses Spiel hatte frühzeitig, namentlich im Heere, dergestalt um sich gegriffen, daß der Senat sich genöthigt sah, es nur während der Feier der Saturnalien zu gestatten, sonst aber bei Strafe zu verbieten. Ein Spieler von Profession, ein lüderlicher Mensch, wurde daher Aleator genannt. — Noch viel leidenschaftlichere Würfelspieler als die Römer waren die alten Germanen, von denen der gute Tacitus erzählt, sie hätten selbst während der Schlacht gespielt. Auch Julius Cäsar muß ein passionirter Würfler gewesen sein, denn als er den Rubicon überschritt, rief er: „Jacta est alea!“ der Würfel ist geworfen. — In der Geschichte neuerer Helden begegnen wir dem alten Blücher, der selbst am Vorabend der Schlacht bei Ligny auf der Trommel gewürfelt und so viel Geld verloren hatte, daß er, den Becher wegwerfend, ausgerufen haben soll: „Hol' der Teufel die Würfel und — Franzosen!“

Ueber die Geschichte des Kartenspiels schwebt, trotz der angestrengtesten Forschungen vieler Gelehrten, noch immer ein undurchdringliches Dunkel. Wer einen tiefen Blick in diesen nicht unwichtigen Abschnitt der Culturgeschichte werfen will, der lese Daniel's „Dissertation sur l'origine du jeu de Piquet“ in den „Mémoires pour l'histoire des Sciences“ (Par. 1720), Bullet's „Recherches historiques sur les cartes à jouer“ (Lyon 1757), Rive's „Eclaircissemens sur les

cartes à jouer“ (Par. 1780), Koch's „Versuch über den Ursprung der Spielkarten" (Leipzig 1801), und vor Allem Weller-Singer's „Researches into the history of playing cartes“ (Lond. 1816).

Für jene meiner Leser, denen keines dieser angeführten Werke zu Gebote steht, sei Folgendes erwähnt:

Viele Historiker waren lange Zeit der irrigen Meinung gewesen, die Spielkarten seien erst um das Jahr 1392 zur Erheiterung des wahnsinnigen Königs Karl VI. von Frankreich erfunden worden. Aber schon um 1299 waren sie unter dem Namen „Naibi" in Italien, und dreißig Jahre später unter dem Namen „Naipes" in Spanien bekannt, denn 1332 wurden sie durch Alphons XI. und 1387 durch Johann I. von Castilien verboten. Ein ähnliches Verbot erging schon 1321 von einem Bischof von Würzburg an die Geistlichkeit dieses Stiftes.

Nach dem Wörterbuche der Madrider Akademie sollen die Karten von Nicolaus Pepin, nach Dupuy und Gabriel von Jacquemin Gringonneur, Wappenmaler Karls VI. erfunden worden sein. Andere behaupten, die Karten seien eine Erfindung des Orients und durch die Saracenen nach Spanien, von den Spaniern nach Frankreich gebracht, hier schon zur Zeit König Karl's V. bekannt, damals aber noch sehr theuer und darum auch sehr selten gewesen, weil noch nicht die Holzschneidekunst erfunden war. Boissonade erzählt, König Karl V. habe dem kleinen Jehan de Saintré nur darum seine königliche Gunst geschenkt, weil Jehan weder Würfel noch Karten gespielt. — Erst um das Jahr 1430—1460 scheinen die französischen Kartenbilder ihre jetzigen Namen erhalten zu haben.

Alles Uebrige ist wohl Jedem bekannt.

11.

Lord Rosberry hatte in der eitlen Hoffnung, seine durch Verschwendungen aller Art erschöpften Geldmittel durch Glück im Hazardspiele zu ergänzen, sich immer tiefer in Crockford's verlockenden Strudel hinabgewagt, sich, um Geld zum Spielen aufzutreiben, immer mehr und mehr in Schulden hineingestürzt, in mancher Nacht acht bis zehntausend Pfund und auf diese Weise in einem Zeitraum von kaum fünf Jahren fast sein ganzes Vermögen verloren. Nach und nach hatte er alle seine Pferde verkaufen, alle seine Diener entlassen, sich mit den letzten Trümmern seiner großen Erbschaft aus Crockford's Klubb in's Athenäum flüchten, endlich von der James= nach der Albemarle-Straße auswandern und hier um Schillinge wie dort um Pfunde spielen müssen. Spieler halten sich in der Regel viel länger als Säufer; aber fangen die Erstern einmal zu sinken an, dann fallen sie, wenn auch nicht schneller, aber desto tiefer als die Letztern. Ein Säufer endet gewöhnlich in einem Rinnstein oder Hospitale, ein Spieler hingegen im Kerker oder am Galgen.

Nachdem nun Rosberry all' sein Hab' und Gut, seinen Marstall und sein ganzes Haus verspielt hatte, blieb ihm noch eine — freilich die letzte — Hilfsquelle: das Wenige, was sich Lucy in den Tagen des Glücks von den ihr sparsam zugetheilten Nadelgeldern für die Tage der Noth, die — sie hatte das frühzeitig genug eingesehen — bei solchem Lebenswandel nicht ausbleiben konnten, vorsichtig zurückgelegt hatte. Er wußte, daß sie, außer dem Ersparten, noch vielen Schmuck besaß, den sie theilweise von ihrem Vater, der seitdem auch gestorben war, und theilweise von ihm zum Geschenk erhalten hatte. Rosberry nahm ihr ein Stück nach dem andern ab und machte es zu Geld, das

er brühwarm in die Albemarle=Straße auf den grünen Teppich trug, um dort aufs Neue den Zufall und das Glück in die Schranken zu rufen. — Aber es war nun, wie für jeden Spieler, auch für ihn die Zeit des Unglücks gekommen: es schien, als hätten alle Karten und Würfel sich gegen ihn verschworen und das Gelübde gethan, ihm auch nicht den kleinsten Gewinn zu gönnen. Er mochte im Pharo oder auf der Roulette sein Glück versuchen, er mochte hoch oder niedrig spielen — jedesmal verlor er Alles, was er bei sich hatte. Und wenn dann Alles verloren war, stürzte er voll Verzweiflung in die nächste Branntweinschenke hinein, um dort, mitten unter zerlumptem Gesindel aller Art, seine Wuth und Verzweiflung durch den Genuß von Grogg und Rum, und, wenn's auch dazu ihm an Geld gefehlt, durch den schlechtesten Branntweinfusel zu betäuben und ersticken. Von Taback und Schnaps verpestet kehrte er dann mit der Morgen=Dämmerung in seine Wohnung zurück, wo die Thränen seiner unglücklichen Frau und die nackten, elenden Wände seiner Wohnung ihm die ganze Größe ihres Jammers und seines Unglücks zeigten.

„Weine nicht, sage ich Dir," rief er mit heiserem Tone. „Dein Heulen, Weib, zerreißt mir mein Ohr. Und weßhalb heulst Du denn? Etwa darum, weil ich gestern Alles verloren habe? Einfältiges Weib, begreifst Du denn nicht, daß ich heute Alles, Alles in einer Nacht, in einer einzigen Stunde sogar, wieder zurückgewinnen kann? Werde ich denn ewig so viel Unglück haben wie gestern? Sagt nicht das Sprichwort, auf Regen folgt Sonnenschein? Weine nicht, Weib! Eine innere Stimme sagt mir: Heute, Rosberry, lächelt Dir wieder das Glück. Lasse den heutigen Tag nicht unbenutzt vorüberziehen; heute gewinnst Du mehr, als Du jemals verloren hast. Nachts träumte mir eine Nummer, die auf der Roulette dreimal hinter einander gewinnt: diese

Nummer wird heute besetzt, hörst Du, Lucy . . . sie kommt dreimal. Nun, warum freust Du Dich nicht, warum jubelst Du nicht? Verkaufe Alles, was Du hast, schaffe Geld oder fürchte meinen Zorn! Hast Du das gehört, Weib!?"

„Du weißt, Alfred, daß all' mein Schmuck längst verkauft ist. Ich habe nichts als diesen Diamantring, den meine Mutter in ihrer Sterbestunde segnend in meine Hand gelegt; nichts als dieses kleine Crucifix von Gold, das ich am Tage unserer Hochzeit von Deinem Vater empfing."

„Was einst mein Vater Dir geschenkt, das gehört von Rechtswegen keinem Andern als mir. Weib, gieb her das Crucifix, oder mache Dich auf das Schlimmste gefaßt!"

„Hier ist es," erwiderte Lucy mit entsagendem Tone. „Möge das Geld, das Du dafür erhalten wirst, Dir Glück und Segen bringen!"

„Weib, denke an die Nummer! Wenn ich heute Abend heimkehre, bringe ich Dir für dieses Crucifix Säcke voll Guineen mit."

„Ach, Alfred! was nützt alles Gold der Erde, wenn das Herz nicht zufrieden ist? Verkaufe nicht das Crucifix, geh' nicht in's Spielhaus, bleibe bei mir, Alfred."

„Thörichtes Weib, wo denkst Du hin! Hast Du vergessen, welches Glück mir lacht? Fahre wohl, Lucy, auf Wiedersehen heute Nacht!" jubelte der hoffnungstrunkene Spieler und eilte gewinnträumend fort, um das Crucifix beim ersten besten Trödler zu verkaufen.

Mit den acht Guineen, die er dafür erhalten hatte, begab er sich zuerst in eine Branntweinschenke, um sich hier Muth und Entschlossenheit zum Roulettespiel zu holen. Mit einem leichten Spitz eilte er von hier nach einer jener niedrigen Spielspelunken, wo, wie ich bereits oben erzählt,

das Domestikenthum der englischen **haute-volée** mit dem ihrer Herrschaft gestohlenen Gelde ihr Glück versucht.

Rosberry setzte hier die Hälfte seiner letzten Habe auf jene Nummer, die er in vergangener Nacht geträumt haben wollte, auf jene Nummer, die dreimal hintereinander gewinnen sollte, auf jene Nummer, die ihm so vieles Glück verheißen und worauf er seine letzte Hoffnung gebaut hatte. Kaum hatte er Nummer 32 besetzt, als die kreischende Stimme des verwachsenen Croupiers, der bei der triefenden Unschlitt-Beleuchtung wie ein mißlungener Abklatsch Beelzebubs aussah, Nummer 23 verkündete.

„Ich scheine die Nummer im Traume verkehrt gesehen zu haben, denn statt 32 hat die umgekehrte Zahl Nummer 23 gewonnen. Diese Nummer muß wieder gewinnen!" sagte Rosberry und schob seine letzten vier Guineen auf Nummer 23. Kaum hatte er diese Nummer besetzt, als dieselbe Stimme die umgekehrte Nummer 32 ausschrie.

Aus all' diesen Hazardspielen grinzt den unglücklichen Spieler eine so teuflische Verhöhnung seiner Ahnungen, Träume und Hoffnungen an, daß er in solchem Augenblick gräßlicher Enttäuschung sich, wenn's anders möglich wäre, in hunderttausend Stücke zerreißen, die ganze Welt aus ihren Fugen heben und sie lachend zertrümmern könnte wie ein faules Ei, das ihn anstinkt.

Dussaulx erzählt in seinem höchst interessanten Werke „**de la passion du jeu**" (Paris 1779), er habe einmal einen Spieler gesehen, der aus Verzweiflung ein Wachslicht verschlungen, und einen Andern, der in der Wuth dergestalt in den Tisch gebissen habe, daß die Zähne tief ins Holz eingedrungen waren.

In ähnlicher Verzweiflung befand sich Rosberry. Er hätte sich die Zunge abbeißen, die Haare ausraufen mögen. Aber die Feigheit war

so groß, daß er nicht einmal den Muth hatte, sein Mißgeschick zu verfluchen. Er knirschte die Zähne, ballte beide Fäuste zusammen, stampfte mit den Füßen und — brach endlich in Schluchzen aus. Bald aber erwachte von Neuem die Spiellust und mit dieser der Muth und die Hoffnung in ihm; er hatte aber kein Geld, keinen Penny mehr. Dieses Hinderniß machte ihn nur noch lüsterner nach dem Gelde, das er in zwei Minuten verloren hatte. Es wäre ihm nicht schwer geworden, in diesem Augenblick ein Dieb zu werden, um sich Geld zum Spiel zu verschaffen. Nur die Furcht, auf der That ertappt zu werden, hatte ihn davon zurückgehalten, einen Streifzug in die Tasche seines Nächsten zu unternehmen, in der Hoffnung, dort eine volle Börse zu ergattern; aber all' diese Spieler schienen eines Theils zu arm und andern Theils viel zu vorsichtig, um hier Börsen bei sich zu tragen.

Plötzlich gewahrte Rosberry in einer Ecke des nur dunkel erleuchteten und durch Tabackswolken verdüsterten Zimmers ein ihm aus frühern Zeiten her bekanntes Gesicht. Er steuerte darauf los und fragte den Eigenthümer dieses Gesichtes:

„Nicht wahr, guter Freund, wir kennen uns?"

„Wahrscheinlich," antwortete der Gefragte kurz und kalt.

„Nun gut, wenn ich das Vergnügen habe, von Euch gekannt zu sein, so könnt Ihr mir einen Gefallen erweisen."

„Welchen?"

„Leiht mir bis morgen Abend eine Guinee. Ich habe zu Hause meine Börse vergessen und erinnere mich so eben, daß ich sehr nothwendig etwas Geld brauche."

„Wozu?"

„Wie könnt Ihr nur fragen, guter Freund. Wozu anders als zum Spiel?"

„Geht!“

„Wie? Kennt Ihr mich nicht mehr?“

„Rosberry.“

„Und Ihr?“

„Smart.“

„Vor einem halben Jahre noch mein Kutscher?“

„So ist's!“

„Und Ihr wollt mir nicht einmal eine Guinee anvertrauen?“

„Keinen Heller!“

„Weh mir, wie bin ich gesunken!“

Spieler, nehmt Euch ein Beispiel d'ran!! —

12.

(Auszug aus einem Londoner Zeitungsbericht.)

Zur Zeit, als Addison im Vereine mit Steele den „Spectator“ herausgab, existirte in den dunkelsten Regionen der Londoner Bevölkerung ein sogenannter „Klubb der Gehenkten,“ gestiftet von einem Dutzend elender Taugenichtse, die, zum Galgen verurtheilt, ihre Fesseln zerbrochen und die Flucht ergriffen hatten. Der Sammelplatz dieser Taugenichtse, die einzig und allein vom Raube lebten, war ein Keller, den selbst die Luchsaugen der geheimen Polizei nicht ausfindig zu machen im Stande waren. Ein Theil des Ertrages ihrer Diebereien diente zur Vermehrung des Grundcapitals, womit unglückliche Kameraden unterstützt und gerettet werden sollten. Jeder zum Galgen verurtheilte Dieb hatte Anspruch auf die Unterstützung des Klubbs; zwischen dem Tage seiner Verurtheilung und dem seiner Hinrichtung wachte eine geheimnißvolle und thätige Macht über ihn, eine Macht, die kein Mittel

schonte, keine Gefahr scheute, den Verurtheilten dem Arme der Gerechtigkeit, der Strafe des Gesetzes zu entziehen. Damals wurde durch den Muth und das Gold des Klubbs der Gehenkten mehr als ein Riegel gesprengt, mehr als ein Gefängnißwärter bestochen, mehr als ein Verbrecher der Nemesis vor der Nase weggeraubt. Dieser für die öffentliche Sicherheit so gefährliche Klubb hatte lange Jahre hindurch sein Unwesen getrieben, war endlich aber von einem seiner Mitglieder der Polizei verrathen worden. Der sehr ehrenwerthe Klubb wurde mitten in der Nacht, während einer feierlichen Sitzung, in seinem Schlupfwinkel von den Dienern der öffentlichen Macht überfallen und nach kurzem Proceß en masse dem Galgen überliefert, wodurch er dann den Titel gerechtfertigt, den er sich anticipando angemaaßt hatte. — Seit jener Zeit war dieser Klubb und selbst die Erinnerung an seine frühere Existenz ganz und gar verschollen. Einem on dit zu Folge soll aber, erst seit kurzer Zeit, sich wieder ein ähnlicher Klubb gebildet haben, der das alte Unwesen von Neuem beginnt. Der Präses dieses Klubbs der Gehenkten soll ein Franzose sein, welcher „Galgen," der Secretair aber ein Spanier sein, der noch bescheidener „Strick" heißt. Der ganze Klubb, Lumpengesindel der verworfensten Art, soll aus mehr als achtzig Mitgliedern aus der Hefe aller Nationen bestehen und sich in ganz jüngster Zeit durch eine freilich nicht mehr neue Art von Industrie, durch Leichenraub, bemerkbar gemacht haben; aber trotz der emsigsten Nachforschungen der Polizei hat es ihr bis jetzt noch nicht gelingen wollen, den Versammlungspunct dieses Klubbs auszukundschaften u. s. w. u. s. w.

13.

Diese Nachricht stand in einem der Londoner Journale gerade an demselben Abend, an dem wir Rosberry nach dem Spielhause begleitet, wo er seine letzten acht Guineen verloren, seinen frühern Kutscher um ein Darlehen angebettelt, und sich dann, als dieser es ihm rund heraus abgeschlagen, wieder in die Branntweinschenke begeben hatte, um hier, wie fast allabendlich, seine Wuth in den Fluthen des Groggs zu ersäufen. Als treuer Stammgast der „weißen Punschbowle" — so hieß diese Schenke — hatte es Rosberry endlich dahin gebracht, beim Wirth derselben einigen Credit zu erlangen, was ihm heute sehr erwünscht war, weil er keinen Penny Geld mehr hatte, um seinen Durst und seine Verzweiflung zu löschen. Er trank an diesem Abend dreimal mehr als gewöhnlich, vielleicht schon darum, weil er das Genossene nicht gleich zu bezahlen brauchte. — Erst gegen zwei Uhr Morgens taumelte er, mehr betrunken als je, nach seiner am äußersten Ende der schmutzigsten Vorstadt gelegenen Wohnung heim. Die arme Lucy, welche die Gewohnheit hatte, sich dann erst schlafen zu legen, wenn ihr Mann nach Hause gekommen war, kauerte schlaftrunken dicht vor dem Kamine, in dem das Feuer längst erloschen war. Das Lärmen und Fluchen des heimkehrenden Trunkenbolds hatte sie plötzlich wieder ganz munter gemacht.

„Teufel," rief er aus, „wie verdammt kalt ist das hier! Feuer gemacht, Weib, aber schnell, sonst erfriere ich."

Lucy beeilte sich, dem Befehle ihres Mannes augenblicklich Folge zu leisten.

„Ich glaube gar, sie heult schon wieder? Hab' ich Dir das nicht ein für allemal verboten? Bist Du denn verrückt, mein schmuckes Weib,

mein Engel? Soll ich etwa wieder grob werden, wie gestern? Einfältiges Geschöpf, dumme Gans!" schrie Rosberry, erfaßte einen morschen Stuhl und warf ihn mit solcher Gewalt auf den Boden hin, daß jener in zwanzig Stücke zerbrach; dann nahm er ein Stück nach dem andern und warf es in den Kamin hinein, in dem das Feuer bereits zu knistern und flackern begann.

„Es brennt schon, Alfred, gleich wird das Zimmer warm werden."

„Mich friert, als stäke ich in einer Eistonne. Mache ein lustiges Feuer an, sage ich Dir."

„Ich habe leider kein Holz mehr, liebes Kind."

„Nun denn, so ziehe Dich aus und werfe Deine lumpigen Kleider hinein."

„Es sind die Letzten, Alfred."

„Was kümmerts mich? Ich sage Dir, Weib, mich friert, und schaffst Du nicht Holz herbei, und thust Du nicht Alles, was ich Dir befehle, so werfe ich Dich selbst in den Kamin hinein."

„Alfred!" rief Lucy mit angstringender Verzweiflung.

„Nicht geheult, meine zarte Taube! Lieber eingeheizt, denn mich friert; hörst Du nicht, wie mir die Zähne klappern?"

„Willst Du nicht lieber zu Bette gehen?"

„Zu Bette gehen, sagst Du? Wo habe ich denn ein Bett?"

„Lege Dich in das Meinige. Ich will zu Deinen Füßen auf der Erde schlafen und mich zudecken mit Deinen Kleidern."

„Nichts da! Ich bleibe heute die ganze Nacht auf. Höre, Weib, wo hast Du Deinen Ring?"

„Welchen Ring, Alfred?"

„Den Ring, den Dir einst Deine Mutter geschenkt."

„Seit ihrem Sterbetage trage ich ihn an diesem Finger; ich habe

ihn seitdem nie abgenommen, denn ich hoffe, daß der Segen einer Sterbenden, der auf ihm ruht, mir und Dir Glück bringen wird."

„Das glaub' auch ich, und darum befehle ich Dir, ihn mir zu geben."

„Alfred, dieser Ring ist das einzige Andenken von meiner Mutter; ich betrachte ihn als ein Amulet, als einen Talisman, der mich in Tagen der Gefahr, in Stunden der Noth beschützen soll."

„Gieb ihn her, sag' ich Dir!"

„Alfred, ich bitte und beschwöre Dich bei dem ewigen Gott, laß mir diesen Ring; brauchst Du Geld, dann will ich lieber für Dich betteln gehen, als mich lossagen von diesem Amulet."

„Ich sage Dir zum letzten Male, gieb ihn her!"

„Nein, Alfred, keine Macht der Erde soll ihn mir entreißen!"

„Ohnmächtiger Wurm!" rief Rosberry, erfaßte ihre Hand und wollte ihr den Ring mit Gewalt vom Finger ziehen.

„Laß mich los, laß mich los!" schrie Lucy, die alle Kraft anstrengte, um ihre Hand der Seinigen zu entziehen.

„Ich will doch sehen, wer von uns Beiden stärker ist," rief er, schäumend vor Wuth, erfaßte noch einmal ihre Hand und drehte sie mit solcher Gewalt um, daß jeder Widerstand vergebens war.

„Alfred, Alfred!" schrie sie, „Du wirst mir den Arm brechen!"

„Mein ist der Ring!" sagte er und steckte den geraubten Reif an seinen Finger.

„Gieb mir den Ring zurück!" flehte Lucy fußfällig mit der letzten Kraft.

„Schweig, sage ich Dir!"

„Weh mir, mein Arm . . . er ist gebrochen . . . gieb mir meinen Ring und ich will auch dies Dir verzeihen.“

Wuthentbrannt ergriff Rosberry den nächsten Stuhl und schleuderte ihn mit solcher Vehemenz auf die zu seinen Füßen liegende Schrecken- und Jammergestalt, daß sie, von diesem Schlage getroffen, mit einem gellend-grassen Schrei todt darniedersank.

„Also todt? Gut, nun ist Ruhe im Haus!“

Bewußtlos sank er auf die Erde nieder. —

Nach zwei Stunden unerquicklichen Schlafes erwachte er aus schweren Fieberträumen. Er blickte um sich und sah dicht am Kamine sein getödtetes Weib, deren Kleider durch einen Funken vom Kaminfeuer in Flammen aufgegangen waren, bald darauf auch ihren Körper ergriffen und ihn allmälig versengt hatten. Es war ein furchtbarer Anblick, den durch das Feuer fast ganz verkohlten Leichnam zu sehen. Wie das Haupt der Medusa grinzte ihn der schwarze, kahle Todtenschädel an, denn die Flamme hatte in einem Nu Lucy's schöne, lange, seidenweiche Haare weggemäht. Rosberry stieß bei diesem grauenvollen Anblick einen Schrei des Entsetzens aus, bedeckte sein leichenblasses Gesicht mit beiden Händen und stöhnte wie eine in den Schlingen der Riesenschlange gefangene und zu Tode gepeinigte Hyäne. — Solchen Bösewichtern hat die Natur den Balsamthau der Thränen versagt; selbst bei dem gräßlichsten Jammer, der ihr Herz zerreißt, ihre Seele durchwühlt, vermögen sie nicht zu weinen, denn die Thränen hat der Himmel nur für edle Herzen geschaffen.

Bald aber ermannte er sich wieder und erstickte die aufglimmende Reue, den hellauflodernden Schmerz und sagte:

„Sie selbst ist Schuld daran. Warum begehrte sie den Ring von mir zurück? Was geschehen ist, läßt sich nicht mehr ändern. —

Wie aber fange ich es an, daß diese grauenvolle That für immer ein Geheimniß bleibe? Wo schaffe ich diesen von den Flammen halb verzehrten Leichnam hin? Wenn ihn Jemand so in diesem Zustande findet, bin ich verloren, denn man wird die Spuren der tödtlichen Verletzung sehen, mich als den Mörder meines Weibes anklagen und zum Tode verurtheilen. — Was beginne ich, um dieser Gefahr auszuweichen? Wohin werfe ich diesen elenden Klumpen, daß ihn Niemand findet?"

Seine Augen fest auf den verzerrten Leichnam hingerichtet, sann er lange hin und her, auf welche Weise er sich dieses Zeugen seiner Schuld entledigen sollte.

„Ich hab's, ich hab's!" rief er endlich im Tone eines Triumphators; „ich stecke den Leichnam dort in jenen Sack hinein und versenke ihn noch heute in der Nacht in die Fluthen der Themse. Das Wasser ist schweigsam wie das Grab," sagte er, holte den Sack hervor und zog ihn über den Leichnam. „So! Nun bin ich gerettet!" fuhr er fort, nahm den Sack auf seine Schulter und trug ihn die dunkeln Treppen hinab, auf die menschenleere Straße, durch die abgelegensten Gäßchen, durch die heimlichsten Durchgänge, durch die versteckteſten Schlupfwinkel weiter und immer weiter von der Stadt hinaus, bis er endlich die entfernteste Gegend der Themse erreicht hatte. Hier, von keinem andern Zeugen als dem blassen Monde belauscht, der hinter seinen Wolken-Vorhang zurückwich, wollte er seine Last in die tiefste Tiefe der Fluth begraben; doch eben als er im Begriff war, den Sack hineinzuwerfen, erwachte der Gedanke in ihm, das Wasser werde schnell genug den Leichnam an's Ufer tragen und ihn früher oder später doch verrathen. Und wieder sann er nach, was er beginnen sollte, auf welche Weise er ihn für immer den Spürnasen der Polizei, den Augen der Gerechtigkeit ent-

ziehen könnte. Urplötzlich kam ihm der Gedanke, den Leichnam in einem abgelegenen Winkel des nahen Gehölzes zu verscharren. Keuchend unter der Last seines ungeheuren Frevels eilte er weiter und weiter und erreichte bald einen Platz, der ihm zur Ausführung seines Planes am geeignetsten erschien. Hier wollte er eine Grube graben und den Leichnam hineinsenken. Aber ein Spaten fehlte ihm! Schon war ihm der anbrechende Morgen auf der Ferse: er mußte sich sputen, um bei seinem Werke der Nacht nicht ertappt zu werden. Mit furchtbarer Angst und gräßlicher Hast wühlte er, gleich einer Hyäne, die frosterstarrte Erde mit seinen Nägeln auf, grub sie immer tiefer und tiefer ein und hatte endlich so viel Platz gewonnen, um seine Schuld darin einzuscharren. Nachdem er das gethan und die Grube wieder zugefüllt hatte, eilte er, scheu und ängstlich um sich blickend, nach der Stadt zurück. Hatte er sich auch der Last seiner Schultern entledigt, einen tausendmal drückendern Alp trug er jetzt auf seinem angstgefolterten Herzen fort.

In seiner Wohnung angekommen, rief er all' seine Nachbarn zusammen und fragte sie mit erheuchelter Angst, wo sein Weib, sein liebes, gutes, heißgeliebtes Weib hingekommen sei.

„Wir wissen es nicht," sagten die Leute.

„Hat Keiner von Euch sie gesehen?"

„Noch bis zwei Uhr Morgens sah ich Licht an ihrem Fenster," erklärte ein Schuster, der im Nebenhause wohnte.

„Sie selbst aber saht Ihr nicht?"

„Nein," riefen Alle.

„Weh mir, meine Ahnung trügt mich nicht!"

„Ei was glaubt Ihr denn?" fragte ein altes Mütterchen.

„Ich glaube das Schlimmste: Lucy ist ins Wasser gesprungen."

„Gerechter Heiland!" rief der Chorus der Nachbarn.

„Ach, meine Lucy, meine angebetete Lucy!“ schrie Rosberry mit erkünsteltem Schmerze.

„Das arme Weib,“ meinte eine Lumpensammlerin, „sie hatte vielen Gram.“

„Wer sagte Euch das, gute Frau?“ fragte der elende Heuchler.

„Man sah ihr das an den rothgeweinten Augen an,“ erwiderte die alte Hexe.

„Ja, ja, sie weinte oft den ganzen Tag!“ riefen Alle.

„Ihr habt sie oft genug mißhandelt,“ meinte der Nachbar Schuhflicker.

„Und erst neulich sie sogar geprügelt,“ fügte ein Anderer hinzu. „Ihr glaubt wohl, wir wüßten das nicht?“

„Ihr seid ein schlechter Mensch,“ sagte die Lumpensammlerin, „ein Lüderjan, der ein so gutes, braves Weib gar nicht verdient hat.“

„Aus meinen Augen, alte Hexe, sonst erwürge ich Dich!“ rief Rosberry, zum höchsten Zorne gereizt.

„Ihr glaubt wohl, wir fürchten uns vor Euch, weil Ihr einmal ein reicher Lord gewesen seid?“

„Ha, ha, ha!“ lachte der ganze Chor.

„Jetzt seid Ihr ein viel ärmerer Teufel als unser Einer, der doch wenigstens ein ehrliches Handwerk gelernt und sich — wenn auch nur mühsam — durchs Leben flicken kann. Ihr aber, Mylord, habt weiter nichts als Geld verschwenden, saufen und spielen und Euer braves, rechtschaffenes Weib mißhandeln gelernt. — Kommt, Nachbarn,“ rief der Pfriemenheld, „ein Mann, wie der da, verdient beim heiligen Crispin, dem Schutzpatron aller ehrlichen Schuhflicker, unser Mitleid nicht.“

„Der Meister hat Recht,“ riefen die Nachbarn, wandten sich voll Abscheu von diesem Elenden weg und kehrten hohnlachend, spöttelnd und singend zu ihrer Arbeit zurück.

Seit jenem Augenblick hieß es in der ganzen Straße und bald im ganzen Viertel: Lucy Rosberry sei in der vergangenen Nacht in die Themse gesprungen.

Die Polizei, der dies berichtet worden war, stellte alsogleich Nachforschungen an, die aber natürlich erfolglos blieben, weil man nirgends den Leichnam fand.

Längst ausgestoßen aus den Kreisen besserer Gesellschaft, verlacht, verhöhnt und verabscheut von Allen, die ihn kannten, sank Rosberry seit jener unheilvollen Nacht immer tiefer und tiefer. Schon am andern Morgen verkaufte er den Ring, den Lucy mit ihrem Leben bezahlt hatte. Das Geld, das er dafür erhielt, vertrank er in den niedrigsten Kneipen, wo der Auswurf des Londoner Pöbels Tag und Nacht zu bivouakiren pflegt.

14.

In einem dieser Grogg=, Rum=, Whisky=, Genever=, Schnaps= und Fusel=Keller machte Rosberry, der hier, so lange er noch Geld hatte, alles Gesindel frei hielt, die Bekanntschaft eines Menschen, der bald so viel Vertrauen zu ihm gewann, daß er ihm eines Abends, bei einer dampfenden Punschbowle, seinen ganzen Lebensroman erzählte und sich zuletzt als Master Gibet, d. h. als Präses des Klubbs der Gehenkten, der meinen Lesern bereits bekannt ist, ihm zu erkennen gab.

Dieser Mann, der schon in seinem sechszehnten Jahre das Steckenpferd gehabt, seidene Taschentücher, die Andere für ihn bezahlt hatten,

zu sammeln, hatte die freie Kunst des Stehlens, wie jeder Dieb, mit kleinen, geringfügigen Dingen angefangen, sich allmälig darin mehr und mehr vervollkommnet und endlich einen so hohen Grad von Meisterschaft erlangt, daß kein Schloß und kein Riegel, keine Tasche, keine Börse vor ihm sicher waren. Schon zwei Mal wegen eines „harmlosen Landstraßen-Streiches" — so gefiel es ihm, einen Raubmord zu bezeichnen — zum Galgen verurtheilt, war es ihm beide Male gelungen, noch immer zu rechter Zeit seinem Kerker und den wachsamsten Nachspürungen der Polizeidiener, die er „die Windhunde der ungerechten Gerechtigkeit" zu nennen beliebte, glücklich zu entkommen. Der Klubb der Gehenkten hatte ihn wegen seiner persönlichen Kühnheit, wegen seiner großen Geistesgegenwart und wegen seiner ungeheuren Ein- und Umsicht einstimmig zu seinem Oberhaupte mit dem Ehrentitel „Galgen" ernannt. Master Gibet, der auf dieses Ehrenamt stolzer als mancher französische Minister auf sein Portefeuille, eingebildeter als mancher deutsche Dummkopf auf sein durch Geld erkauftes Doctordiplom war, hatte seinem neuen Freunde Rosberry, mit dem er gleich am ersten Abend Brüderschaft getrunken, das Versprechen ertheilt, ihn heute in jene „ehrenwerthe Versammlung der Gerechtigkeitsfreunde" — so nannte er dann und wann seinen Klubb — einzuführen und ihn später auch als Ehrenmitglied vorschlagen zu wollen. Er hatte ihm begreiflich gemacht, daß er dieses Anerbieten als einen außerordentlichen Act seines Zutrauens, als einen Beweis der höchsten Auszeichnung zu betrachten habe, da nach §. 63 des Grundgesetzes nur ihm allein, als dem Vorsitzenden des Klubbs, das Recht zustehe, Gäste einzuführen, für deren Ehrenhaftigkeit er die Bürgschaft leiste, daß sie den Ort der Zusammenkunft und die Theilnehmer dieses Klubbs nicht verrathen werden. Jeder durch ihn eingeführte Gast müsse ihm zuvor den Schwur des ewigen Geheimnisses

ablegen. Geschähe es dann, daß einer der Gäste so viel Niederträchtigkeit besäße, diesen Schwur zu brechen und den Klubb zu verrathen, dann fiele die ganze Last der Verantwortlichkeit auf Gibet's Schultern, er würde dann seines Ehrenamtes entsetzt und als der Alleinwissende aller Geheimnisse der Gesellschaft, als der Archivar aller Documente und Protocolle und als der unumschränkte Verwalter des allgemeinen Fonds, von einem durch das Loos zu bestimmenden Mitgliede des Klubbs ohne langes Verhör erschossen.

„Wenn Du also haben willst, daß ich Dich heute Abend dort einführen soll," sagte der ehrenwerthe Präsident, „dann schwöre zuvor bei Galgen und Strick, daß Du von Allem, was Du dort hören oder sehen magst, nicht die kleinste Sylbe verrathen willst."

„Ich schwöre," sagte Rosberry und hob dabei feierlich zwei Finger seiner rechten Hand in die Höhe.

„Abgemacht! Und nun folge mir!"

Meister Galgen führte seinen Novizen durch einen wirren Knäuel öder, unbekannter Straßen, durch ein unheimliches Labyrinth stockfinsterer, unbelebter Gassen, die Rosberry's Fuß noch niemals betreten, die er nicht einmal dem Namen nach gekannt hatte, nach dem Versammlungsort. Nachdem sie fast zwei Stunden gegangen waren, sagte der Führer zu seinem Begleiter:

„Wir sind nun bald am Ziele. Nach §. 144 unseres Grundgesetzes muß ich Dir jetzt die Augen verbinden, damit Du das Haus, in das ich Dich nun einführen werde, nicht erkennen kannst," sagte Master Gibet und band ihm mit einem Tuche, das er aus der Brusttasche zog, dermaßen fest die Augen zu, daß Rosberry fast zu schreien anfing.

„Teufel, das thut ja so weh, als hättest Du meinen Kopf in eine Kartenpresse geschraubt.“

„Memme,“ brummte der Führer, erfaßte seine Hand, bog mit ihm um eine Ecke und führte ihn zuerst durch einen langen, schmalen, stockfinstern Gang, in dem er, um hier den Weg finden zu können, an den naßkalten, eiserstarrten Wänden hintappen mußte, in einen großen, ebenfalls finstern, ungepflasterten Hofraum und von dort in einen tiefen, schauerlichen Keller hinab.

„Nimm Dich in Acht,“ sagte der Führer. „Wir befinden uns nun am Eingang zur Treppe. Halte Dich hier an diesen Strick, damit Du nicht hinunterpurzelst, wobei Du sehr leicht den Hals brechen könntest, da über achtzig Stufen zu unserm Sitzungssaale hinabführen.“

„Pfui, welch ein Gestank!“

„Dieser Weg führt zu keinem Salon. Stopfe Maul und Nase zu,“ sagte Master Gibet, vorsichtig seines Gastes unsichere Schritte leitend.

„Nun,“ fragte Rosberry, „wann sind wir endlich am Ziele?“

„Jetzt,“ sagte der Führer und riß ihm die Binde von den Augen weg.

Er sah einen hellerleuchteten Keller vor sich.

15.

In diesem Keller saßen auf Bänken und Stühlen ungefähr dreißig bis vierzig Mitglieder des Klubbs der Gehenkten, die seit einer halben Stunde ihren Präsidenten erwarteten, um die Sitzung eröffnen zu können.

„Seid gegrüßt, Brüder und Genossen," sagte der Präses. „In meinem Begleiter stelle ich Jedem von Euch, meine wackern Freunde, einen **ci-devant**-Lord vor, der von nun an zu den Unsrigen gehören will, ein vielgeprüfter Mann, für dessen Ehrenhaftigkeit ich Euch Bürgschaft mit meinem Leben leiste."

„Willkommen, Mylord!" rief **unisono** der Klubb der Gehenkten.

„Setze Dich nun hin, wo Du Platz findest. Mein Sitz ist dort oben," sagte der Mann zu seinem Gaste und schwang sich auf eine Tonne hinauf. „Die Sitzung, Brüder und Genossen, ist nun eröffnet."

„Ich bitte ums Wort," schrie ganz vom untersten Ende des Tisches ein herculischer Kerl mit wahrer Stentorstimme hinauf.

„Was hast Du uns mitzutheilen, Beil?" (Ich habe vergessen, meinen Lesern mitzutheilen, daß jedes Mitglied des Klubbs bei seiner Aufnahme den Namen eines Mord-Instruments erhielt.)

„Ich habe in vergangener Nacht eine herrliche Beute gemacht. Auf einem nahen Dorfkirchhofe habe ich zwei junge Leichen, die erst Tags zuvor eingescharrt worden sind, ausgegraben."

„Und wo hast Du die Leichen, mein Sohn?" fragte der Präsident.

„Ich habe sie verkauft."

„Für wieviel?"

„Stück für Stück um fünf Guineen."

„Und an wen?"

„An einen Doctor, welcher Jamesstraße **61** drei Treppen hoch wohnt, ein grundgescheiter und sehr honoriger Mann, der mir schon mehr als eine Leiche abgekauft hat."

„Sein Name?"

„Den kann ich nicht behalten."

„Und das Geld?"

„Das ist hier," sagte der Sprecher und warf die zehn Guineen, die in ein Stückchen Leder gewickelt waren, über die ganze Tafellänge dem Präsidenten zu.

„Das Alles gehört, wie Du weißt, zur Masse. Ich danke Dir dafür im Namen unserer Brüder und Genossen," sagte Master Gibet, das Geld in seine Tasche steckend.

Daß doch die Spitzbuben weit mehr Vertrauen zu einander haben, als die ehrlichen Leute! Jeder andere Klubb hätte einen Cassirer und einen Rechnungsführer gehabt. Hier sah man all' diese Functionen in Einem vereinigt, der, ausgerüstet mit dem Vertrauen des ganzen Klubbs, nie Rechenschaft abzulegen brauchte über die Administration der sogenannten Masse. Und trotz dem verwaltete dieser Spitzbube sein ihm anvertrautes Amt mit mehr Gewissenhaftigkeit, als mancher Cassirer, der unter Controlle von Leuten steht, die nicht viel ehrlicher als er selber sind.

„In der vorgestrigen Nacht," begann ein anderes Mitglied, „brach ich mit drei meiner Kameraden in das Landhaus eines reichen Juden ein. Wir entführten ihm diese zwei goldenen Uhren, diese Brillantnadel, diese Dose und — was das Beste an dem ganzen Fange ist — eine Schatulle, in der sich viertausend Pfund Banknoten vorfanden, welche wir am andern Morgen in Gold umgesetzt, das wir hiermit der Masse übergeben."

„Unser vielgeliebter Bruder und Genosse Dolch hat sich durch diese glorreiche Expeditition ein neues unverkennbares Verdienst um das allgemeine Beste erworben. In Anbetracht der vielen Dienste, die er unserer Gesellschaft geleistet, ernenne ich ihn hiermit, kraft der laut §. 14 unseres Grundgesetzes mir zuerkannten Vollmacht, zum Ritter des Galgen- und Rad-Ordens."

„Es lebe unser Bruder und Genosse Dolch!“ rief die ganze Versammlung.

„Auch ich, Präsident,“ begann ein Dritter, „habe in derselben Nacht einen kleinen Fang gemacht. Ich drang in das Dachzimmer eines alten Gelehrten ein, fand aber leider nichts, als diese silberne Uhr und eine Menge Bücher und Schriften bei ihm.“

„Und Du nahmst sie?“

„Ja, Präsident, lieber etwas als gar nichts, dachte ich mir und raffte alles zusammen, was ich fortschleppen konnte.“

„Bruder und Genosse Pistolet, das verdient eine ernste Rüge. Bücher und Schriften sind das Handwerkszeug der Gelehrten, die, in der Regel arme Teufel, sich damit im Schweiße ihres Angesichts ihr Brot verdienen müssen. Nur Reichen, die im Schooße des Ueberflusses schwelgen, haben wir den Krieg erklärt; arme Teufel aber, die mit drückender Armuth zu kämpfen haben, verdienen unsere Achtung, unsere Schonung, unser Mitleid. Du wirst deshalb aufgefordert, jenem armen Teufel seine sämmtlichen Bücher und Schriften ungesäumt und unversehrt wieder zurückzustellen. Was aber die silberne Uhr anbelangt, so gehört sie allerdings, als Luxusartikel, den er entbehren kann, zur Masse. Gieb her die Uhr, alles Andere aber trage noch heute zurück.“

„Es lebe unser Präsident, es lebe unser Galgen!“ schrie der einstimmige Klubb.

„Ich bitte ums Wort,“ rief ein Vierter.

„Rede, Bruder Terzerol.“

„Seit vier Tagen vermissen wir eines der thätigsten Mitglieder unseres Klubbs, den ehrenwerthen Bruder Spieß. Vergebens haben wir ihm nachgespürt. Allem Anschein nach ist er auf irgend einer schönen That ertappt worden und in die Schlingen der Constabler ge-

fallen. Da er noch niemals eine Sitzung unseres Klubbs versäumt hat, so ist mit Gewißheit anzunehmen, daß er in irgend einem Gefängniß brummt."

„Wir müssen herauszubringen suchen, wohin man ihn gebracht hat. Wir Alle müssen uns auf die Lauer legen. Haben wir erst den Kerker ausgekundschaftet, dann werden sich auch Mittel und Wege finden, ihn bald wieder zu befreien. Für denjenigen, der uns zuerst Kunde von dem jetzigen Aufenthalte des vermißten Bruders und Genossen giebt, setze ich hiermit, kraft §. 27 unseres Grundgesetzes, eine Prämie von zwanzig Guineen aus."

„Hurrah! hurrah!" schrie die ganze Versammlung.

„Ich bitte ums Wort," rief ein Fünfter.

„Laß hören, Bruder."

„Heute über acht Tage findet in Manchester die Hinrichtung eines armen Teufels statt, der im Rausche sein Weib erschlagen hat."

Rosberry wurde todtenbleich.

„Er ist kein Mitglied unseres Klubbs," sagte Master Gibet, „was geht er uns an?"

„Ich trage darauf an," erwiderte Bruder Axt, „ein Paar Abgeordnete hinzuschicken, weil vorauszusehen ist, daß diese Hinrichtung ungeheure Maulaffen-Massen heranziehen und daß dabei manch guter Fang zu machen sein wird."

„Ich erkläre mich mit Deinem Antrage vollkommen einverstanden. Wir wollen eine Deputation, bestehend aus fünf Mitgliedern, absenden, und wenn Niemand von Euch gegen diesen Antrag etwas Erhebliches einzuwenden hat, sogleich zur Wahl dieser Abgeordneten schreiten."

Der ehrenwerthe Secretär Strick reichte dann jedem Mitgliede einen Zettel, worauf es fünf Namen schrieb. Nachdem sämmtliche

Stimmzettel eingesammelt waren, verlas der Präsident die Namen jedes einzelnen Zettels, und aus dem Ganzen ergab sich, daß die meisten Stimmen auf Dolch, Beil, Terzerol, Spieß und Axt gefallen waren, die dann vom Präsidenten proclamirt wurden.

„Die genannten Fünf," sprach Meister Galgen, „begeben sich schon morgen auf den Weg, um dort frühzeitig einzutreffen und sich mit den Straßen und Schlupfwinkeln der fremden Stadt vertraut zu machen. Zur Deckung der Reisekosten wird Euch die Masse funfzig Guineen auszahlen, die Ihr nach Eurer Rückkehr genau zu verrechnen habt."

Der Präsident zahlte von dem Golde, das er vorher von Beil und Dolch in Empfang genommen, funfzig Guineen aus, deren richtigen Empfang Einer von ihnen für Alle bescheinigen mußte.

„Ich bitte ums Wort," rief ein Sechster.

„Faß Dich kurz, Bruder Schwerdt," sagte der Vorsitzende.

Diese Aufforderung hatte einen triftigen Grund, denn Jeder wußte, daß dieses ehrenwerthe Mitglied ein Schönredner war, der sich gern sprechen hörte und sich für die leibhaftige Beredsamkeit hielt, weil er über Gegenstände, die jeder Andere mit zehn Worten erschöpft, eine halbe Stunde sprechen konnte, ohne ein Ende zu finden. Bruder Schwerdt war früher Schreiber bei einem Advokaten gewesen und hatte dort einige Rechtsausdrücke aufgeschnappt, die er überall, selbst da, wo sie gar nicht hinpaßten, anzubringen sich gefiel.

„Meine ehrenwerthen Brüder und Genossen, Freunde und Kameraden, Leiden- und Freuden-Gefährten," begann Bruder Schwerdt, „es dürfte, wenn auch nicht Allen, doch wenigstens sehr Vielen von Euch bekannt sein, daß die Kraft und Stärke der Institutionen unseres Klubbs auf wechselseitigem Vertrauen, auf wechselseitiger Gegenliebe, auf wechselseitigen Hilfeleistungen basirt, respective begründet ist."

„Was uns Allen bereits bekannt ist, braucht uns Niemand mehr so weitschweifig zu erklären.“

„Unterbrich mich nicht, Bruder Dolch, sondern höre ruhig an, was ich vorzutragen habe. Einer für Alle und Alle für Einen, dies ist der Wahlspruch, das Symbolum unseres Grundstatuts. **Posito sed non concesso** . . .“

„Zum Teufel, was soll das heißen?“ fragte Bruder Terzerol.

„Angenommen, aber nicht zugegeben, daß Jeder von uns nur auf seinen eigenen Vortheil, auf seinen eigenen **Usus fructus**, und nicht auf das allgemeine Beste, auf das Wohl der ganzen Masse bedacht wäre, dann würde unser Klubb alle Wirksamkeit nach Innen, alle Kraft nach Außen verlieren und, wie ein morsches Taschenmesser, in sich selbst zusammensinken.“

„Zur Sache, zur Sache!“ riefen Viele.

„Uebereilt mich nicht, geehrte Brüder und Genossen. Nur durch inniges Zusammenhalten, nur durch gegenseitige Manifestation brüderlicher Theilnahme des Einen an dem Andern . . .“

„Gute Nacht,“ unterbrach ihn ein Mitglied, welches das Ende dieser langweiligen Rede nicht abwarten wollte.

„Gute Nacht, Bruder Spieß,“ erwiderte der Redner, „wie gesagt, nur durch inniges Zusammenhalten Aller, durch Gemeingeist, durch Gemeinsinn kann das Gedeihen unseres Klubbs gefördert, unsere Kraft gekräftigt werden.“

„Zur Sache, zur Sache!“ riefen die Andern.

„Gestützt auf dieses **Praeambulum** wage ich nun an Euern Gemeinsinn, an Euern Gemeingeist zu appelliren und Euch einen Fall vorzutragen, der unsere ganze Theilnahme in die Schranken fordert. Eines der eifrigsten Mitglieder unseres Klubbs, unser Bruder und Genosse

Keil, hat bei einer nächtlichen Excursion auf einem der benachbarten Dächer das große Malheur, respective Unglück gehabt, sich beim Herabspringen, das durch Umstände unumgänglich porro nothwendig geworden war, eines jener Gliedmaßen zu zerbrechen, die zum Gehen unentbehrlich sind."

„Er hat also, ohne Umschweife gesagt, ein Bein gebrochen?" fragte der Präsident.

„Nun, hab' ich denn etwas Anderes gesagt?"

„Ihr habt Umschreibungen gebraucht."

„Nach welchem Paragraph des Statuts sollte dies etwa nicht erlaubt sein?"

„Gute Nacht," rief jetzt ein zweites Mitglied, das, gleichfalls von der Langeweile fortgetrieben, den Klubb verließ.

„Gute Nacht," antwortete Bruder Schwerdt. „Das Mitglied also," fuhr er fort, „das zum allgemeinen Besten sich eines jener zum Gehen unbedingt nothwendigen Gliedmaßen zerbrochen hat, liegt, von aller Welt verlassen, respective ganz allein in seinem Zimmer, respective Loche, entbehrt aller Pflege, aller Wartung, hat keinen Arzt, keine Medicin und kein Geld, ich trage deshalb darauf an, daß der Klubb unsern leidenden Bruder und Genossen nach allen Kräften mit Rath und That, mit Gut und Blut unterstütze."

Mancher andere Klubb hätte vielleicht lange hin und her debattirt und wahrscheinlich erst eine Commission zur Prüfung dieses Antrags niedergesetzt. Hier aber, wo sich fast alle Gewalt im Präsidenten concentrirte, war die ganze Sache schnell entledigt.

„Wir wollen ihm," beantragte der Vorsitzende, „bis zu seiner völligen Wiederherstellung vorläufig eine monatliche Unterstützung von zehn Guineen zur Bestreitung der ärztlichen Hilfe und aller nöthigen Pflege

zufließen lassen. Beweis't er uns, daß er damit nicht auskommen kann, dann wollen wir ihm mehr geben."

„Angenommen, angenommen!" rief der Klubb mit einer Einstimmigkeit, die mancher Gesellschaft besserer Art zu wünschen wäre.

„Die Sitzung ist nun aufgehoben," sagte Master Gibet.

Erst nach einem Weilchen, nachdem sämmtliche Mitglieder bis auf Einen, der das Schließeramt versah, nach und nach den Keller verlassen hatten, nahm der Präses seinen Gast bei dem Arm und führte ihn die Treppe hinauf; oben angekommen verband er ihm wieder die Augen und führte ihn auf demselben Wege ins Freie zurück. Nachdem sie um die Ecke, in die andere Straße eingebogen waren, nahm er seinem Gaste die Binde ab und fragte:

„Nun, wie hat es Dir bei uns gefallen?"

„Besser, als in manchem ehrbaren Klubb; wenigstens ging es bei Euch viel anständiger zu."

„Gut, dann werde ich Dich das nächste Mal als Mitglied vorschlagen."

„Topp! Doch wenn ich Dich vorher einmal besuchen und in Manchem um Rath befragen will, wo wohnst Du?"

„Ich wohne überall und nirgends. Tags mache ich bald unter dieser, bald unter jener Vermummung die Runde durch alle Straßen und allabendlich kehre ich in einen andern Gasthof, bald unter diesem, bald unter jenem Namen ein.

„Doch Dein wahrer Name?" fragte Rosberry.

„Muß für immer ein Geheimniß bleiben."

Und so schieden sie von einander.

16.

Rosberry hatte von Allem, was er gehört, nichts so genau behalten, als die Wohnung des Arztes, der einem Mitgliede jenes Klubbs zwei Leichen für zehn Guineen abgekauft. Wohl hundertmal hatte er im Stillen Jamesstraße 61 wiederholt, um das ja nicht zu vergessen. — Demselben Mann, dem es einst eine Kleinigkeit war, ein gesundes Pferd zu erschießen, das ihm dreitausend Pfund gekostet, diesem der Armuth preisgegebenen Verschwender schienen jetzt fünf Guineen ein so wünschenswerther Besitz, daß er, gleich nachdem er sich von seinem Freunde getrennt, den Entschluß gefaßt hatte, den Leichnam seiner Frau noch in dieser Nacht, und zwar jetzt gleich, wieder auszugraben und jenem Arzte zu verkaufen, um sich dafür Geld zu verschaffen. Diese Idee schien ihm so einfach, so natürlich, daß er sich über die Ausführung derselben nicht den allergeringsten Vorwurf zu machen brauchte.

„Ist es nicht ganz gleich, ob dieser Leichnam draußen im Walde in der kalten Erde verfault, oder ob ich ihn, zum Nutzen der Wissenschaft, dem Scalpel eines Arztes überliefere, dem damit noch ein großer Dienst erwiesen wird, wofür er fünf Guineen bezahlt. Fünf Guineen, womit ich meinen Durst löschen, meinen Hunger stillen und mir einen alten Rock kaufen kann, den ich so nothwendig wie ein Stück Brot brauche, da dieser Rock schon ganz zerrissen ist. Wenn Lucy nach dem Tode noch Bewußtsein hätte, so müßte sie sich freuen darüber, daß ihr von den Flammen verkohlter und im Eise erstarrter Fleischklumpen mir noch einen Dienst zu leisten vermag. Die einzige Besorgniß ist nur die, daß ich den Platz nicht mehr finde, wo ich sie vergraben habe: es war unfern eines großen Ulmenstammes, den ich mir wohl gemerkt habe; wenn das Glück mir günstig sein will, dann finde ich die Stelle,“ meinte

Rosberry und eilte nun unaufhaltsam fort nach jenem Walde, wo er seinen letzten Schatz, den Leichnam seines gemordeten Weibes, zu heben hoffte.

Zwei Stunden später befand er sich an derselben Stelle, wo er, drei Wochen früher, damals noch von Gewissensbissen gequält, ihren Leichnam eingescharrt hatte. Wie in jener Nacht kroch auch in dieser der bleiche Mond in sein düsteres Wolkenbett, gleich als wollte er nicht Zeuge dieses ungeheuren Frevels sein.

Mit Hilfe eines Taschenmessers kratzte er die Stelle auf, die er genau wieder erkannte, und war nach einer halben Stunde in seiner Arbeit so weit vorgeschritten, daß er den inhaltschweren Sack aus der Grube ziehen und ihn auf seine Schulter nehmen konnte, um ihn, begünstigt von der sternenlosen Nacht, durch die Einsamkeit des Waldes bis zur Themse fort zu schleppen.

Einen Augenblick machte er hier Halt, um auszuruhen und nachzudenken, wie er's am klügsten anfange, seine Last durch die erleuchteten und um diese Zeit noch sehr belebten Straßen fortzutragen, ohne die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden, ohne den Verdacht der Constabler zu erregen. Er war noch nicht einig mit sich, welchen Weg er einschlagen sollte, als dicht in seiner Nähe ein leerer Miethswagen anhielt. Sogleich erwachte die Idee in ihm, sich in den Schutz dieses Fuhrwerks zu begeben, und schon stand er im Begriff, einzusteigen, als ihm noch zu rechter Zeit einfiel, daß er kein Geld habe, den Kutscher bezahlen zu können.

„Ei was," sagte er zu sich, „ich steige ein, fahre hin und sage dem Kutscher, daß er vor der Thür warten muß, bis ich das Geschäft in's Reine gebracht und meine Bezahlung erhalten habe."

Gesagt, gethan. Er lud den Sack von Neuem auf seine Schulter, näherte sich dem Wagen, legte seine Bürde auf den Rücksitz, stieg hinein und ließ sich nach der Jamesstraße 61 hinfahren.

Es schlug eben zehn, als er die Wohnung des Arztes erreichte.

„Wartet auf mich," sagte er, nachdem er vor der Thür ausgestiegen war, „ich habe hier diesen Sack abzugeben und fahre dann weiter mit Euch."

„Gut," sprach der Kutscher.

Rosberry nahm den Sack; der Kutscher wollte ihm behilflich sein, Jener aber duldete es nicht.

„Ich bin stark genug und kann ihn selber tragen," erwiderte er und trug den Sack ins Haus hinein.

17.

Im dritten Stockwerk wohnte Doctor O'Faryll. Beim Scheine einer düstern Lampe saß er, umringt von seinen Todtenschädeln, beschäftigt mit der Zergliederung eines der beiden Cadaver, die er zwei Tage vorher einem Mitgliede vom Klubb der Gehenkten abgekauft hatte. Er schien sich wenig oder gar nicht darum zu bekümmern, wer der Verkäufer dieser seltsamen Waare und wie dieser in den Besitz derselben gekommen sei. Menschliche Leichname waren nun einmal sein Steckenpferd. Wenn er eine frische Leiche seciren, einen Schädel vom Rumpfe trennen und dadurch seine Gallerie vermehren konnte, vergaß er auf einen Augenblick die Qual seines Herzens und freute sich wie ein Kind über ein neues Spielzeug. Ob nun der Verkäufer dieses schauerlichen Spielzeuges sich die Leiche auf erlaubtem oder unerlaubtem Wege angeeignet, danach fragte er nicht.

Mitten in seiner Beschäftigung, die ihm den höchsten Genuß, das größte Vergnügen gewährte, wurde er durch ein Klopfen an seine Thür gestört.

„Herein!“ rief er etwas unwirsch.

Gleich darauf trat Rosberry ein, der sich dadurch unkenntlich gemacht, daß er, auf dem Vorsaale angekommen, das schwarze Halstuch ab- und als Binde um das linke Auge umgebunden hatte.

„Seid Ihr der Arzt, welcher Leichen kauft?“ fragte er.

„Ja, guter Freund,“ erwiderte O'Faryll, der ihn auch ohne Binde nicht erkannt haben würde, weil er ihn früher nie gesehen hatte.

„Hier bringe ich Euch etwas,“ sagte Rosberry und ließ, erschöpft und todesmüde, den Sack von seiner Schulter so plump auf die Erde fallen, daß man das Geklapper der ausgetrockneten Knochen vernahm.

„Was verlangt Ihr dafür?“

„Sechs Guineen, nicht mehr und nicht weniger, denn das ist so meine Taxe.“

„Ich pflege nicht gern die Katze im Sack zu kaufen . . . Laßt doch sehen, guter Freund,“ sagte O'Faryll, nahm die Lampe vom Tisch und schritt zur Besichtigung des Cadavers.

„S' ist ein prächtiges Exemplar,“ meinte Rosberry, der nicht die entfernteste Ahnung davon hatte, daß dieser Mann einst sein Nebenbuhler gewesen — denn auch er hatte ihn niemals gesehen — „ein herrlicher Cadaver, sag' ich Euch, zwar etwas verkohlt, was aber nicht viel zu sagen hat, weil die Brandspuren nur oberflächlich sind.“

Rosberry hatte den Sack erst so weit abgezogen, daß nur der Kopf zu sehen war. O'Faryll ließ den Strahl der Lampe darauf fallen, prallte entsetzt zurück und rief mit einem Tone, den keine Feder zu schildern vermag:

„Lucy! Lucy! Das ist Lucy's Kopf!"

„Kanntet Ihr dieses Weib?" stammelte Rosberry, dermaßen erschreckt, daß alles Blut in ihm zu Eis erstarrte.

„Ob ich sie gekannt? Sprecht, Mann, wie kamt Ihr zu dieser Leiche? Wo fandet Ihr sie?"

„Vor drei Stunden hatte die Themse sie an's Ufer gespült."

„Wenn ich Euch das glauben soll, so sagt mir, wer Ihr seid."

„Wer ich bin, fragt Ihr? Ich bin ein armer Fischersmann."

„Ein Lügner, ein Schurke, ein elender Schuft seid Ihr!" rief O'Faryll mit gigantischer Stimme, stürzte wie ein gereizter Tiger auf eine zum Angriff unvorbereitete Schlange los und faßte mit krampfhafter Wuth seine Beute an der Gurgel.

„Was wollt Ihr von mir?" rief die eingeschüchterte, muthlose Schlange.

„Dich erwürgen, heuchlerische Natter, blutbefleckte Bestie. Glaubst Du, ich kenne Dich nicht? Das Brandmal des Mordes flammt auf Deiner frechen Stirn: Du bist der Mörder dieses Engels, Du bist der Gemahl dieses Weibes, Du bist Rosberry!"

„Weh mir!" schrie der Elende, vom Blitzstrahl der Verzweiflung zerknickt, ohnmächtig zusammenbrechend.

„Nun, so läugne es doch, wenn Du's vermagst! Dein Leben, Mörder, liegt in meiner Hand. Wie ein elender Wurm krümmst Du Dich zu meinen Füßen. Hoffst Du etwa, daß ich Dich zertreten und mein Gewissen mit Deinem Blut besudeln werde?" sagte O'Faryll, zerrte ihn mit sich bis zur Thür und riß dort so heftig an dem Klingelzuge, daß bald das ganze Haus zusammenlief.

„Was giebt's, was giebt's!" riefen die Ersten, die mit dem Doctor auf einem und demselben Flure wohnten.

„Wache, Wache!“ rief O'Faryll. „Ich will diesen Mörder hier dem Arme der Gerechtigkeit überliefern!“

Man rannte fort und kam bald darauf mit den Dienern der bewaffneten Macht zurück.

Rosberry, der in dem Augenblick, wo O'Faryll ihn erkannt, allen Muth zur Vertheidigung verloren hatte, ließ sich, stumpfsinnig, wie ein mit der Keule vor den Kopf geschlagenes wildes Thier, ohne den geringsten Widerstand arretiren. Der bald darauf herbeieilende Constable nahm ein kurzes Protocoll auf, das er vom Doctor O'Faryll und den anwesenden Zeugen unterschreiben ließ. Dann ertheilte er den Befehl, den Leichnam, das corpus delicti, sogleich auf's Amt zu tragen.

18.

Am andern Morgen, gleich im ersten Verhöre, gestand Rosberry seine ganze Schuld.

„Ich habe kein Wort zu meiner Vertheidigung hinzuzusetzen,“ sagte er, „und bitte Euch, meine Reue durch ein rasches Urtheil abzukürzen.“

Der Proceß ging ruhig seinen Gang. Erst nach vier Monaten sprach das Gesetz das Todesurtheil über ihn aus. Drei Tage später wurde er hingerichtet.

19.

Auch O'Faryll nahm ein trauriges Ende. Er starb bald darauf im Irrenhause.

XIII.

✝ ✝ ✝

1.

„Combien faut-il de bêtes pour faire un public?“

Champfort.

Er war Schauspieler. Aber wirf ihn, weil ich ihn schlechtweg Schauspieler nenne, nicht in die zahllose Sippschaft jener alltäglichen Bretterhelden, die allabendlich Dir etwas vorgaukeln, was Deine Geduld auf ein Procrusteslager, was Deinen Geschmack auf die Folter spannt und Dich endlich aus dem Theater treibt. Er war eine außergewöhnliche Erscheinung, ein Künstler im schönern Sinne dieses heut zu Tag so arg gemißbrauchten Wortes, ein Künstler, der meist gerade dann, wann er dem großen, kopf- und geschmacklosen Haufen am meisten gefallen hatte, mit sich und seiner Leistung am wenigsten zufrieden war, ein Künstler, der nach etwas Höherm als dem Gejohle der ungebildeten Masse strebte, ein Künstler, dem eine Thräne, die er an der Wimper eines Auges zittern sah, mehr galt, als das Bravobrüllen des ganzen

Publikums, ein Künstler, der, erkennend, daß er höher stehe als der gewöhnliche Haufe seines Standes, sich manchmal den Heroen der Kunst gleichstellte, aber weit öfterer noch in Stunden der Entmuthigung, wie solche im Leben jedes nach Vollendung ringenden Künstlers eintreten, sich für den letzten aller Komödianten hielt. Er war eine excentrische Natur, ein verschrobener Character, dessen Eigenthümlichkeit nach und nach in Bizarrerie und endlich gar in Verrücktheit ausartete.

Außerdem war er, wie jeder Künstler, welcher Geschmack besitzt, ein Feinschmecker, dem außer seiner Kunst nichts so sehr am Herzen lag als ein Austernschmaus, eine Champagnerfête. „Jeder Dichter, jeder Künstler," sagte Mercier, „ist ein Leckermaul, entweder deßhalb, weil jede Kopf=Anstrengung die Magengeister ermattet, oder weil die Priester Apoll's während der Arbeit fasteten, nach der Arbeit aber sich den Genüssen der Tafel hingaben. Je größer ein Dichter, je ausgezeichneter ein Künstler in seinen Leistungen, ein desto größerer Gourmand ist er bei Tische." Auch unser Künstler war ein feines Leckermaul, aber — zu seinem Ruhme sei's gesagt — kein Schmarotzer, der sich die Freuden der Tafel nur auf Kosten fremder Börsen zu verschaffen wußte; er gehörte zu den Wenigen, die viel lieber Andere freihalten, als sich freihalten lassen. Gastfreundlich, freigiebig bis zum Exceß, kannte er keine größere Freude, als seinen Freunden und Bekannten einen Austernschmaus, eine Champagnerfête zu geben. Was fragte er nach Geld! Mit Vergnügen theilte er das Wenige, was er besaß, mit ärmern Collegen, schämte sich nicht seines Umgangs mit solchen, die beim Theater tief unter ihm standen, ging eben so gern mit dem letzten Choristen, als mit dem ersten Helden um, und freute sich, wenn er einem dieser armen Teufel eine frohe Stunde, ein gutes Frühstück, ein feines Abendbrot verschaffen konnte. Oft verschwendete er in einer Woche

die Gage, mit der er den ganzen Monat hätte auskommen sollen, und so kam es, daß er immer wenig Geld und viel Schulden hatte, die aber seinen Gläubigern mehr Sorge als ihm selber machten. Wenn dann einer dieser Schächer, einer dieser auf Zinsen sich verstehenden Samariter ihn um Bezahlung eines längst fällig gewesenen und schon oft prolongirten Wechsels peinigte, tröstete er ihn auf seine nächste Urlaubsreise im Sommer oder auf seine nächste Benefiz-Vorstellung im Winter, und wenn keine von beiden Vertröstungen ihren Zweck erreichte, stellte er eine reiche Heirath im kommenden Frühling oder die Erhebung einer sehr bedeutenden Erbschaft im kommenden Herbste in Aussicht. Dann umarmte er den Samariter, packte ihn bei seiner schwachen Seite und ließ ihn nicht eher los, bis er den Wechsel auf drei Monate wieder verlängert hatte. Dann sang er selig-vergnügt:

„Was frage ich nach Geld und Gut,"

und schleppte seinen Samariter ins erste beste Weinhaus und hielt ihn dort — ein wahrer Künstler kann nie geizig, ein Geizhals nie ein wahrer Künstler sein — mit Champagner frei.

Champagner war nun einmal sein Lieblingsgetränk, sein flüssiges Steckenpferd, seine in Flaschen gefüllte Passion. Und wer von Euch liebt nicht auch den Champagner, diesen Wein der Weine, diesen König der Keller, diesen Liebling der Frauen, diesen Wein, den gewiß jeder Dichter einmal in seinem Leben — gleichviel in welchem Versmaaße — gefeiert, den aber Keiner von Allen so schön besungen hat, als Charles Coffin in einer lateinischen Ode, um die selbst Meister Horaz ihn beneidet haben würde.

Im Jahre 1652 gerieth die medicinische Facultät zu Paris auf den gastronomischen Einfall, einen Preis auszuschreiben für die beste Beantwortung der Frage: ob der Champagner dem Burgunder, oder,

umgekehrt, der Burgunder dem Champagner vorzuziehen sei? Es sollen damals über tausend Abhandlungen eingelaufen sein, von denen zwei Drittheile dem Champagner den Vorzug einräumten. Erst fünfzig Jahre später trat ein Herr J. B. de Salins für den Burgunder in die Schranken und bewies in seiner „Défense du vin de Bourgogne contre le vin de Champagne“ (Luxembourg 1704), daß der Letztere weit ungesünder sei als der Erstere. Aber dieser Gegner war nicht im Stande, den immer mehr und mehr sich vergrößernden Kreis der Champagner-Parthei zu verkleinern. — Die besten Champagner-Reben grünen in der Gegend von Ai. Noch im Jahre 1830 wurden mir dort vier kleine Hügel gezeigt, von denen der Eine einst dem Papst Leo X., der Zweite dem Kaiser Karl V., der Dritte dem König Franz I. von Frankreich, und der Vierte dem König Heinrich VIII. von England gehört. Von diesen vier Herren hatte Einer dem Andern so wenig getraut, daß Jeder einen geheimen Spion als Wächter des gemeinschaftlichen Winzers hingesetzt haben soll.

Es ist eine durch tausend Beispiele bewiesene Thatsache, daß fast alle großen Dichter und Künstler Verehrer des Champagners gewesen sind; es unterliegt keinem Zweifel, daß der Champagner der Wein der Poesie und die Poesie der Weine ist. Ein Mensch, der nicht den Champagner liebt, muß entweder ein Schurke oder ein Dummkopf sein.

Da aber mein Freund eben so wenig das Eine als das Andere, sondern ein Künstler im wahren Sinne dieses Wortes war, so lag es in der Natur der Sache, daß er gern Champagner trank.

Nebenbei gewährte es ihm noch ein ganz besonderes Vergnügen, von jeder Champagnerflasche, der er den Hals gebrochen hatte, zur Erinnerung an den Genuß, den ihr schäumender Inhalt ihm bereitet, sich den Pfropfen aufzubewahren. Auf diese Weise hatte sich bei ihm in

einer Reihe von Jahren ein ganzer Haufen solcher Korkstöpsel aufgesammelt, die er scherzweise „die Ruinen von Rom,“ sich selbst aber den Marius dieser Trümmer zu nennen pflegte. Von jeder seiner Gastrollen hatte er in der Regel wenig Geld, aber desto mehr Champagner-Pfropfen mitgebracht.

„Wenn ich,“ sagte er oftmals, wann seine Geldbörse an der Auszehrung litt, „für jeden dieser Stöpsel die zwei Thaler, die er mich gekostet, zurückgezahlt erhielte, dann brächte ich ein Sümmchen zusammen, mit dem ich einen kleinen Theil meiner Gläubiger befriedigen könnte. Diese Samariter fangen an, unangenehm zu werden, und wenn mir der grundgütige Himmel nicht bald einen Goldklumpen in den Schoos wirft, sind diese Hunde capable, mich einsperren zu lassen.“

Aber zum Glück that das Niemand.

2.

Dieser liebenswürdige Künstler hatte in den letzten Jahren seines Lebens eine fixe Idee, so sonderbar und gewiß so einzig in ihrer Art, daß ich meine Leser damit näher bekannt machen muß.

Das Kinn unseres Schauspielers befand sich eines Morgens unter dem Messer seines Barbiers, als er plötzlich ausrief:

„Horch! Horch!“

Sein „schaumschlagender Genius“ wußte nicht, was das bedeuten sollte.

„Cochinchinese, hören Sie nichts?“

„Nichts, gar nichts!“

„Aber ich, ich höre etwas . . .“

„Was hören Sie?“

„Er kräht schon wieder . . .“

„Wer kräht?“

„Kamtschadale, wer kräht denn anders als der Hahn?“

„Welcher Hahn?“

„Liliputaner, mein Hahn!“

„Haben Sie einen Hahn? Den hab' ich ja noch nie gesehen! Ei, wo steckt er denn?“

„Wo er steckt? In meinem Leibe, Irokese! Hören Sie denn wirklich nicht, wie er kräht?“

Figaro, ein kluger, pfiffiger Patron, legte sein Ohr an den Bauch seines Kunden und horchte mit einer Ernsthaftigkeit, die seiner Mimik zur höchsten Ehre gereichte.

„Maracaibaner, Sie müssen taub sein, wenn Sie das nicht hören können.“

„Sie haben Recht, er kräht wirklich! Aber sagen Sie mir doch um Gottes Willen, wie hat dieser Hahn es angefangen, sich in Dero werthen Leib einzulogiren?“

„'S ist 'ne traurige Geschichte, die ich Ihnen erzählen will. Als ich vor zwei Jahren nach München ging, um dort ein Paar Gastrollen zu spielen, trieb mich mein finsteres Geschick, in den „Gasthof zum goldenen Hahn“ einzukehren. Ich wohnte dort über acht Wochen, lebte wie Gott in Frankreich, trank damals in einer Woche mehr Champagner, als jetzt in einem Monat, und brauchte auch außerdem so viel, daß ich bei meiner Abreise nur die eine Hälfte der ungeheuern Zeche bezahlen konnte und die Andere dem Wirthe schuldig bleiben mußte. Ich versprach ihm, diese Schuld in längstens drei Monaten zu bezahlen. Wenn ich nicht Wort halte, sagte ich zu ihm im Augenblick, als ich von ihm

Abschied nahm, dann lassen Sie so lange Ihren goldenen Hahn krähen, bis ich dadurch an meine Pflicht erinnert werde. Schön, sagte der Wirth mit so verdächtigem Lächeln, daß ich darüber — ohne mir Rechenschaft geben zu können, weßhalb — mehr als vor dem Grinsen des Teufels erschrak. Ich reis'te ab und schickte ihm . . ."

„Das Geld?" fragte der Barbier.

„Nein, ich schickte es ihm eben nicht! Eine Zeitlang machte ich mir im Stillen Vorwürfe; da er mich aber niemals um sein Geld mahnte, fing ich zu glauben an, er habe es ganz und gar vergessen, und wollte ihn nicht mehr daran erinnern. Vor vier Wochen erhielt ich plötzlich ein Schreiben von ihm, worin er mich an die Worte des Abschieds erinnerte. Wenn ich nicht Wort halte, sagten Sie, dann lassen Sie so lange Ihren goldenen Hahn krähen, bis ich dadurch an meine Pflicht erinnert werde. Ich schicke Ihnen nun meinen Hahn auf den Leib und hoffe, daß sein Krähen Sie erinnern wird, den Rest Ihrer Rechnung so bald als möglich zu bezahlen."

„Und was thaten Sie?"

„Ich versetzte eine neue Uhr und eine alte Rüstung und schickte ihm noch an demselben Tage Alles, was ich ihm schuldig war, aber die Folge davon, daß ich mein ihm gegebenes Wort nicht zur bestimmten Zeit erfüllt hatte, war die: daß ich in derselben Nacht in meinem Leibe das Krähen seines Hahnes vernahm, ein Krähen, das seitdem immer lauter und lauter wurde und mir jetzt weder bei Tage noch bei Nacht Ruhe gönnt."

„Sie glauben also wirklich, daß Sie den goldenen Hahn von München im Leibe haben?"

„Ich glaube es so fest, daß ichs beschwören könnte."

„Und haben Sie noch nichts dagegen gebraucht?"

„Mein Arzt hat mir bereits mehr als zehn verschiedene Medicinen verordnet, aber keine von allen hat etwas geholfen. Im Gegentheil finde ich, daß die Bestie, seitdem ich einnehme, noch viel unruhiger geworden ist. Hören Sie doch, Bengale, wie stark er wieder kräht. Es giebt Augenblicke, in denen ich glaube, daß mein Leib ein Hühnerhof sei."

„Das ist freilich recht fatal! Aber sollte es denn gar kein Mittel geben, diesen Patron herauszulocken?"

„Mein Doctor ist ein Esel; er weiß keinen Rath . . ."

„Wie wär's, wenn man den Kerl von außen anpackte?"

„Den Esel?"

„Nein, den Hahn! Ich würde Ihnen rathen, sich eine spanische Fliege auf den Leib zu setzen. Ich bin überzeugt, sie würde den Hahn herausziehen."

„Glauben Sie, Patagonier, daß das wirklich etwas helfen könnte?"

„Es giebt Beispiele von Exempeln. Einer meiner Collegen, mit dem ich beim Beginn meiner Laufbahn zu Stendal in der Altmark practicirte, erzählte mir einmal, es sei ihm — hört, hört! — im Januar ein Maikäfer in die Nase geflogen; er habe es Anfangs nicht bemerkt, bald darauf aber im Gehirn ein immer stärkeres Summen vernommen. Dieser unverschämte Maikäfer, sagte mir mein Freund und College, habe seine Frechheit endlich so weit getrieben, in dessen Gehirne Engerlinge auszubrüten. Mein Freund behauptete, er habe wenigstens dreißig bis vierzig Maikäfer im Kopf, die solchen Lärm machten, daß er verrückt werden müsse, wenn das ewige Gesumme nicht bald aufhöre. Niemand wußte Rath. Endlich fiel mir ein Mittel ein."

„Fahren Sie fort, Botokude!"

„Ich will Dir die Maikäfer schon vertreiben, Bruder Herz," sagte ich zu ihm, „wenn Du mir folgen willst. Verbinde Dir die Augen, nimm blindlings drei Prisen aus dieser Dose und reiße erst dann die Binde weg, wenn ich's Dir erlaube; glaube ja nicht, lieber Bruder, daß dies gewöhnlicher Taback sei: es ist ein Niespulver, das ich eigends für Dich und Deine Maikäfer zubereitet habe. Er verband sich die Augen, nahm drei Prisen, nies'te ein Mal, zwei Mal, drei Mal, zehn Mal, zwanzig Mal ohne Unterbrechung. Nimm nun die Binde ab, rief ich. Er thats: vor ihm stand ein Becken mit Wasser, und in diesem Wasser schwammen einunddreißig Maikäfer herum. Ich bin gerettet, rief er aus und hatte seitdem keinen einzigen Maikäfer mehr im Kopf."

„Sie sind ein ausgezeichnetes Genie," rief unser Künstler, „lassen Sie sich umarmen, Beduine! Soll ich Sie vollends anbeten, so erweisen Sie mir die Freundschaft, mich von meinem Hahne, wie Jenen von seinen Maikäfern, zu befreien. Bedenken Sie, wie leicht es sonst geschehen könnte, daß mein Hahn sich in eine Henne verwandelt und ich dann am Ende gar noch Eier lege. Wäre das nicht schrecklich?"

„Allerdings, allerdings! Aber wenn Sie mir folgen wollen, so hoffe ich, daß es mir gelingen wird, auch Sie zu curiren."

„Ich will Alles thun, was Sie verlangen."

„Heute Abend nach dem Theater will ich Sie besuchen und Ihnen, bevor Sie ins Bett gehen, ein Pflaster auflegen, das — verlassen Sie sich auf mein Wort — seine Wirkung nicht verfehlen soll. Ich will die Nacht hindurch an Ihrem Bette wachen, um die Wirkung des Pflasters genau zu beobachten; denn Falls es nicht ziehen sollte, müßte ich Ihnen stündlich ein neues auflegen; es wird Ihnen zwar etwas Schmerz verursachen, aber . . ."

„Das schadet nichts! Ich will Schmerzen ertragen, so viel Sie wollen, wenn's nur hilft."

„Bestimmt, bestimmt!" betheuerte der Barbier und ging.

3.

Abends wurde Shakespeare's „König Lear" gegeben.

Am Ufer des Nils, in der Nähe des alten Memphis, ragt seit Jahrtausenden eine von Cheops erbaute Pyramide in die ewigen Wolken hinein. Diese Pyramide, an der, nach historischer Ueberlieferung, 360,000 Menschen zwanzig volle Jahre gebaut, enthält sechs Millionen Tonnen Steine, eine Masse, womit sich, nach der Berechnung eines französischen Ingenieurs, um ganz Frankreich eine zehn Fuß hohe und ein Fuß dicke Festungsmauer ziehen ließe. — Denselben Standpunkt, den dieser steinerne Riese unter den Dschiseh-Pyramiden, nimmt „König Lear" unter den Shakespeare'schen Trauerspielen ein. Dieser Lear ist ein dramatischer Obelisk, über dessen wolkenanstrebendem Scheitel ein Jahrhundert nach dem andern hinziehen wird, ohne dessen Größe zerstören zu können. Die Alles verschlingende Woge der Zeit wird sich machtlos brechen am Fuße dieser granitenen Tragödie, die der Vergänglichkeit trotzt. Und wie sich mit den Steinen jener einzigen Cheops-Pyramide eine Mauer um ganz Frankreich ziehen läßt, so läßt sich aus den Bestandtheilen dieser Dichtung eine ganze Welt von Dramen schaffen, denn jeder Act, jede Scene, jeder Vers im Lear ist ein Drama, ein Drama von Granit und Erz, in das Clio's diamantener Griffel das unauslöschliche Wort

„Unsterblichkeit"

eingeprägt hat.

Wie winzigklein und gebrechlich erscheinen neben diesen Shakespeare- und Schiller-Pyramiden all' die sogenannten Meisterwerke unserer neuesten Trauerspieldichter, von denen Jeder sich und Andere überreden will, daß er größer als Aeschylos und Sophocles, größer als Shakespeare und Schiller, größer als Voltaire und Göthe sei. Aber, scharf ins Auge gefaßt, sind alle diese neuern Trauerspiele Maulwurfshügel gegen die Himalaya-Gebirge, Räucherkerzchen gegen Leuchtthürme, Infusorien gegen Mammuths.

Unser Mime spielte die Titelrolle. Es ist hier nicht der Ort, auseinanderzusetzen, wie er sie gespielt; genug, wenn ich sage, daß er an jenem Abende einen seiner schönsten Triumphe gefeiert, daß sein Organ bald wie das schmeichlerische Kosen des Westwinds, bald — und namentlich in der Fluchscene — wie das unheimliche Grollen eines Orkanes klang, der, die Seelen aller Zuhörer durchwühlend, das Mitgefühl aufrüttelte und alle Herzen mit tiefem Schauer erfüllte.

Am Schluß wurde er lärmend gerufen.

4.

Bald nach der Vorstellung stellte sich verabredetermaßen der Barbier mit seinen Pflastern ein, die er, beiläufig erwähnt, aus harmlosen Brotkrumen zusammengeknetet hatte.

Der Mime mußte sich alsogleich zu Bett begeben und, um der Wirkung des Pflasters Vorschub zu leisten, eine solche Sundfluth Fliederthee in sich hineintrinken, daß er gleich darauf in einen kannibalischen Schweis gerieth und endlich ganz erschöpft einschlief. Der Barbier schlich dann, so leise als nur immer möglich, zur Thür hinaus und brachte einen kleinen Hahn, den er geschickt ins Bett practicirte. Das

gute Thier wurde unruhig und fing zu krähen an; unser Mime hatte aber einen so kerngesunden und massiven Schlaf, daß er nichts davon hörte.

Erst mit Anbruch des Morgens erwacht er . . . der Hahn fängt nach seiner Gewohnheit zu krähen an . . . der Patient reißt die Bettdecke weg und sieht — den Hahn zu seinen Füßen.

„Da ist er, da ist er!" ruft er, außer sich vor Freude, springt aus dem Bett heraus und drückt den Barbier dergestalt an sein Herz, daß dieser allen Athem verliert.

„Halt, halt! Sie erwürgen mich!"

„Lebensretter! Du mußt Dich in mein Stammbuch schreiben."

„Mit Vergnügen," sagte der Barbier, stolz auf die gelungene List.

„Heute Abend trinken wir Brüderschaft miteinander."

„Gut!"

„Morgen schenke ich Dir die Hälfte meiner Gage."

„Auch gut!"

Der Schauspieler umarmte seinen Lebensretter noch ein, noch zwei, noch zehnmal und — warf ihn dann vor lauter Wonne zur Thür hinaus.

„Was aber fange ich nun mit dem verwünschten Hahne an? Er hat mich lange genug gequält, ich will mich an ihm rächen," sprach er, drehte dem armen, unschuldigen Thiere wuthentbrannt den Hals um, öffnete das Fenster und warf es in den Hof hinab. „So, Bestie!" schrie er, „nun hab' ich endlich Ruh' vor Dir!"

Es wird mehr als Einen Leser geben, der Manches von dem, was ich ihm eben erzählt habe, nicht glauben wird. Aber ich könnte Vieles erzählen, was noch weit unglaublicher und dessenungeachtet wahr ist. Ich führe hier einige Beispiele an:

Caspar Barläus, Professor der Philosophie zu Amsterdam, lebte während seiner letzten Krankheit in der beständigen Einbildung, daß er bald von Glas, bald von Butter, bald von Stroh sei.

Der berühmte Arzt, Herrmann Boerhaave, der Euklid der Medicin, kannte einen Verrückten, der sich die fixe Idee in den Kopf gesetzt hatte, ein Hase zu sein, der ohne Unterlaß von tausend maskirten Jagdhunden verfolgt wird.

Professor Zimmermann berichtet, einer seiner Bekannten habe sich lange Zeit eingebildet, ein Gerstenkorn zu sein, weßhalb er auf keine Weise zu überreden gewesen sei, auf die Straße zu gehen, aus Besorgniß, von einem blinden Huhne gefunden und verschluckt zu werden.

Doctor Karl Weigel, einer der ausgezeichnetsten Aerzte Dresdens, hatte einen Freund, der fest überzeugt war, ein Hahn zu sein. Er krähte den ganzen Tag und wollte nie ausgehen, aus Furcht, geschlachtet und gebraten zu werden.

Von einem andern Monomanen wird erzählt, er habe sich eingebildet, ein Pique-Bube zu sein, und habe sich vor nichts in der Welt so sehr als vor der Pique-Dame gefürchtet, die ihn stechen wolle.

Ich selbst kannte zwei himmlische Narren, von denen der Eine die verrückte Idee hatte, eine Flasche Champagner zu sein, und der fünf Monate lang im Bette blieb, aus Besorgniß, daß ihm Jemand den Hals brechen wolle. — Aber noch viel komischer war der Andere, der sich einbildete, ein Genie zu sein, wiewohl er ein Dummkopf mit Eichenlaub gewesen ist.

„Es war einmal ein Pudel,
Ein höchst bornirtes Vieh,
Er hieß Rebb' Mausche Nudel,
Und glaubt', er wär' Genie.“

Ist das nicht auch eine fixe Idee?!

5.

Ein ganzer Monat war seitdem verflossen.

Eines Abends trat unser Mime als „Hamlet" auf. Während der Scene, in welcher der verrückte Prinz von Dänemark den Schauspielern jene Lehren ertheilt, die so wenige unserer Herren soi-disant-Künstler befolgen, unterhielten sich in einer Loge des ersten Ranges zwei altadelige oder, richtiger gesagt, zwei alte adelige Damen so übermäßig laut, daß Seine Königliche Hoheit dadurch im Monologe gestört werden mußte. Prinz Hamlet machte plötzlich eine Pause, warf einen zornglühenden Blick zur Loge hinauf und sagte dann zu einem der Mitspielenden:

„Wenn Gänse schnattern, müssen Künstler schweigen!"

Ein Paar Zuschauer, welche das laute Geschwätz in der Loge mißbilligt hatten, fingen zu applaudiren, die ganze Masse des Publikums aber so wüthend zu scharren, pochen, zischen und pfeifen an, daß das ganze Haus dröhnte.

„Welche Frechheit von einem Komödianten!" riefen Einige.

„Abbitte thun, Abbitte thun!" riefen Andere.

Als der Künstler diese Zumuthung vernahm, trat er dicht vor die Lampen hin und wollte reden. Aber die aufgeregte Zuhörerschaft ließ ihn nicht zu Wort kommen. Das Scharren und Zischen, das Pochen und Pfeifen wurde immer stärker, und mitten durch diesen Lärm ließ sich immer aufs Neue der Ruf vernehmen:

„Abbitten, abbitten!"

Weil aber der Prinz von Dänemark sich dazu nicht verstehen wollte, zuckte er mitleidig die Achsel und wollte abgehen.

„Dableiben, dableiben! Reden lassen, reden lassen!" schrieen Viele.

Da trat er noch einmal vor die Lampen und redete die Zuschauer also an:

„Ich habe bisher immer vor einem Publikum gespielt, dessen huldvolle Nachsicht, dessen feine Gesittung, dessen hohe Bildung mich mit ungeheucheltem Danke und mit innigster Verehrung erfüllt hat. Solch einem Publikum zu gefallen, war bis jetzt mein einziges Streben, mein einziges Glück, mein einziger Stolz. Aber dasselbe Publikum, das so nachsichtig war, mich so oft durch seinen Beifall auszuzeichnen, überschüttet mich jetzt mit seinem ganzen Unwillen, weil ich es gewagt, eine Verletzung der Rücksicht, die jeder einzelne Zuschauer dem Publikum und den Mitspielenden schuldig ist, zu rügen. Wenn zwei Zuschauer sich auf Kosten aller Uebrigen das Recht anmaßen, während der Vorstellung so laut zu schwatzen, daß die Schauspieler kaum ihr eigenes Wort hören können, dann, glaube ich, steht den Letztern das Recht zu, an das Billigkeitsgefühl des ganzen Auditoriums zu appelliren und zu fragen, ob solch eine Störung von Seiten einzelner Zuschauer, ob solch eine Störung, welche die dem ganzen Publikum schuldige Achtung aus den Augen setzt, gestattet werden dürfe? Sagen Sie »Ja«, dann erkläre ich mich schuldig und will die verlangte Abbitte leisten; sagen Sie »Nein« — und Ihre Einsicht, Ihre Bildung und Ihr Rechtlichkeitsgefühl bürgen mir dafür, daß Sie Nein sagen werden — dann war das, was ich gethan, Jedem von uns, mithin auch mir, der ich am meisten unter dieser Störung gelitten habe, vollkommen erlaubt, und in diesem Falle werde ich nicht Abbitte thun."

„Bravo, bravo!" schrie der größte Theil der Zuschauer.

„Er hat Recht, er hat Recht!" schrieen Andere.

„Fortspielen, fortspielen!" riefen Alle.

Unser Schauspieler fuhr nun, so ruhig als ob nicht das Mindeste vorgefallen wäre, in seiner Rolle fort. Die beiden alten Damen aber erhoben sich von ihren Plätzen und verließen, über die Frechheit des Schauspielers und die Umwandlung des Publikums entrüstet — sofort

ihre Loge. Das Gezisch und Hohngelächter des Publikums begleitete sie bis auf die Korridors.

Hier blieben die Damen einen Augenblick stehen und sahen einander ganz verwundert an.

„Nun, liebe Frau von Borsdorf, was sagen Sie zu der Gemeinheit dieses Publikums?“

„Wie können Sie, meine gute Frau Knippel von Knippelsheim, von der Canaille etwas Anderes als Gemeinheit erwarten?“

„Ich werde von nun an nie mehr das Theater besuchen.“

„Das hab' auch ich mir vorgenommen.“

„Um aber vom Theater doch mitsprechen und immer au fait bleiben zu können, werde ich meinen Leibjäger hineinschicken.“

„Das will auch ich thun und meinem Lakaien zugleich den Auftrag ertheilen, den unverschämten Komödianten jedesmal auszupfeifen.“

„Ja, ja, das wollen wir thun,“ sagten die adeligen Damen und gingen weiter.

Die Rede unseres Mimen und sein meisterhaftes Spiel hatten auf das Publikum einen so guten, tiefen Eindruck gemacht, daß er am Schluß der Vorstellung stürmisch hervorgerufen und mit Beifall überschüttet wurde.

6.

Zwei Tage später trat er als Egmont auf.

Die ganze Adelspartheі hatte, aufgehetzt durch Frau von Borsdorf und Baronin Knippel von Knippelsheim, all' ihre Leibjäger,

Kammerdiener, Lakaien, Kutscher und Stallknechte ins Theater geschickt, um den armen Egmont auspochen zu lassen.

Gleich bei seinem ersten Erscheinen wurde er von dem ganzen Domestikenthum mit Zischen empfangen. Diese unerwartete Begrüßung hatte ihn gleich von vornherein so bestürzt gemacht, daß er seine ganze Fassung und Ruhe verlor und an diesem Abend so schlecht spielte, daß selbst seine Freunde nicht den Muth hatten, ihn durch Beifallsbezeugungen wieder aufzumuntern. Nach jedem seiner Abgänge ließ sich auf den Gallerieen und im Parterre ein allgemeines Zischen vernehmen, und so oft Jemand einen Applaus für ihn hervorzurufen versuchte, erscholl ein fast einstimmiges St . . . ., das die einzelne Bravostimme sogleich in die Schranken des Schweigens zurückwies. Der arme Mann, dadurch mehr und mehr verwirrt gemacht, blieb mitten im Monologe stecken, wodurch eine lange Pause entstand, die seine Livree-Richter mit Zischen ausfüllten. Als am Schluß des Stückes einige Stimmen ihn zu rufen versuchten, erscholl ein so allgemeines Pfeifen, daß es vergebliche Mühe gewesen wäre, diesem Sturme Einhalt zu thun.

Tief gekränkt schlich er nach Hause.

7.

Seit jenem Tage war er tiefsinnig.

„Du bist ein armer, erbärmlicher Wicht," sprach er zu sich, als er eines Abends den Weg nach einer Weinhandlung einschlug, „der Zweck Deines Lebens ist ganz und gar verfehlt. Du glaubtest ein Meister Deiner Kunst zu sein und bist ein Stümper geblieben, ein elender Komödiant, der nur in die Vorhallen und nicht in das Innere der Kunst

eingedrungen ist. Was nützt Dir der Beifall des dummen Richters: Publikum? Was versteht dieser blinde Haufe von der göttlichen Kunst? Heute schmückt das vielköpfige Ungeheuer Deine fieberkranke Stirn mit Lorbeerkränzen und morgen reißt es mit plumper Hand diese Kränze von Deiner Schläfe weg, um damit einen Andern zu bekränzen, der nicht würdig ist, die Riemen Deiner Schuhe aufzulösen. Heute hebt man Dich in die Wolken, morgen zieht man Dich in den Koth. Heute überschüttet man Dich mit Blumen, morgen wirft man Dich mit faulen Aepfeln. O wär' ich doch lieber der letzte der Tagelöhner, als so ein erbärmlicher Schauspieler geworden! Meine Freunde sagen: ich sei ein Künstler, meine Feinde sagen: ich sei ein Komödiant, ein elender Koulissenreißer, weiter nichts. Wem soll ich glauben? Bin ich Künstler, bin ich Pfuscher? Ach, ich werde an mir selber irr: ich fange zu glauben an, daß meine Feinde doch wohl Recht haben mögen, daß ich wirklich nur ein Pfuscher, ein erbärmlicher Pfuscher bin, unwürdig, die Bretter zu betreten, die die Welt bedeuten. Hahn, Hahn, warum krähst Du nicht mehr? Ach, es kräht kein Hahn mehr um mich, ich bin lebendig-todt, das Leben ist mir eine Last . . . fort damit!"

Er trat in die Weinschenke ein. Dort, an einem Tische im Winkel, fand er den kleinen, buckeligen Souffleur. Der Schauspieler setzte sich zu ihm und rief:

„Kellner, eine Flasche Gift!" (So hieß er den Champagner.)

„Haben Sie, Herr College, das heutige Journal gelesen?"

„Nein, lieber Freund. Aber warum fragen Sie? Steht etwas über mich darin?"

„Freilich, freilich!"

„Günstiges oder Ungünstiges?"

„Ei, Herr College, wie können Sie nur so fragen! Sie wissen ja, daß dieser Schmierer kein gutes Haar an Ihnen läßt. Er hat Ihren Egmont beurtheilt."

„Und was sagt er über mich?"

„Wollen Sie es nicht lieber selbst lesen?" fragte der unterirdische Theatergeist mit mephistophelischer Schadenfreude.

„Kellner, geben Sie mir das heutige Journal!"

Der Kellner brachte ihm den Champagner und Zeitung, zwei Giftsorten, von denen er zuerst nach der Letztern griff.

„Nun, was sagen Sie dazu?" fragte Mephisto nach einer kleinen Weile. „Einen Künstler Ihresgleichen so zu kränken — ist das nicht infam? Wissen Sie, Herr College, was ich in Ihrer Stelle thäte?"

„Nun, was thäten Sie?" fragte unser Künstler, das andere Gift entkorkend.

„Ich würde ihm Nachts einmal auflauern und ihn dergestalt durchbläuen, daß er sein ganzes Leben lang an mich denken sollte."

„Wissen Sie, lieber Mann, was ich thun will?"

„Nun?" fragte der Buckelige.

„Dieses Glas auf seine Gesundheit leeren! Auch die Feinde sollen leben!" rief der Mime und stürzte nun rasch ein Glas nach dem andern hinab.

„Ich begreife Sie nicht," erwiderte der Kobold, der seinen schadenfrohen Plan scheitern sah.

„Das freut mich," sagte der Schauspieler, leerte das letzte Glas, stand von seinem Platze auf und setzte sich an einen andern Tisch.

Hier saß ein anderer Gast.

„Ei, guten Abend, Herr Ober-Baurath," sagte der Schauspieler.

„Guten Abend,“ erwiderte höfisch=kalt der Herr Ober=Baurath, dessen falsches Gebiß eben an einem alten Truthahnflügel nagte.

„Ich habe schon lange das Vergnügen entbehrt, Sie zu sehen.“

„Ebenfalls, ebenfalls,“ entgegnete der Fortkauende kurz und kalt.

„Was giebt's Neues, Herr Ober=Baurath?“

„Nichts von Bedeutung. Sie haben, wie ich gehört, neulich viel Unglück gehabt!“

„Unglück? Das ich nicht wüßte . . .“

„Man sagte mir, Sie seien als Egmont ausgepfiffen worden . . .“

„Ha, ha, ha! Das nennen Sie Unglück?“

„Ei, soll ich es etwa ein Glück für Sie nennen, wenn ein ganzes Publikum Sie auszischt?“

„Nennen Sie es, wie Sie wollen; ich, für meinen Theil, nenne das Dummheit, Gemeinheit, Kabale!“

„So sind sie Alle! Werden sie mit Beifall überschüttet, so nennen sie das Schuldigkeit, werden sie aber einmal ausgetrommelt, dann heißt das gleich Kabale. Kellner, was bin ich schuldig?“ fragte der Ober=Baurath, um das Gespräch abzubrechen.

„Einen Thaler vier Groschen.“

„Da!“ rief der barsche Gast, wischte sich den Mund, knöpfte seinen Rock zu, erhob sich, nahm Hut und Stock und wünschte dem Schauspieler kühl und flüchtig gute Nacht.

Der Mime gab dem Gehenden keine Antwort; er zuckte die Achsel und leerte noch ein Glas. Der Souffleur aber, der Alles mit angehört hatte, rieb sich vergnügt die Hände und bestellte noch einen Schnitt Saint=Julien.

„Kellner!“ rief der Schauspieler, „was bekommst Du von mir und meinem lieben guten Freunde drüben?“

„Meinen Sie mich?" fragte der Souffleur ganz erstaunt.

„Ei, wen denn sonst? Sie werden es doch nicht übel nehmen, daß ich Sie freihalte?"

„O, nicht im Geringsten, lieber Herr College."

„Macht zusammen vier Thaler sechszehn Groschen."

„Da ist mein letzter Louisd'or. Nimm ihn und behalte das Uebrige für Dich."

„Danke vielmal," sagte der Kellner, der noch von keinem Gaste so viel Trinkgeld bekommen hatte.

„Den Rest dieser Flasche Gift nehme ich mit. Gute Nacht, gute Nacht," sagte er, links den Kellner und rechts den Souffleur grüßend.

„Kommen Sie gut nach Hause," wünschte ihm der Kellner.

„Schlafen Sie wohl, Herr College," grinzte der Souffleur.

„Der Teufel ist Ihr College!" schrie der Mime, sich stolz den Hut auf den Kopf stülpend. Sie sind Souffleur und ich — ich bin Künstler!"

„Ich beneide Sie nicht."

„Da haben Sie Recht, mein Freund. Welcher Schauspieler wäre wohl auch zu beneiden? Welcher andere Künstler muß seine Persönlichkeit, seine arme Haut so zu Markte tragen, wie er? Wer ist den Launen und Ungezogenheiten der rohen, ungebildeten Menge so bloßgestellt, wie er? Wer muß von der boshaften Kritik so viel Schmähungen ertragen, wie er? Der stolze Michel Angelo sagte einst: er möchte lieber Albrecht Dürer, als Kaiser Karl V. sein. Ich, guter Freund, wäre viel lieber ein kleiner Schuhflicker, als ein großer Künstler," sprach der Mime, wünschte noch einmal gute Nacht und ging; aber nicht nach Hause, sondern weit vor das Thor hinaus.

Eine halbe Stunde von der Stadt liegt ein Kirchhof. Auf diesem Gottesacker schläft seit dem 20. Januar 1813 der anmuthigste aller

deutschen Schriftsteller, ein Genie, in dessen Schriften epicuräische Lebensphilosophie, socratische Ironie, horazische Feinheit, Sterne's Humor und Voltaire's Witz, deutsches Gemüth und französische Grazie sich vereinigten, der unerschöpfliche Schöpfer des „Agathon," der „Psyche," der „Idris und Zenide," der „neuen Amadis," des „Aristipp" und des „Oberon," hier ruht der liebenswürdige Christoph Martin Wieland.

Wie der fromme Muselmann alljährlich einmal nach dem Grabe des Propheten wallfahrtet, also pilgerte allwöchentlich einmal unser Mime nach der Ruhestätte seines Lieblingsdichters Wieland hinaus.

Am Ziele seiner Wallfahrt angekommen, kniete er nieder und küßte die Erde, welche die sterbliche Hülle einer liebenswürdigen Dichterseele birgt; dann erhob er sich, zog aus seiner Brusttasche eine Pistole hervor, die er schon den ganzen Tag bei sich getragen hatte, füllte ihren Lauf mit dem Reste der Champagnerflasche, rief: Gute Nacht, böse, heimtückische Welt! und — erschoß sich.

8.

Das geschah zu Weimar am 1. Mai 1826 Nachts zwischen Eilf und Zwölf.

Und der Name des armen Schauspielers?

Heinrich Leo.

Ruhe und Friede seiner irdischen Hülle!

XIV.

Muley Ismael.

1.

„Rache, Rache!"

Byron.

Einer der dümmsten, ausschweifendsten und grausamsten Despoten, deren Namen uns die Asbestblätter der Geschichte aufbewahrt haben, war Muley Ismael, Muley Archid's Stiefbruder und Nachfolger, der im Jahre 1672 den Thron von Fetz bestiegen und sich bald darauf auch des Reiches von Marocco bemächtigt hatte.

Dieser Fürst — oder, richtiger gesagt, dieses Vieh — war die personificirte Grausamkeit und Wollust. Er war es, von dem erzählt wird, er habe die schönsten Sklavinnen seines Harem's in puris naturalibus als Schachfiguren benutzt, ihnen kleine Schilder angehängt, worauf der Name der ihnen zugetheilten Rolle stand, und jedem Steine, nach der Reihe, wie er von einem andern geschlagen worden, die Bastonade ertheilen lassen. Eine andere seiner brutalen Vergnügungen soll darin be-

standen haben, jedem Sklaven, der ihm beim Aufsteigen den Steigbügel hielt, den Kopf abzuschlagen.

An Tagen, an welchen er gelb gekleidet erschien, wußte seine ganze Umgebung, daß er mehr als je zu grausamen Handlungen aufgelegt sei; an solchen Tagen herrschte in seinem Palaste eine wahre Gewitterschwüle: Niemand wagte zu athmen, um nicht dadurch den Zorn des Tyrannen auf sich zu lenken. An solchen Tagen hörte man in den Gärten des Serails keinen Citherklang, keinen Vogelsang, denn selbst die gefiederten Sänger der Luft schienen sich zu fürchten vor der viehischen Wuth Ismaels.

Dieser Ismael hatte nur ein Steckenpferd: es war sein Serail, das mehr als dreitausend Odalisken umfaßte. Diese armen Geschöpfe, willenlose Werkzeuge seiner thierischen Ausschweifungen, hatte er, wie eine Schaafheerde, numeriren lassen; nur die jedesmalige Favorite durfte einen Namen führen, den sie aber bald wieder, wenn er ihrer Reize überdrüßig war, ablegen und mit einer Nummer vertauschen mußte. Diese unglücklichen Sklavinnen bekamen die gewürzhaftesten Speisen und dabei oft, wenn er sie quälen wollte, nichts als laues Wasser zu trinken. So kam es, daß diese bildschönen Blumen von Fleisch und Bein mitten in der vollsten Blüthe, verpestet vom Sirocco seiner grausamen Wollust, schnell verwelkten und versiechten.

2.

Die schönste Favorite seines Harems hieß Coraly. Ihr Auge leuchtete so klar und mild wie Mondenlicht, eingerahmt von den durchsichtigen Wolken der langen schwarzen Wimpern, die sich auf dem weißen Sammet ihrer Wangen abspiegelten; ihr Mund war eine halb geöffnete

Knospe, deren schwellendes Incarnat den Carmin der Rosen von Saron verdunkelte; ihr schlanker Hals, um den sich eine Kette von Korallen wand, glich dem des Schwans, der stolz durch die silbernen Wogen des Ganges und durch die monderhellten Gruppen der Lotosblumen zieht; ihr Nacken war ein blendendweißes Atlaskissen, auf dem die goldenen Ringe ihrer mit Perlenschnüren durchflochtenen Locken ruhten; ihr Busen ein wogendes Beet von Lilien, worauf ein kleines flammendrothes Mal wie eine Koralle im Schnee gebettet lag; ihr Leib so schlank, daß zwei Kinderhände ihn umspannen konnten, ihr Arm so voll, daß das üppige Fleisch in der Gegend des Ellnbogens zwei schwellende Grübchen formte; ihre Hand, um deren Gelenk sich ein Armband von Perlen flocht, hatte die schneeigsten Finger und die rosigsten Nägel, geschmückt mit einem kleinen weißen Halbmond; ihr Füßchen schaute durch den durchsichtigen Strumpf, wie eine schlankgliederige Blume durch die sie verhüllende Glasglocke; mit einem Wort: Coraly war eine jener cirkassischen Schönheiten, denen nichts als ein regenbogenfarbiges Flügelpaar fehlt, um sich als Engel in die azurnen Höhen des christlichen Himmels zu schwingen, oder als Peri das mahomedanische Paradies zu verschönern.

Der alte schlaue Eunuchen-Chef und Ober-Aufseher des kaiserlichen Palastes hatte Coraly von einem Sklavenhändler gekauft, viertausend Piaster für sie bezahlt und damit seinem erlauchten Herrn und Gebieter, Muley Ismael, eine große Ueberraschung bereitet.

„**Mash Allah!**“ hatte der entzückte Kaiser beim Anblick dieser Lichterscheinung ausgerufen, neunmal die Hände über seinen Wasserkopf und neunmal über seinen Kürbisbauch zusammengeschlagen und allerhuldvollst geruht, dem Eunuchen-Chef für diese Serail-Lieferung drei Roßschweife zu verleihen.

Acht Tage lang war Coraly die Sonne gewesen, die alle andern Sterne des Serails, die strahlende Favorite, die alle andern Odalisken in den Schatten gedrängt hatte. Acht Tage lang war sie Muley's Freude, Ismael's Stolz gewesen, der beim Barte des Propheten und beim Bauche seines Vorfahrers geschworen hatte, noch nie ein schöneres Weib erblickt zu haben. Er hieß sie Sonne des Weltalls, Peri des Paradieses, schön genug, das Lager des Propheten zu theilen. Diese Entzückung währte aber, wie gesagt, nicht länger als acht Tage. Dann nannte er sie nur noch das Kameel der Wüste, die Dattel von Beludulscherid und warf sie, gleich einer Blume, deren Duft, gleich einer Frucht, deren Saft er ausgesaugt, zu den Uebrigen.

Coraly's Glückstern war nun in ewige Nacht versunken. Sie verbarg die Sonne ihres Antlitzes in die Falten ihres Schleiers und weinte Tag und Nacht.

„Gräme Dich nicht, Schwester," sprach Nummer 1001, „die Gunst Muley's ist ein Aetherton, der schnell verklingt. Denke nicht mehr daran!"

„Weine nicht, arme Freundin," bat Nummer 999. Keine von uns Allen hat ein besseres Loos erfahren. Als man mich noch Solimena hieß, war ich glücklich und so stolz, als Du es noch gestern gewesen warst. Als ich aber statt des Namens eine Nummer und statt der Küsse Schläge erhielt, da war ich so traurig und niedergeschlagen, wie Du es heute bist."

„Trockne Deine Thränen, Leidensgefährtin," sagte Nummer 1001, „mache es wie ich: sei lustig, wenn auch das Herz Dir bricht."

3.

Aber Coraly war nicht zu trösten. Während alle andern Sklavinnen in den Gärten des Serails Blumen für Ismael's Lager pflückten und Kränze für die Schläfe ihres geist- und herzlosen Bedrückers wanden, während Andere, auf dem grünen Rasen-Sammet hingestreckt, die sehnsuchtvollen Lieder ihrer Heimath sangen, die Cither spielten, oder in den Marmor-Bassins die sonnverbrannten Glieder in den silberhellen Wellen kühlten und ihren Leib mit allen Wohlgerüchen Arabiens salbten, saß Coraly, jetzt auch zu einer Nummer herabgesunken, einsam und allein am Fenster ihrer Zelle und schaute mit thränenfeuchtem Blick auf ihre leichtsinnigen, muthwilligen Genossinnen herab, die ihren Schmerz durch tausend Künste sinnlichen Genusses halb betäubt, oder ganz erstickt ha ten. Sie gedachte ihrer Jugend und der Freiheit, der man sie beraubt, und hoffte, die Gluth ihres Grams durch den Thau der Thränen zu löschen.

Das Leben dieser armen, bejammernswerthen Wesen, von einem grausamen Geschick zu der Strafe verdammt, ohne Murren die brutalen Liebeslaunen eines alten, entnervten Wüstlings zu ertragen, der die Liebe — das Gefühl der Gefühle — nur von der irdischen Seite kennt und in diesen schönen Geschöpfen nichts, als Maschinen seines viehischen Willens sieht, erhält durch die Einförmigkeit, in der die schönste Hälfte ihres Lebens dahinfließt, etwas Peinigendes, das sich weit eher empfinden, als beschreiben läßt. — Diese Unglücklichen, was sind sie anders, als zahme Thiere, die man in vergoldeten Käfigen gefangen hält, die, dem Vergnügen ihres Besitzers geweiht, mit Moschus und Ambra gewaschen, mit Scherbet und Zwiebeln, mit Milch und Reis und andern

nährenden Stoffen abgefüttert werden, damit sie allmälig Fett ansetzen und den erforderlichen Embonpoint erhalten!

Coraly fühlte sich zu einem bessern Loose bestimmt: sie fühlte, daß sie wärmerer, süßerer, schönerer Liebe würdig sei. Und darum sehnte sie sich nach einem Gegenstande, der die Leere ihres Herzens ausfüllen und ihre namenlose Sehnsucht stillen sollte. In schlaflosen Nächten schuf sie sich ein Ideal, das sie mit den glänzendsten Farben ihrer orientalischen Fantasie ausschmückte, einen Mann, so schön, als den Propheten, geschmückt mit allen Reizen der Männlichkeit, erfüllt von allen Tugenden des Korans.

Eines Morgens, als ihre Gedanken schwelgend an den Honiglippen des geträumten Ideales hingen, fiel ihr Blick auf einen jungen griechischen Sklaven, der im Garten des Serails, dicht unter Coraly's Fenster, die Rosenbüsche stutzte, die sich unter der Last ihrer Knospen bogen.

Coraly ließ ihr glühendes Auge auf ihm ruhen mit einer Gier, als ob sie jeden seiner Züge verschlingen wollte. Ihr Athem stockte, ihre Wange glühte. Hingerissen vom Nimbus seiner jugendlichen Reize, riß sie eine Jasminblüthe aus dem Bouquet, das an ihrem Busen prangte, und warf sie so geschickt in den Garten hinab, daß sie dicht zu seinen Füßen niedersank.

Der junge Grieche erhob seinen Blick, zuckte, vom Sonnenstrahl ihrer Augen getroffen, wie ein vom Dufte der Blumen betäubter Schmetterling zusammen, hob dann den Jasmin von der Erde auf und drückte den blühenden Dragoman der Liebe an sein wonnetrunkenes Herz.

Das Gefühl der Liebe ist in jeder Zone dasselbe; wohl aber äußert es sich in jedem Lande auf eine andere Weise. Bei uns greift sie nicht so rasch und heftig um sich, als im Orient. Zwei Liebende kommen

dort in einem Tage weiter, als wir in vier Wochen. Die orientalische Liebe ist eine schnellfüßige Gazelle, die, nicht Gefahren scheuend, munter die höchsten Gipfel der Liebesalpen erklimmt; die occidentalische Liebe hingegen ist ein schwerfälliges Kameel, das scheu und bedächtig durch die Sandwüste der Convenienz keucht, in jeder Stunde vorschriftsmäßig höchstens eine deutsche Meile zurücklegt und, endlich nach Monden am Ziele angelangt, sich behutsam auf ein Knie niederläßt und tausendmal dagewesene Liebesfloskeln zehnmal wiederkäut. Die Liebe des Morgenlandes erhebt sich mit den gedankenschnellen Schwingen des Condors, die Liebe des Abendlandes mit dem schwerfälligen Flügelschlag des Dudu in die lichten Regionen ihrer Wünsche. Die morgenländische Liebe schreitet schneller als ein geflügeltes Dampfschiff, die abendländische langsamer als eine Berliner Droschke vorwärts. In Prozeß- und Liebessachen — die Liebe ist ja auch nur ein Prozeß, bei dem die eine Parthei das gewinnt, was die Andere verliert — liebt der Orient kurze und der Occident lange Procedur. Liebes- und andere Händel, welche bei uns lange Jahre zwischen Himmel und Erde schweben, werden dort, schneller als man die Hand umwendet, geschlichtet und abgemacht.

Enfin, Coraly und der junge Grieche liebten sich und Einer erhörte den Wunsch des Andern und — Beide waren glücklich.

4.

Unter jenen Unglücklichen, die zu den Hütern des kaiserlichen Harems gehörten, befand sich auch ein junger Mohr. Er hieß Uphar und war seit drei Jahren der erste Eunuch des Serail's und der Liebling des Ober-Aufsehers, der ihm mehr als jedem Andern sein volles Zutrauen schenkte. Uphar war gleichsam der Stellvertreter seines

Vorgesetzten, der Vice-Aga, welcher Abends, mit dem Schlüsselbunde am Gürtel, die Runde durch die Corridors und Zellen des Frauenzwingers machte, um sich zu überzeugen, ob die Bewohnerinnen dieser Kerker schon zu Bett gegangen, ob sie nicht, aus Unvorsichtigkeit, Licht haben brennen lassen, wodurch Feuer entstehen und das Leben aller Palast-Bewohner leicht hätte gefährdet werden können. Uphar, mit fast uneingeschränkter Vollmacht begabt, durfte zu jeder Stunde der Nacht den Schlaf dieser unglücklichen Geschöpfe stören, um sich Gewißheit zu verschaffen, daß Keine ihn hintergangen habe.

Dieser Uphar war bisher gegen diesen lebendigen Blumenflor, gegen die Reize all' dieser schönen Odalisken kalt und unempfindlich wie jeder Andere seines Gleichen geblieben. Seit jenem Tage aber, wo Coraly in den Harem aufgenommen worden, war in seine Seele ein fremdartiges Gefühl eingezogen, von dem er früher nicht die geringste Ahnung gehabt hatte. Er glaubte behext zu sein und murmelte fortwährend das Maoridath, die zwei letzten Kapitel des Korans vor sich hin, um sich gegen die Einwirkung des Zaubers zu waffnen; doch umsonst: Coraly's Reize faßten Wurzel in seinem Herzen, rangten sich wie Schlingpflanzen um seine Seele und flochten sich als süße Träume in seinen Schlaf ein. Um in der Nähe dieser Houri zu weilen, bettete er sich allnächtlich vor die Thür ihrer Zelle, um jeden Zug ihres Athems, jeden Seufzer ihrer Brust zu belauschen. Wenn er dann endlich eingeschlafen war, trat Coraly's Bild vor seine Seele; träumend glaubte er im Paradiese Mahomed's zu sein.

Nach dem Koran, der, beiläufig gesagt, aus 114 Kapiteln, 6,236 Abschnitten, 77,639 Wörtern und 323,015 Buchstaben besteht — ich erlaube jedem meiner Leser, das Alles selber nachzuzählen — nach diesem Koran, den mancher Muselmann Wort für Wort besser auswendig weiß

als mancher Christ sein Vaterunser und als mancher Jude die Zinstabelle, nach diesem Koran, den der Prophet mit Hilfe des Jacobiten Batiras und des Nestorianer's Sergius redigirt hat, nach dieser mahomedanischen Bibel giebt es sieben Paradiese: die sechs ersten sind von Silber, Gold, Smaragd, Amethyst, Rubin und Diamant; das siebente und letzte aber ist ein abendloser Lustgarten, in welchem ewiger Frühling herrscht, ein Eden, durchrieselt von Flüssen mit Milch und Honig, geschmückt mit immergrünen, ewig blüthenschwangern Bäumen, an deren Aesten goldene Orangen prangen, aus deren Schooße, beim Oeffnen derselben, junge Mädchen herausquellen, deren Schönheit über alle Beschreibung erhaben ist. Es giebt vier Arten solcher Houris: die ersten sind weiß wie Milch, die zweiten grün wie das Meer, die dritten gelb wie Gold und Safran, die vierten roth wie Purpur und Carmin. Ihre durchsichtigen Körper sind aus Moschus, Ambra und Weihrauch, aus Blumenduft, Aetherglanz und Sternenlicht zusammengewebt. Ihre Augen sind so leuchtend, daß sie die Nacht in Tag verwandeln, ihr Athem ist so würzig und süß, daß er über den ganzen Erdball hin die lieblichsten Düfte verbreitet. Diese Houris, die der Perser Peris nennt, sind nackt; auf ihrer Morgenroth=Stirn lies't man mit goldenen Buchstaben: „Wer Liebe für mich fühlt, erfülle den Willen des Ewigen: er komme in meine Arme und genieße die Wonne der Wonnen!" Alle, so auf Erden die Gesetze des Propheten befolgt haben, werden im siebenten Himmel mit diesen Houris vereint unter Zellen von weißen Perlen, wo ihrer siebenzig Bänke von Rubinen, auf jeder Bank siebenzig Matten und auf jeder Matte siebenzig Sklaven harren, die jeder dieser Houris siebenzig Kleider reichen, so leicht und durchsichtig, daß man bis ins Mark ihrer Knochen sehen und die Schläge ihres Herzens zählen kann. Tausend Jahre werden die Gläubigen in den Umarmungen dieser

Peris verweilen, die trotzdem ewig Jungfrauen bleiben. Nun frage ich jeden meiner Leser, gleichviel ob er Christ oder Jude ist, ob er sich nicht einen Passe-par-tout zu Mahomed's verführerischem Paradiese wünscht? Ich frage Jeden, ob dieser Mahomed nicht ein grundgescheidter Mann gewesen ist, der seine Türken eben so gut, wie Wallenstein seine Pappenheimer gekannt hat?

Uphar befand sich, so oft er von Coraly träumte, im siebenten Himmel. Er erblickte in Coraly die schönste aller Houris und in jeder Houris eine Coraly. Auf dem Elfenbein ihrer Stirn schimmerten die goldenen Worte: „Wer Liebe für mich fühlt, erfülle den Willen des Ewigen: er komme in meine Arme und genieße die Wonne der Wonnen!" Der arme Eunuch las diese Worte, knirschte mit den Zähnen, fluchte seinem grausamen Vater, verwünschte sich und sein Geschick, verhöhnte Gott und den Propheten und sah sich plötzlich aus der lachenden Tageshelle des Paradieses in die ewige Nacht der Hölle versetzt.

Mahomed's Hölle hat sieben Eingänge und sieben verschiedene Torturen. Ein hinabgeworfener Stein muß neun Tage und neun Nächte fallen, um an die Pforten der Hölle zu gelangen. Der ganze unendliche Raum ist von Feuer- und Schwefelströmen durchzogen, in die jeder Verdammte, mit siebenzig Ketten belastet, von bösen Geistern fortwährend hinabgetaucht wird. Die armen Sünder erhalten dort keine andere Speise als bittere Früchte, wie Teufelsköpfe geformt und von dem Höllenbaume gepflückt, der Zacoum heißt; kein anderes Getränk, als dasjenige, was sie aus den Schwefelquellen schöpfen müssen. — Wer von Euch möchte, in eine solche Hölle versetzt, nicht Alles anwenden, um seine Contremarke gegen ein anderes Billet umzutauschen?

5.

Wißt Ihr, was unser Schiller sagt? „Wer keinen Menschen zeugen kann, der kann auch keinen lieben."

Genau betrachtet ist dies eine jener Redensarten, die hinter schöner Schaale einen faulen Kern verbergen. Wie, sollte ein Eunuch nicht im Stande sein, zu lieben? Ich glaube gerade umgekehrt, daß solch ein Unglücklicher wärmer, reiner, inniger lieben kann, als jeder Andere; schon darum, weil seine Liebe nicht den verzehrenden Pesthauch der Sinnlichkeit in sich trägt, weil sie, geläutert von den Schlacken des Irdischen, ihre Schwingen im reinen Aether badet und nicht so schnell erkaltet als jene Alltags-Liebe, die, im Schlamm des Irdischen versunken, bald gelöscht und befriedigt ist.

Also glaubt es nur: der Eunuch liebte Coraly; er liebte sie mit der reinen Gluth der reinen Liebe; sie aber haßte den häßlichen Uphar, der kein Mann, kein so schöner Mann als Arno, der junge Grieche war.

Der arme, bemitleidenswerthe Uphar! Zwei feindliche Gestalten theilten sich in die Herrschaft seines Herzens: Liebe und Eifersucht, zwei Tyrannen, die mit despotischer Gewalt das Reich seiner Gedanken und Gefühle beherrschten, Zwillingsbrüder, die sich wechselseitig bekämpften und besiegten, und sein Herz in tausend Wonnen wiegten und auf tausend Foltern spannten; die Liebe kettete sich, dem Schatten gleich, an Coraly's Ferse fest, die Liebe folgte ihr auf Weg und Steg und küßte jeden Baum, der sein smaragdenes Zelt über sie ausgebreitet, jeden Rasen, der ihr zum Ruhebett gedient, jede Spur, die ihr Sylphenfuß in den weichen Sand gedrückt. Wenn sie mit Tagesanbruch aus der Wärme ihres Lagers in die erfrischende Kühle des Bades hinabstieg, kniete er nieder vor ihr Bett, küßte den Pfühl, worauf ihr Haupt ge-

ruht, küßte das Nachtgewand von Mousselin, das den Schnee ihrer Glieder eingehüllt, küßte den Spiegel, in dem sie ihre Reize angeschaut. — Die Eifersucht aber heftete sich an die Wimpern ihrer Augen, bewachte jeden Blick Coraly's und eiferte selbst mit den Zephiren, die mit der duftigen Fülle ihrer Locken, mit den Enden ihres Schleiers, mit der Zitternadel ihres Turban's spielten.

„Coraly," sagte er eines Morgens, als sie, vor dem Spiegel sitzend, die goldenen Haare flocht, „seit Monden lastet ein Geheimniß auf meinem Herzen, ein Geheimniß, das ich von mir abwälzen muß, wenn es mich nicht, wie ein böser Alp, zu Boden drücken soll. Coraly, Sonne der Sonnen, ich liebe Dich!"

„Wie?" fragte Coraly, „habe ich recht gehört? Uphar liebt mich?"

„Mit aller Kraft der ersten Liebe!"

„Ich traue meinen Ohren nicht! Uphar liebt mich! Uphar, der Eunuch?"

„Coraly, Uphar liebt Dich, wie der Parse seine Sonne, wie der Schwan den Lotos, wie Bülbül die Rose von Gulistan liebt. Coraly, Du bist meine Sonne, mein Lotos, meine Rose! In Deinem Auge wohnet meines Glückes unerreichbar hoher Stern, in Deinem Herzen liegt mein Paradies, schöner als die sieben Himmel des Propheten."

„Uphar, hat der Duft des Lotos und der Rose Dich betäubt, hat der Strahl der Sonne Dein Gehirn verbrannt? Du wagst es, Eunuch, die treue Sklavin Deines Herrn zu lieben? Vergiß nicht, Uphar, daß es nur eines Wortes von mir bedarf, um die Flamme Deiner thörichten Liebe zu ersticken."

„Ein Wort?! O nenne mir das eine Wort! Ach, Coraly, was habe ich nicht Alles versucht, um mich mit ehernem Panzer zu waffnen gegen die unabwendbaren Pfeile Deiner Augen? Ich habe zu Gott und dem Propheten gebetet, meine Liebe zu Dir im Keime zu zerstören; ich bin nach Medina hingepilgert und habe am Grabe des Propheten das Gelübde gethan, meine sündige Seele drei Tage jeder Woche durch strenges Fasten zu kasteien, wenn der Prophet die Wurzel meiner Liebe zu Dir ausrotten wolle aus meiner Seele; aber je mehr ich gefastet, je mehr ich gebetet, je mehr ich versucht, Dich zu hassen, desto höher wuchs meine Liebe zu Dir. Was kann wohl das arme Eisen dafür, daß die geheimnißvolle Kraft des Magnets es an sich zieht? Du, Coraly, bist der Magnet, mein Herz ist das Eisen, das Du mit unzerreißbaren Ketten an das Deinige gefesselt hast. Nenne mir das eine Wort, das die Gluth meiner Liebe löschen, das den Zauber des Magnets vernichten, das mir die Freiheit meiner Seele, den Frieden meiner Tage, die Ruhe meiner Nächte wiedergeben kann, und knieend will ich Dir danken für den Balsam, womit Du die Wunde meines Herzens heilst."

„Ein Wort dem Kaiser, und Uphar, der treulose Sklave seines Herrn, wird in jenem Mörser, der im Vorhofe des Serails steht, lebendig zerstoßen, oder kommt, wenn das Glück und der Aga ihm wohl wollen, mit fünfzig Peitschenhieben fort."

Uphar ballte krampfhaft seine Faust und schwieg. Coraly aber sprach:

„Ein Eunuch, ein Unding, weder Mensch noch Thier, ein Scheusal, wie Du, wagt von Liebe zu reden? Hier, Thor, nimm die goldene Schnur, die meine Hüften umschlingt, und hänge Dich und Deine Liebe an den ersten besten Baum. Hier mein Dolch, ritze Dir damit die erste

beste Ader auf und schröpfe Dir das tolle Blut aus Deinem Herzen weg."

„Coraly!"

„Fort, Eunuch! Dein Anblick flößt jeder Faser meines Körpers Abscheu, Grausen, Ekel ein."

„Vater, Vater!" rief Uphar, wüthend die Fäuste ballend.

„Geh', Thor! geh' und begrabe Dich und Deine Liebe in den tiefsten Schlamm der Erde.

„Coraly, habe Erbarmen mit dem Aermsten der Armen, schenke ihm einen Blick des Trostes, ein Wort des Mitleids!" flehte der Mohr, dem eine Fluth heißer Thränen aus den Augen quoll.

„Elender! soll ich um Hilfe rufen? Aus meinen Augen, Scheusal!"

Uphar knirschte die Zähne und ging.

6.

Verschmähte Liebe artet in Haß aus.

Uphar, der sich von Coraly lieblos verstoßen, mitleidslos verachtet sah, sann auf Rache. Im ersten Auflodern seines feurigen Hasses hätte er Coraly lachend mit seinen Nägeln zerreißen können; kälter geworden, fühlte er, daß ihr Tod, wenn auch gewaltsam herbeigeführt, seinem racherfüllten Herzen nicht genüge.

„Nein, sie soll leben; ihr Leben aber soll ihr zur unerträglichen Qual werden; sie soll fühlen lernen, was ein Tag ohne Sonne, was ein Leben ohne Liebe ist. Nicht sie, aber Arno, der sich in den Strahlen ihrer Liebe sonnt, soll als Opfer meines Hasses fallen; der Lichtglanz ihrer Augen soll im Strome ihrer Thränen untergehen und ihr gramgebeugtes Herz trostlos hinwelken; dann will ich vor sie hin-

treten und mich weiden an ihrer Qual und hohnlachen ihrem Elend. Grausame Coraly, Du hattest kein Wort des Trostes, keine Thräne des Mitleids für mich; ich will nun Haß mit Haß vergelten. Botest Du mir nicht Deine Schnur? Sagtest Du nicht: Hänge Dich und Deine Liebe an den ersten besten Baum? Und wenn ich's thäte, trübte wohl eine Wolke Deiner Augen hellen Sonnenschein? Du würdest lachen und glücklich sein im Arme des Geliebten. Das aber sollst Du nicht sein. Dein Glück will ich zertreten, wie Du meine Liebe zertratest. Du sollst elend werden, elender noch als ich es bin.

Darauf eilte er zum Kislar=Aga.

7.

Ismael war gerade bei guter Laune. Einer seiner Sklaven, ein junger Deutscher, der mehrere Jahre als Commis=voyageur einer Hamburger Schnupftabacks=Fabrik in der Welt umherkutschirt, einmal auf dem mittelländischen Meere in die Hände der Seeräuber gerathen, als Sklave an den Kaiser von Fetz und Marocco verkauft und nach kurzer Zeit so sehr dessen Liebling geworden war, daß er bei Muley die Stelle eines Hofnarren und Staatssecretairs bekleidete, dieser Hofnarr, der früher Christoph Schulze, später aber, als er aus mehr als einer Rücksicht zur muhamedanischen Religion übergelaufen war, den Namen Mehemet Hadschi angenommen — dieser Renegat, der dem Kaiser unter Anderm auch Unterricht im „Schaafskopf," dem bekannten Kartenspiele, und in der deutschen Sprache ertheilt hatte, dieser Christoph Hadschi, dieser Mehemet Schulze gab dem Kaiser, um Allerhöchstdenselben in froher Stimmung zu erhalten, allerlei Räthsel auf, Räthsel, die, wie mein geliebter Leser sich bald überzeugen wird,

so geheimnißvoll verhüllt waren, daß ein ungemein hoher Grad von Scharfsinn dazu gehörte, den Sinn derselben zu entschleiern.

„Hoheit," begann der räthselspeiende Ex-Tabacks-Reisende, „ich will Dir jetzt, mit Deiner gütigen Erlaubniß, eine Nuß zu knacken geben, die härter sein soll, als alle frühern."

„Heraus damit!" herrschte der scharfsinnige Monarch.

„Ich denke mir ein Wort von vier Sylben. Die beiden ersten, die in der Erde wachsen, werden, wie die beiden letzten, die gleichfalls in der Erde wachsen, zu einer Speise benutzt, die gewöhnlich mit dem Braten herumgereicht und mit Essig und Oel angemacht wird."

„Ein viersylbiges Wort," wiederholte der Kaiser von Fez und Marocco. „Alle vier Sylben wachsen in der Erde, wie Du sagst, und werden mit Essig und Oel angemacht. Höre, Hadschi, das Räthsel ist schwer."

„Ungeheuer schwer!" versicherte Mehemet Schulze.

„Diese vier Sylben werden als Braten herumgereicht?"

„Nicht als, sondern mit dem Braten."

„Ich hab's, ich hab's!"

„Du scherzest, Hoheit."

„Beim Barte des Propheten, ich hab's! Capernsauce, Capernsauce!" schrie Oedipos II.

„Errathen, errathen," erwiderte Christoph Hadschi, der nicht den Muth hatte, seinem Herrn und Gebieter zu widersprechen. „Ich gestehe Dir, Hoheit, daß Dein Scharfsinn mir täglich immer mehr und mehr Achtung einflößt. Bei mir zu Hause braucht ein Fürst zur Auflösung eines solchen Räthsels mindestens einen ganzen Tag und eine ganze

Nacht; Du aber brauchtest kaum fünf Minuten dazu. O Heil Dir, mein Fürst!"

„Gieb mir rasch noch ein Anderes auf!"

„Schön," sagte die Hamburger Sphynx. „Wieder ein viersylbiges Wort: die beiden Ersten nennen Dir eine Frucht, die auf Bäumen wächst, in der Regel blau, mitunter auch gelb ist; die beiden Letzten, die mitten in der Frucht stecken, sind hart wie Stein; das Ganze ist ein Theil der beiden Ersten. Sieh, Hoheit, wenn Du auch das errathen kannst, dann hört wirklich Alles auf; dann weiß ich kein Räthsel mehr, das für Deinen Scharfsinn schwer genug wäre."

„Vier Sylben, sagtest Du. Die beiden Ersten ein Stein und die beiden Letzten eine Frucht?"

„Umgekehrt, Hoheit, umgekehrt."

„Also die beiden Letzten eine Frucht und die beiden Ersten ein Stein."

„Umgekehrt, Hoheit, umgekehrt."

„Höre, Hadschi, ich glaube gar, Du willst mich dumm machen?"

„Hoheit, wie kannst Du so etwas von dem treuesten Deiner Diener glauben! Die beiden Ersten sind weich, die beiden Letzten aber hart wie Stein."

„Und wachsen die beiden Letzten auch auf den Bäumen?"

„Natürlich, denn sie stecken ja mitten in den beiden Ersten."

„Ich hab's, ich hab's!"

„Wär's möglich?"

„Beim Bauche meines Vorfahrers, ich hab's! Die beiden Ersten weich, die beiden Letzten hart: das sind Pfropfenzieher.

„Allah Kerim!" rief Mehemet Hadschi und nahm die Miene der höchsten Verwunderung an. „Hoheit, ich beneide Dich!"

„Um mein Serail?“

„Nein, blos um Deinen Scharfsinn. Was waren alle Räthsel der Sphynx gegen die Beiden, die Dein unterthänigster Hund und Sklave Dir aufzugeben sich erdreistet hat! Hoheit, Du bist der größte Mann Deines Jahrhunderts!“

„Ja, das bin ich,“ sagte Muley.

In demselben Augenblick trat der Oberaufseher des kaiserlichen Palastes ein.

„Was giebt's?“ fragte der Kaiser.

„Ich habe meinem Herrn und Gebieter eine Nachricht von der höchsten Wichtigkeit mitzutheilen.“

„Heraus damit!“

„Allnächtlich schwingt sich einer Deiner Sklaven mit Hilfe einer Strickleiter zu Coraly's Fenster empor. Was soll geschehen?“

„Du kannst noch fragen? Der Hund muß baumeln!“

8.

Und als die Nacht ihren Schleier über die Erde warf, und als Arno, mit der Mandoline in der Hand, vor Coraly's Fenster erschien und Grüße der Liebe zu ihr hinaufschickte, sie aber, hinter den geschlossenen Jalousieen lauschend, die Strickleiter herabließ, und Arno auf dieser Himmelsleiter hinaufsteigen wollte in die Höhen seines Paradieses, da stürzten aus dem Versteck der dicht verzweigten Fliederbüsche Uphar und drei Sklaven des Serails hervor, erstickten seinen Hilferuf und — knebelten ihn.

Coraly harrte am Fenster, Arno aber, obgleich die Töne seiner Mandoline längst verklungen waren, erschien nicht. Mit pochendem Herzen wagte sie endlich, die Jalousieen ihres Fensters zu öffnen um hinauszuschauen in die tiefdunkle Nacht. Vergebens versuchte ihr Auge den Geliebten zu erspähen.

„Arno, Arno!" hauchte sie leise in die Nacht hinaus.

Aber als der Ruf der Liebe unerwidert blieb, da zog eine namenlose Angst in ihre Seele ein, mit wachsender Furcht starrte sie in die Nacht hinaus, lauschte mit gespanntem Ohre und fuhr tief erschreckt zusammen, wenn ein Blatt vom Baume fiel, und schloß die Jalousieen, so oft sie das leiseste Geräusch vernahm.

Erst spät kroch das bleiche Antlitz des Mondes aus seiner Wolkenlarve hervor und streute sein mattes Licht auf den Gipfel des Baumes, dessen Zweige neugierig in Coraly's Fenster schauten, hinter welchem sie in athemloser Angst noch immer der Ankunft des Geliebten harrte. Plötzlich vernimmt sie Schritte.

„Arno ist's!" ruft Coraly, öffnet die Jalousieen und stürzt, einen Schrei des Schreckens ausstoßend, ohnmächtig auf die Marmorplatten ihrer Zelle hin.

Auf Uphar's Befehl hatten die Sklaven den geknebelten Griechen, mit dem Antlitz nach Coraly's Fenster hingewendet, an dem Baume aufgehängt.

9.

Am frühen Morgen beeilte sich der Groß-Vesir, Seiner Hoheit Bericht zu erstatten.

Muley, in ein gelbes Kleid gehüllt, blies zornig dicke Rauchwolken vor sich hin, leerte seine Frühstückschocolade und sagte zum Groß-Vesir:

„Noch ehe eine Stunde verronnen ist, muß Coraly, in einen Sack eingenäht, in die Tiefe des Meeres versenkt, und Uphar, der ihr Verbrechen verrathen hat, im Garten des Serails, dicht vor meinen Augen, von vier Pferden zerrissen werden."

Der Groß-Vesir verneigte sich und ging, um Anstalten zu treffen, daß der huldvolle Befehl Seiner Hoheit ohne Aufschub vollzogen werde.

XV.

Puschkin.

1.

„Ego ludendi artificia delexisse, non ludum valde exercuisse laudarem."

Leibnitz.

Zu allen Zeiten haben die tiefsten Denker, die größten Philosophen und ausgezeichnetsten Mathematiker die sogenannten Hasard-Spiele, in welchen Glück, Zufall, blindes Ungefähr entscheidet, in den Kreis ihrer gelehrten Forschungen gezogen, diese Spiele zum Gegenstande arithmetischer Berechnungen gemacht und an die Möglichkeit gedacht, die willkührlichen Launen des Zufalls auf die Gesetze der Wahrscheinlichkeit zurück zu führen.

Der große Leibnitz, der in seiner Abhandlung über ein chinesisches Spiel*) die Bemerkung macht, daß die Menschen in keiner Sphäre

*) Im ersten Bande der Memoiren der Berliner Akademie.

sich sinnreicher, als in der Erfindung der Spiele gezeigt, Montmort in seinem geistreichen „Essai d'analyse sur les jeux de hasard“ (Par. 1712); Bernoulli in seinem gelehrten Werke „de arte conjectandi“ (Berol. 1713); Barbeyrac in seinem stellenweise langweiligen, aber oft tiefsinnigen „traité du jeu“ (Par. 1738); Moivre in seiner scharfsinnigen „doctrine of chances“ (Lond. 1738); Dussaulx in seiner interessanten Abhandlung „de la passion du jeu“ (Par. 1779, 2 Bde.); Bicquilley in seinem tiefdurchdachten „Calcul des probabilités“ (Par. 1787) *); Hindenburg in seiner Sammlung „combinatorisch-analytischer Abhandlungen“ (Leipz. 1800); Vieth in seinen lesenswerthen „Betrachtungen über das Spiel“ (Elberf. 1815); vor allen Andern aber Laplace in seiner Alles erschöpfenden „Théorie analytique des probabilités“ (Par. 1816) und in seinem höchst anziehenden „Essai philosophique sur les probabilités“ (Par. 1819) **), haben die Chancen des Zufalls — Zufall ist die offenbare Folge einer uns unbekannten Ursache — in den Karten-, Würfel- und Lottospielen zu berechnen und wenigstens die Wahrscheinlichkeit des Gewinnes festzustellen versucht.

Was diese und andere Herren nicht Alles berechnet haben!

Professor Vieth, der die Zahl aller möglichen Combinationen der 52 Kartenblätter berechnet, hat ein Facit von 80 Undecillionen, 658,175 Decillionen, 103,516 Nonillionen, 460,331 Octillionen, 660,636 Septillionen, 866,403 Sextillionen, 766,923 Quintillionen, 289,505 Quadrillionen, 440,883 Trillionen, 277,824 Billionen, keine Millionen und keine Einzelne herausgebracht.

---

*) Deutsch von Rüdiger (Leipz. 1788).

**) Deutsch von Tönnies (Halberst. 1819).

Wenn die tausend Millionen Menschen, die unsere Erde bewohnen, nichts weiter thäten, als Kartenmischen und Jeder in jeder Secunde eine neue Stellung hervorbrächte, so würden in einem Jahre doch nur 31,566 Billionen, 928,000 Millionen Stellungen zu Stande kommen. Und wenn die Erde in 6000 Jahren, von Anbeginn an, so bevölkert gewesen wäre wie jetzt, so würde die ganze Menschheit jetzt erst an der 190sten Trillion arbeiten und hätte also noch ein gut Stück Arbeit übrig, um die Unzahl aller möglichen Stellungen zu erschöpfen.

Ein Anderer berechnete, daß die 13 Karten, die jeder der vier Spielenden im Whist erhält, nicht weniger als 607,440,239,600 verschiedenartige Spiele zulassen.

Ein Dritter schrieb einen großen Folianten, worin er in 1024 Taillen dem **Trente-et-un**-Spieler Anweisung ertheilte, auf welche Weise er stets gewinnen müsse. Um diese Berechnung aufzufinden, hatte er die Geduld gehabt, 600,000 Taillen mit sich selbst zu spielen, die aus ungefähr 1 Million 660,000 Abzügen bestanden, eine Arbeit, an deren Ausführung er vier volle Jahre seines Lebens vergeudet hatte.

Laplace stellte in seinem „**Essai philosophique des probabilités**“ eine Berechnung an, nach welcher sich die Wahrscheinlichkeit herausstellt, daß nach 65,767 Ziehungen jede beliebige Quinterne gewonnen werden muß.

Leider haben aber unzählige Erfahrungen bewiesen, daß die Chancen des Zufalls außerhalb des Bereiches aller menschlichen Berechnungen liegen.

2.

Zu jenen Narren, die durch Berechnung eine Formel herausfinden wollten, nach welcher man im Pharo jederzeit gewinnen müsse, gehörte auch Alexander Puschkin, Rußlands Lord Byron, der berühmte Sänger des berühmten Gedichtes „Rußlan und Ljudmila" und einiger andern Dichtungen, durch die er sich einen ehrenwerthen Platz im Andenken der Nachwelt errungen hat.

Puschkin's Steckenpferd hieß Pharo. Nach seiner Ansicht gab es kein zweites Spiel, das bei so großer Einfachheit so viel verwickelte Schwierigkeiten darbiete, als das Pharo, das er „**la crême de tous les jeux**" zu nennen pflegte. Er kannte keinen höhern Genuß, als Nächte hindurch an der Pharobank zu sitzen, den Gang des Spieles zu beobachten, selber mitzuspielen und den Zufall in die Schranken der Berechnung zu fordern. — Er hatte Alles gelesen, was über die Combinationen dieses Spieles erschienen war, und pikirte sich immer mehr und mehr auf die Entdeckung einer sogenannten Kabbala, mit deren Hilfe er Meister des Zufalls zu werden hoffte.

Wenn seine Freunde ihm Vorwürfe darüber machten, daß er an der grünen Tafel sein Geld und seine Zeit verliere, wurde er unwillig und oft sogar böse.

„Gönnt mir doch auch eine Freude, gönnt mir doch auch einen Zeitvertreib," sagte er. „Ich halte mir weder Pferde, wie Thaddäus, noch Maitressen wie Nicanor. Ich bin kein Prasser, bin kein Säufer und lebe so einfach, wie ein Trappist. Ein einziges Frühstück kostet Euch mehr, als mich der Tafel-Aufwand einer ganzen Woche.

„Dafür," erwiderte Thaddäus, „verlierst Du auch in einer einzigen Nacht mehr, als Mancher von uns in einem Monat verbraucht."

„Und wen geht das etwas an? Bin ich Jemandem von Euch etwas schuldig? Ich arbeite und verdiene mehr, als ich brauche.“

„Was Du bei Tag mit Deinen Versen verdienst, verlierst du Nachts am Pharotisch,“ sagte Nicanor.

„Ich bin freier Mann und als solcher keinem von Euch Rechenschaft schuldig.“

„Die verlangen wir auch nicht; wir warnen und bitten Dich nur, Deine Leidenschaft zu zügeln.“

„Habe ich es je gewagt, die Deinige zu zügeln? Hast Du, Thaddäus, je gehört, daß ich Dir Vorwürfe gemacht, wenn Du Unsummen im Ankauf neuer Pferde vergeudet hast? **Chaque fou a sa marotte.**“

„Deine Marotte aber ist hundertmal kostspieliger, als die Meinige. Auch habe ich Etwas davon: ich habe einen Marstall, der seines Gleichen in ganz Petersburg sucht. Was aber hast Du von Deinem Geld?“

„Ich wollte Dir Deine Leidenschaft gern verzeihen,“ sagte Nicanor, „fände ich, daß Du auch einmal gewönnest. Aber so oft ich Dich gesehen, hast Du, trotz Deiner untrüglichen Kabbala, jederzeit verloren. Ich kann nicht begreifen, wie es Dir Freude machen kann, allabendlich Dein Geld zu verspielen.“

„Wißt Ihr, was James Fox gesagt? »Nächst dem Vergnügen, im Spiele zu gewinnen, giebt es kein größeres, als das: zu verlieren.« Wenn ich immer gewönne, dann verlöre das Spiel allen Reiz für mich. Je mehr ich verliere, desto größer wird die Lust, zu gewinnen. Ach, Ihr wißt es nicht, welchen Genuß es gewährt, dem Zufall des Spieles Trotz zu bieten, welchen Genuß es gewährt, den Zufall zu zwingen, sich in das Joch unserer Berechnung zu schmiegen.“

„Aber all' Deine Berechnungen trügen Dich," entgegnete Thaddäus, „sonst würdest Du gewinnen müssen."

„O, es kommt noch! Ihr werdet Euch überzeugen, daß ich mit Hilfe meiner Kabbala früher oder später die Bank sprenge."

„Mit dieser Hoffnung," meinte Thaddäus, „tröstest Du Dich seit Jahren schon."

„Nur Geduld, ich bin noch nicht ganz hinter das Geheimniß gekommen!"

„Thätest Du mir nicht leid, dann würde ich Dich auslachen," sagte Nicanor.

„Ei, dann müßte ich Dich ja schon längst ausgelacht haben."

„Und warum?"

„Weil auch Du noch nicht hinter manches Geheimniß gekommen. Du hast eine Liaison und glaubst, sie gehöre Dir, nur Dir allein an, während ich aus ganz guter Quelle weiß, daß die gute B... nicht blos Dich, sondern noch einen Andern rupft."

„Und dieser Andere?" fragte Nicanor.

„Ist unser gemeinschaftlicher Freund Anatole."

„Sprichst Du Wahrheit?"

„Frage ihn selbst ... er wird es nicht leugnen ..."

„Dann werde ich ihn fordern ..."

„Mache was Dir gefällt."

„Und Du, Du wirst mein Secundant sein ..."

„Meinetwegen."

„Leb' wohl, Alexander!"

„Auf Wiedersehen, Freund Nicanor!"

Der Betrogene rannte wüthend fort.

„Ei, wie indiscret," meinte Thaddäus.

„Er wollte mich auslachen . . . ich mußte ihm beweisen, daß die Reihe an mir sei.“

„Es wird Blut fließen . . .“

„Was liegt daran?“

„Anatole wird Dich zur Rechenschaft ziehen.“

„Ich spiele Pharo und fürchte mich selbst vor dem Teufel nicht.“

Thaddäus zuckte die Achsel und ging.

3.

Am andern Morgen schlugen sich Nicanor und Anatole, der keinen Grund einsah, seine heimliche Liaison mit Mlle. B... zu desavouiren, auf Pistolen.

Anatole bekam einen Schuß in die Hüfte und mußte drei Monate das Zimmer hüten.

4.

Während dieser Zeit arbeitete Puschkin an seiner „Quelle von Baktischissarai,“ einem neuen Gedichte, wofür ihm sein Buchhändler ein Honorar von fünf Silberrubel für jeden einzelnen Vers contraktlich zugesichert hatte.

Die aufgehende Sonne fand den Dichter am Schreibpulte, die untergehende traf ihn an der Pharobank.

5.

Eines Abends — es war während der sogenannten Butterwoche, der russischen Carnevals-Zeit — wollte er sein Glück einmal zur Abwechslung am Roulette-Tisch auf die Probe stellen. Er hatte, um von den Croupiers nicht erkannt zu werden, einen schwarzen Domino umgeworfen und zehntausend Rubel in Banknoten zu sich gesteckt, um mit diesem Gelde eine große Scharte, die er am vorigen Abende von der Pharobank davongetragen, an der Roulette wieder auszuwetzen.

In demselben Augenblick, als der schwarze Domino sich auf der einen Seite des grünen Tisches etablirte, setzte sich auf der andern Seite, ihm gerade gegenüber, ein rosenfarbener Domino fest.

Die beiden Spieler erregten bald die allgemeine Aufmerksamkeit, nicht etwa darum, weil Beide **en masque** erschienen (denn außer ihnen nahmen noch andere Masken am Spiele Theil), sondern blos darum, weil der Eine immer das Gegentheil vom Andern besetzte. Setzte der schwarze Domino sein Geld auf Roth, dann setzte — man konnte wetten darauf — der rothe Domino eine gleiche Summe auf Schwarz, und so kam es, daß, wenn der Schwarze hundert Rubel verlor, der Rothe hundert Rubel gewann, und so umgekehrt. Beide Spieler hatten blos die Aehnlichkeit mit einander, daß jeder von ihnen stets nur eine der drei Chancen: **Rouge ou noire, paire ou impaire, passe ou manque,** keiner von Beiden aber eine Nummer, ein Quadrat oder eine Colonne besetzte. Dann hatte Beider Spielweise nur noch die Aehnlichkeit, daß sowohl der Eine, so oft er gewann, als der Andere, so oft er verlor, den Satz doublirte. Verlor z. B. der eine Domino vier Mal auf Roth, gewann der andere Domino eben so oft auf Schwarz. Die Zuschauer, die dies erst nach und nach bemerkt hatten, fingen allmälig

zu lächeln an, weil sie ein gegenseitiges Einverständniß zwischen Beiden voraussetzten und der Meinung waren, daß das, was der Eine verliere, der Andere zurückgewinnen wolle; als sie aber einsahen, daß der schwarze Domino nach und nach all' sein Geld verlor und über sein Unglück so wüthend wurde, daß er mit den Zähnen knirschte, mit den Füßen stampfte und Flüche vor sich hinmurmelte, während der rothe Domino hohnlachend das gewonnene Geld einstrich, da wußten sie nicht, was sie von Beiden denken sollten.

Puschkin hatte bereits Alles bis auf die letzten fünfzig Rubel verloren. Fluchend warf er den Rest seiner ganzen Baarschaft auf die erste beste Nummer hin ... das Papiergeld flog auf Nummer 11. Eine Secunde später gewann Nummer 12, und Rußlands Lord Byron hatte nun auch den Rest verloren und keine Kopeke mehr in der Tasche.

Wüthend schlich er zum Saale hinaus. Draußen im Vorzimmer trat der rothe Domino auf ihn zu.

„Wohin, Herr Puschkin?" fragte die Maske.

„Wie, Sie kennen mich?"

„Natürlich kenne ich Sie und frage nicht umsonst, wohin Sie wollen?"

„Ich habe all' mein Geld verspielt und will nach Hause, um mir neues zu holen."

„Deshalb brauchen Sie sich nicht nach Hause zu bemühen. Hier sind zehntausend Rubel, die ich für Sie gewonnen habe."

„Für mich? Sie machen mich neugierig auf die Bekanntschaft eines so großmüthigen Freundes. Wer sind Sie, wenn ich fragen darf?"

„Ich bin Nicanor," sagte der rothe Domino, seine Larve abnehmend, „und habe, als ich Dich an die Roulette treten sah, die Vor-

sicht gebraucht, gegen Dich zu spielen und auf diese Weise Alles, was Du verloren hast, für Dich zurück zu gewinnen."

„Du lieber, guter, edler Freund!" rief Puschkin, den dieser schöne Zug wirklich gerührt hatte.

„Das Geld, Alexander, gebe ich Dir aber nur unter einer Bedingung zurück.".

„Und unter welcher?"

„Unter der Bedingung, daß Du mir versprichst, heute nicht mehr zu spielen; denn heute hast Du Unglück, wie Du bereits bemerkt haben mußt."

„Du hast Recht, Nicanor. Ich hatte heut noch mehr Guignon, als gewöhnlich. Heute — hier hast Du Hand und Wort darauf — spiele ich nicht mehr."

„Nun wohlan, so nimm Dein Geld!"

„Ich danke Dir, Nicanor. Wir wollen nun, wenn's Dir gefällt, soupiren."

„Nur hier nicht," sagte Nicanor, seinen Freund fortziehend.

„Was macht Anatole?" fragte Puschkin, als Beide die Treppe hinabgingen.

„Es geht schon viel besser."

„Und wann darf er wieder ausgehen?"

„Vielleicht schon morgen."

Puschkin schwieg und Nicanor ebenfalls.

Bald darauf soupirten Beide bei F . . .

6.

An diesem Abende hatte Puschkin mehr als gewöhnlich getrunken. Die Folge davon war, daß er viel aufgeregter als sonst nach seiner Wohnung heimkehrte und sich mehr als je nach Schlaf sehnte. Aber seine Nerven waren von Spiel und Wein viel zu sehr alarmirt, um sich sobald wieder beruhigen zu können. Er nahm deshalb — ganz gegen seine Gewohnheit — ein Buch zur Hand, um sich gleichsam damit in den Schlaf hineinzulesen.

Das Buch war Vieth's „Betrachtungen über das Spiel."

Da ich annehmen darf, daß von hundert meiner Leser vielleicht nicht zwei dieses ziemlich seltene Werk besitzen, so erlaube ich mir einige Aphorismen und Anecdoten daraus mitzutheilen:

— — — — — — — — — —

Welche Leidenschaft ist wohl mächtiger als das Spiel? Ein leidenschaftlicher Spieler denkt in seiner Aufregung an nichts Anderes in der Welt, als an die Frage: Werde ich verlieren oder gewinnen? Während des Spielens vergißt er Hunger und Durst. Vater Herodot erzählt, die Lydier hätten während einer großen Hungersnoth, die während der Regierung des Königs Atys ausgebrochen war, den einen Tag einzig und allein weiter nichts, als mit Würfeln gespielt, um nicht an's Essen zu denken, den andern Tag vom Spielen ausgeruht und nur so viel Nahrung zu sich genommen, um nicht zu verhungern; so hätten sie es achtzehn Jahre hindurch getrieben, und keiner dieser Spieler wäre dabei verhungert, Mancher aber aus allzugroßer Aufregung schwach geworden. — Niemand altert so schnell, als ein Spieler: im dreißigsten Jahre ist er ein Greis.

Hegesilochus, Statthalter der Insel Rhodus, würfelte mit den Vätern der Stadt nicht um Geld, sondern um Frauen.

— — — — — — — — — —

Auch die alten Deutschen waren unermüdliche Würfler. Sie spielten, wie Tacitus erzählt, um Hab und Gut und endlich, wenn sie Alles verloren hatten, um sich selbst.

— — — — — — — — — —

Schon Juvenal räumt im hundertvierundsiebzigsten Vers seiner neunten Satyre dem Hasardspiel einen Platz vor dem Ehebruch ein:

„. . . . . alea turpis
Turpe et adulterium.“

— — — — — — — — — —

„Wären die Israeliten,“ schreibt Vieth, „wie vom König Pharao auch vom Pharao-Spiel tyrannisirt worden, so hätte Moses, der sie von Jenem befreite, sie gewiß auch von diesem zu befreien gesucht und auf das Gebot: Du sollst nicht tödten, das folgen lassen: Du sollst nicht spielen, und auf das Gebot: Du sollst nicht ehebrechen, das folgen lassen: Du sollst nicht stehlen. Denn wahrlich, ich glaube, daß mehr Zerrüttung häuslichen Wohlstandes und häuslicher Zufriedenheit durch das Spiel herbeigeführt wird, als durch den Ehebruch, und daß mancher Spieler weit mehr den Galgen verdient, als mancher Dieb.“

— — — — — — — — — —

„Pharo! Wo ist ein Spiel wie dieses? Welche große Mannigfaltigkeit bei dieser hohen Einfachheit! Und besteht nicht darin nach allen Lehrbüchern der Aesthetik das Wesen der Vollkommenheit? Pharo ist also ein vollkommenes Spiel. Und daher kommt es auch, daß es, wie die Kunst der Chinesen, immer auf einer und derselben Stufe blieb. Wie viel Veränderungen und Verkünstelungen hat man nicht beim

L'hombre, beim Whist, beim Schach versucht? Du aber, o edles Pharo, bliebst bei allen diesen Revolutionen das, was Du Anfangs gewesen warst. Immer der einfach erhabene Gang, rechts und links, wie beim Pendel einer Thurmuhr. Noch einmal, wo ist ein Spiel wie dieses!!!

— — — — — — — — — —

Wie ungeheuer am französischen Hofe unter Heinrich IV. gespielt wurde, kann man aus den Memoiren Bassompierre's schließen. Es entstanden eine Menge Spielhäuser, welche „academies de jeu" genannt wurden. Der Marschall Bassompierre gewann an manchem Abend hunderttausend Thaler und starb trotzdem in so schlechten Umständen, daß kaum der zwanzigste Theil seiner Schulden bezahlt werden konnte.

— — — — — — — — — —

Rotrou, Verfasser des Trauerspiels „Wenzeslaus" und siebenunddreißig anderer Theaterstücke, ein Dichter, den der große Dichter des „Cid," Pierre Corneille, seinen Vater und Lehrer genannt, war ein unbesonnenes Kind, wenn's auf Spiel ankam. Er hatte einmal (vom Cardinal Richelieu) ein Geschenk von dreihundert Louisd'or erhalten, die er, um sie nicht zu verspielen, an einem sichern Orte unter Reisbündeln versteckte. Aber schon in der andern Nacht mußte er ein Bund nach dem andern ausschütteln, um seine Goldstücke zusammen zu suchen und — siehe da, er verlor sie alle.

— — — — — — — — — —

Vincent Voiture, nach der Frau von Sevigné das Musterbild des französischen Briefstyls, verlor einst in einer Nacht tausendvierhundert Louisd'or, und weil ihm nur ein Tag übrig blieb, um seine zum Pfand eingesetzte Ehre wieder einzulösen, schrieb er seinem Freunde Costar: „Schicken Sie mir, ich bitte Sie dringend, zweihundert Louis, die ich nothwendig brauche, um die Summe von tausendvierhundert Louis, die ich gestern verloren habe, heute bezahlen zu können.

Sie wissen, lieber Freund, daß ich nicht minder auf Ihr Wort, als auf das meinige baue. Wenn Sie das Geld nicht haben, so leihen Sie es sich und wenn Sie Niemanden finden, der es Ihnen leihen will, so verkaufen Sie Alles, ja sogar Ihren guten Freund, Herrn Paucquet; denn ich muß durchaus zweihundert Louis haben." Costar schickte ihm augenblicklich das verlangte Geld, beschwor ihn aber bei allen Heiligen des Kalenders, seine Leidenschaft endlich einmal zu bezähmen. — Voiture nahm sich das Wort ab, eine Zeitlang nicht zu spielen. „Ich habe so gut wie Aristoteles eingesehen," schrieb er bald darauf seinem Freunde Costar, „daß das Spiel keinen Segen bringt und deshalb habe ich auch schon seit sieben Monaten keine Karte angerührt; eine wichtige Neuigkeit, die ich Ihnen früher mitzutheilen vergessen habe." Paul Pelisson erzählt von Voiture, er hätte als reicher Mann sterben müssen, wäre er im Stande gewesen, seine Spiellust beherrschen zu können.

— — — — — — — — — —

Auch Voiture's Freund, Jean Louis Guez de Balzac, war ein leidenschaftlicher Spieler, der sich einst von ihm vierhundert Thaler zum Spielen lieh und ihm über das empfangene Darlehen einen Schein ausstellte, worunter Voiture die Worte schrieb:

„Ich bescheinige hiermit, Herrn von Balzac die Summe von achthundert Thalern schuldig zu sein für das Vergnügen, das er mir dadurch bereitet hat, sich vierhundert von mir geliehen zu haben"

und ihm den Schein zurückschickte.

Noble Spieler sind in der Regel sehr großmüthig, natürlich nur so lange, als sie selbst Etwas haben.

— — — — — — — — — —

Descartes, dieser berühmte Philosoph und Mathematiker, wurde frühzeitig durch den Reiz des Spieles verführt; so auch Michel de

Montagne. Beide aber überwanden sich; Beweis, daß diese Leidenschaft nicht unbesiegbar ist.

— — — — — — — — — —

Paschasius Justus, einer der berühmtesten Aerzte Flanderns war von der Leidenschaft des Spieles so besessen und doch von ihrer Schädlichkeit so sehr überzeugt, daß er vierzig Jahre hindurch mit sich selbst im Kampfe lag. Er verfaßte mehrere lateinische Gebete, worin er Gott bat, ihn von dieser Krankheit der Seele zu heilen. Er schrieb sogar ein Werk gegen diese verderbliche Leidenschaft, um sich von seiner Leidenschaft zu heilen. Die Cur schlug aber nicht an, denn er war einem schlechten Arzte — sich selbst — in die Hände gefallen. Ungeheilt und im höchsten Grade elend, starb er um das Jahr 1598 zu ... aber sein Buch de alea, sive de curanda ludendi in pecuniam cupiditate (.... 1560) existirt noch und wird von den Bibliomanen mehr gesucht, als manches bessere Werk.

— — — — — — — — — —

Eine fromme Dame bekannte im Beichtstuhl unter andern Sünden, daß sie sich zu sehr dem Spiel ergeben habe. „Bedenken Madame," sprach der fromme Beichtvater, „wieviel kostbare Zeit Sie mit dem elenden Kartenmischen verloren haben!" „Ich sah das recht gut ein," erwiderte sie, „aber, ehrwürdiger Herr, gemischt müssen sie doch werden.

— — — — — — — — — —

Zwei unglückliche Spieler saßen neben einander am Pharotische. „Wie können Sie so kaltblütig verlieren?" fragte Einer den Andern. „Kaltblütig?" wiederholte der Gefragte, „sehen Sie her!" Dabei zog er seine Hand aus dem Busen und zeigte ihm die blutig zerkratzte Brust.

— — — — — — — — — —

Mehr als all' diese Anecdoten interessirte ihn eine Geschichte, die sich im Sommer des Jahres 1784 zu Aachen zugetragen hatte. Unter den Badegästen, die blos des Spielens halber von Frankreich herübergekommen waren, befand sich ein Herr Ramier de la Raudier, der, weil er einmal in einem uralten Jahrgang des **Journal des Savans** von 1679 Sauveur's Schlüssel, das Bassette-Spiel zu berechnen, gefunden hatte, auf den verrückten Einfall gerathen war, auch einen Schlüssel zu den geheimnißvollen Schlössern des Pharospiels zu entdecken. Nach zehn Jahre langem Hin- und Herbrüten wollte er endlich eine genaue Berechnung, eine sogenannte Kabbala gefunden haben, mit deren Hilfe er alle Banken der Erde zu sprengen sich dermaßen ernstlich vornahm, daß er seinen kleinen Posten als Privatsecretair bei einem der Minister aufgab und nun von einem Bade in's Andere reis'te, um dort die Richtigkeit seiner Berechnung, die Unfehlbarkeit seiner Kabbala, auf die Probe zu stellen. Die erste Probe mißlang, die zweite ebenfalls und so auch die dritte, vierte und fünfte. Er hatte bereits all sein Geld, aber noch nicht alle Hoffnung verloren, denn er glaubte noch immer an seine perpendiculaire und triangulaire Formeln und überredete sich, daß die Schuld, weßhalb er nichts gewonnen habe, nicht an seiner Kabbala, sondern blos daran lag, daß er nicht Geld genug gehabt, die Martingale — d. h. die jedesmalige Verdoppelung des frühern Einsatzes — bis zu dem Puncte zu treiben, auf dem seine Karte durchaus gewinnen müsse. Wenn man aber bedenkt, daß die Summe der Progression 1. 2. 4. 8. 16. 32. 64. 128. 256. 512 schon bei der zehnten Karte 1023 beträgt, wenn man bedenkt, daß man, um einen einzigen Louisd'or, den man auf die erste Karte gesetzt, zu gewinnen, bei Verlust der zehnten Karte, wenn man bis zu dieser seine Martingale verfolgt, 1023 Louisd'or zu verlieren wagt, so wird Jeder einsehen müssen, daß

jede auf Martingale beruhende Kabbala ein Unsinn ist. Dieser Narr aber wollte das durchaus nicht begreifen und so kam es, daß er eines Abends, nachdem er sein letztes Geld verspielt hatte, nach Hause schlich und sich eine Kugel durch den Kopf jagte.

Nachdem Puschkin dies gelesen hatte, warf er das Buch verdrießlich auf die Erde, löschte die Lampe aus, schob sich, vom Lesen ermüdet auf die andere Seite hinüber und sank bald darauf in festen Schlaf.

7.

Dann und wann geschehen noch Wunder. Wer daran nicht glauben will, der lese, um sich von der Wahrheit dieses Satzes zu überzeugen, folgendes Geschichtchen:

Urplötzlich stand dicht vor Puschkin's Lager eine kleine, buckelige, auf allen Seiten eingekniffene, höchst abenteuerliche Gnomen-Gestalt, die, in ein aus den 52 Blättern des Kartenspiels sinnreich zusammengesetztes Gewand eingehüllt, ein schwarzes Zauberstäbchen in der Hand hielt, das sie so unsanft auf die Nasenspitze des Schlafenden fallen ließ, daß er augenblicklich erwachte, weit die Augen aufriß und, durch den Anblick dieser fremdartigen Erscheinung mehr überrascht als erschreckt, die Frage ausstieß:

„Wer da?"

„Ich heiße Paroli," antwortete der Gnom, „und habe die Ehre der Geist des edlen Pharospiels zu sein. Ich weiß, Freund Puschkin, daß Du seit Jahren Dich vergeblich abquälst, eine Kabbala zu entdecken, durch die Du als unumschränkter Souverain den wetterwendischen, rebellischen Zufall beherrschen und ihn nach Deinem Willen gängeln kannst ich weiß, daß Du trotz aller Anstrengungen, trotz aller Studien diese

Kabbala, dieses große Geheimniß, diesen goldenen Schlüssel noch immer nicht gefunden und deshalb schon viel Geld verloren hast. Du thust mir leid, Freund Puschkin; ich habe unlängst Deine Gedichte gelesen und Dich und Deine Poesie so liebgewonnen, daß ich mich herabgelassen oder, richtiger gesagt, zu Dir hinaufbemüht habe, um Dir unter vier Augen die Auflösung jenes geheimnißvollen Räthsels, das Dein schwacher Geist bisher nicht zu erforschen im Stande war, jedoch nur unter der Bedingung mitzutheilen, daß Du mir zuvor Dein Ehrenwort giebst, jenes große Geheimniß, das ich Dir entdecken will, keinem Andern zu verrathen, nur unter der Bedingung, daß Du den Schwur ablegst, es ewig zu verschweigen.

„Ich schwöre," rief Puschkin mit feierlichem Tone.

„Nun denn, so höre! Das ganze Geheimniß der Kabbala, welche Du suchst, besteht darin, die Augen der drei ersten Abzüge oder sechs ersten Karten zusammenzuzählen. Das As gilt 1, die Zwei 2, die Drei 3 und sofort bis zur Zehn; Bube, Dame und König — merke Dir das genau, Freund Puschkin — werden niemals mitgezählt. Beträgt nun die Summe der Augen der drei ersten Abzüge 32, so besetzest Du die Drei und die Zwei; beträgt sie 18, dann besetzest Du das As und die Acht; beträgt sie aber eine runde Zahl, z. B. 20 oder 30, dann ziehst Du von dieser Zahl die Augen der ersten Karte, die auf die Seite des Bankiers fiel, ab; war z. B. die erste Karte eine Neun, dann subtrahirst Du 9 von 30 und besetzest die beiden Zahlen der Summe, welche Dir übrig geblieben ist.

„Also, weil der Rest 21 ist, die Zwei und das As."

„Ganz recht, Freund Puschkin. Ist aber die erste Karte, die auf die Seite des Feindes fiel, eine Zehn oder ein Bild, dann ziehst

Du von der runden Zahl die Augen der zweiten Karte; ist auch diese eine Zehn oder ein Bild, die Augen der dritten, ist diese wiederum ein Bild oder eine Zehn, die Augen der vierten, fünften oder sechsten ab. Begreifst Du das?"

„Vollkommen," sagte Puschkin.

„Trifft es sich aber," fuhr der Pharo-Geist fort, „daß die Summe der Augen der drei ersten Abzüge nur aus einer einfachen Zahl von 1 bis 9 besteht, dann zählst Du die Augen der nächsten Karte, welche auf die sechste folgt und kein Bild und keine Zehn ist, hinzu und erhältst dann, wenn z. B. die Summe der drei ersten Abzüge 8 und die siebente Karte eine Neun gewesen ist, die Zahl 17 und besetzest dann . . ."

„Das As und die Sieben," fiel Puschkin ein.

„Du begreifst mich ganz vortrefflich," sagte der kleine Kobold Paroli.

„Wie aber, wenn eine dieser beiden Karten verliert?"

„Dann doublirst Du, Freund Puschkin."

„Aber wie oft?"

„Nur zwei Mal, denn das dritte Mal muß Deine Karte gewinnen; das eben ist das Geheimniß; in der Regel gewinnt sie aber schon das erste Mal."

„Und was mache ich dann?"

„Dann steckst Du ruhig Deinen Gewinn ein und wartest die neue Taille ab."

„Ich darf also in keiner Taille mehr als zwei Karten spielen?"

„Mehr nicht, Freund Puschkin. Befolgst Du diese Kabbala, dann darfst Du des Sieges jederzeit gewiß und fest überzeugt sein, daß Du auf diese Weise peu-à-peu alle Banken ruinirst."

„Laß Dich umarmen, edler Schutzgeist," rief Puschkin, im größten Taumel der Freude aus dem Bette springend, um seinen Genius Paroli an's Herz zu drücken.

Der Geist aber war verschwunden oder, besser gesagt, gar nicht da gewesen, denn Puschkin — mein scharfsinniger Leser wird das schon längst durchschaut haben — hatte diese wunderbare Geschichte blos geträumt.

Aber dieser Traum war so lebendig und die Anleitung, die ihm Gott Fantasus gegeben, so einfach, daß Puschkin, da er einmal aufgestanden war, sich nicht wieder hinzulegen, sondern die Lampe anzuzünden beschloß, um jene Kabbala, die ihm der Gott der Träume gelehrt, sofort auf die Probe zu stellen.

Er zog sich seinen chinesischen Schlafrock an, holte rasch ein Spiel Karten herbei und fing mit sich selbst zu spielen an.

Und siehe da, die Kabbala traf wirklich ein. Im Verlauf einer Stunde hatte er gegen dreißig Taillen abgezogen und in allen Taillen jede der zwei durch Berechnung gefundenen Karten gewonnen.

Puschkin konnte vor Freude nicht mehr einschlafen. Er setzte sich an sein Schreibpult und vollendete in der „glücklichsten Nacht seines Lebens" seine „Quelle von Baktischisserai."

Gerade als der Hahn zum ersten Male zu krähen anfing, schrieb er den letzten Vers seines Gedichtes, das nun aus 600 Versen bestand, und da der Buchhändler ihm für jeden Vers fünf Silberrubel zugesagt, so hatte Puschkin jetzt Ansprüche auf 3000 Silberrubel.

Aber mehr als sein Gedicht, mehr als das Honorar freute und entzückte ihn die geträumte Kabbala, die unfehlbar richtig war, denn sie hatte durch dreißig Taillen die Probe bestanden und ihn nicht ein einziges Mal im Stich gelassen.

Dann und wann, sagte ich, geschehen noch Wunder. Wer von Euch zweifelt noch daran???

8.

Puschkin konnte den Abend nicht erwarten. Den ganzen Tag über hatte er nirgends Ruh noch Rast.

Für Menschen, die einem inhaltschweren Brief, einem nothwendigen Besuch, einem wichtigen Ereigniß entgegengehen, hat der Zeiger der Uhr etwas Peinigendes, weil er sich so träg und schläfrig fortbewegt, daß sie die Uhr oft an's Ohr legen, um zu sehen, ob sie vielleicht stehen geblieben sei. Für Menschen hingegen, die nichts zu erwarten haben, entflieht die Zeit mit solcher Hast und Schnelligkeit, daß ihnen mancher Tag kürzer erscheint, als Manchem eine Stunde. — Die Uhr, sagt unser großer Schiller, schlägt keinem Glücklichen; in diesen Worten liegt mehr Sinn als in mancher Tragödie unserer modernen Sophoclesse. — Menschen, welche beständig nach der Uhr schauen, sind in der Regel nicht glücklich: es quält sie eine geheime Unruhe, von der sie sich oft selbst keine Rechenschaft zu geben wissen, eine Unruhe, die sie von einem Orte zum andern fortstachelt und ihnen nirgends das Glück ruhiger Behaglichkeit gönnt. Von zehn Menschen, welche in einer Viertelstunde fünf Mal nach der Uhr sehen, haben fünf eine Liebschaft, drei ein Rendezvous und zwei ein böses Gewissen.

Puschkin, der, wie Jeder, welcher nicht von der Zeit abhängig ist, oft wochenlang nicht ein Mal den Lauf seiner Taschenuhr beobachtete, sah an diesem Tage häufiger als ein Verliebter nach seinem Breguet, trieb sich länger als gewöhnlich auf der Alexander-Newsky-Perspective umher, blieb, um die Zeit abzukürzen, vor jedem Bilderladen

und vor jedem Auslagkasten stehen, liebäugelte — was sonst auch gegen seine Gewohnheit war — mit allen hübschen Pariser Modistinnen, die hinter den Glasscheiben der Putz-Ateliers mit ihren weißen Fingern Zwirn und mit ihren schwarzen sündigen Augen Liebschaften einfädelten, warf bald der Einen, bald der Andern einen Fingerkuß zu, dachte im Grunde aber an nichts Anderes, als an seinen reizenden Traum und seine untrügliche Kabbala, mit der er heute Abend die Bank zu sprengen fest entschlossen war.

Der Hunger trieb ihn endlich zu einem Restaurant. Er war eben damit beschäftigt, sich seine Lieblingsgerichte auszuwählen, als der wiedergenesene Anatole in Begleitung seines Freundes Thaddäus eintrat. Beide setzten sich an Alexander's Tisch.

„Nun, wie geht's, Anatole?“ fragte Puschkin.

„Gut, wie Du siehst. Ich habe Dich seit dem Tage, an dem ich Nicanor's Herausforderung erhielt, leider nicht gesehen. Du bist mir Rechenschaft schuldig, weßhalb Du mich mit Nicanor zusammengehetzt hast.“

„Ich glaubte Euch Beiden dadurch einen Dienst zu erweisen. Jeder von Euch glaubte sich allein von ihr geliebt; ich habe Euch bewiesen, daß sie Euch Beide hintergangen, getäuscht und betrogen hat.“

„Nicanor und ich, wir haben ihr den Laufpaß gegeben und sind Dir in der That verpflichtet dafür, daß Du uns die Schuppen von den Augen gerissen hast; aber dessen ungeachtet blieb es immer eine Indiscretion von Dir . . .“

„Du scheinst Lust zu haben, eine Kugel mit mir zu wechseln . . .“

„Heute Abend erwarte ich Dich . . .“

„Morgen, so früh es Dir beliebt, aber nur heute Abend nicht.“

„Hat Freund Puschkin ein Rendezvous?“ fragte Thaddäus.

„Und was für eins!“ rief der Dichter, entzückt die Spitzen seiner Finger küssend.

„Dann will ich Dich nicht abhalten, morgen früh aber? . . .“

„Treffen wir uns an dem uns bekannten Orte.“

„Abgemacht,“ sagte Anatole.

Sie aßen, tranken, plauderten zusammen, und so verstrich die Zeit. Puschkin sah auf die Uhr: es war Sechs vorüber.

„Ich muß Euch nun verlassen. Lebt wohl!“

„Auf Wiedersehen morgen früh!“ sagten die Freunde.

Puschkin eilte von hier nach seiner Wohnung, steckte ein Portefeuille mit 12000 Silberrubeln in Banknoten und außerdem sein Gedicht und seinen Contract zu sich, weil er seinen Verleger, der zu den Stammgästen der Spielbank gehörte, dort zu finden überzeugt war.

Mit dem Glockenschlage Sieben pflegt das Spiel dort seinen Anfang zu nehmen. Puschkin war einer der Ersten, die sich an der grünen Wiese, auf welcher die verlockenden Goldlämmer weiden, in der Hoffnung einstellten, die ganze Heerde ihrem Hirten zu entführen. Gewinnen mußte er, dafür bürgte seine untrügliche Kabbala.

Die drei ersten Abzüge der ersten Taille betrugen zwei und dreißig; er besetzte die Drei und die Zwei — und beide Karten gewannen. In der zweiten, dritten, vierten und fünften Taille gewann er ebenfalls; er hatte auf jede der zehn Karten hundert Rubel gesetzt und in fünf Taillen bereits tausend Rubel gewonnen; das bestärkte noch mehr seinen Glauben an die Unfehlbarkeit seiner Kabbala und er setzte nun in der sechsten Taille auf jede der beiden Karten fünfhundert Rubel. Die Eine — das As — gewann schon nach dem dritten Abzuge; die Andere — eine Sechs — verlor . . . er doublirte . . . sie verlor . . . er doublirte

wiederum ... sie verlor abermals; in dieser Taille hatte er also auf die Sechs dreitausendfünfhundert Rubel verloren.

„Teufel!" rief er aus; „ich muß mich im Addiren geirrt haben, sonst wäre es ja gar nicht möglich, daß ich dreimal darauf hätte verlieren können. Sagte nicht mein Pharogeist: Das dritte Mal muß Deine Karte gewinnen! Die Schuld lag also nur an mir und nicht an Freund Paroli. Mais ça ne fait rien! Jetzt will ich besser aufpassen und mich im Zusammenzählen nicht irren."

Drauf setzte er auf jede der beiden Karten wieder fünfhundert Rubel. Diesmal hatte er so richtig gezählt, daß Beide durchaus gewinnen mußten; aber siehe da, Beide verloren ... er doublirte und doublirte wiederum und sie verloren beide Male, und Puschkin hatte nun in dieser einzigen Taille siebentausend Rubel eingebüßt. Ein Blick in sein Portefeuille belehrte ihn, daß er nur noch dreitausend Rubel hatte.

„Himmel und Hölle, sollte ich mich abermals geirrt haben? Nein, bei allen Teufeln, ich habe mich nicht geirrt! Noch ein Mal will ich auf diese Weise mein Glück verusche n, sagte er, und setzte auf jede der beiden Karten abermals fünfhundert Rubel. Die Erste gewann ... die Zweite verlor ... er doublirte ... sie verlor; er doublirte abermals und ... sie verlor wiederum und nun waren seine letzten dreitausend Rubel beim Teufel oder, was ziemlich dasselbe ist, beim Bankier.

„Sollte der Traum mich nur geäfft haben, sollte die Kabbala, die er mir gelehrt, eben so unhaltbar, eben so trüglich als jede andere sein. Ich will, ob ich gleich keinen Rubel mehr in meiner Tasche habe, doch noch ein Weilchen den Lauf des Spieles beobachten, um zu sehen, ob ich, würde ich so weiter fortgespielt haben, gewonnen oder verloren hätte."

Und siehe da, jetzt, wo er die Karten nicht mehr besetzte, gewannen sie Schlag auf Schlag in sechs aufeinander folgenden Taillen, und

Puschkin war nun so wüthend, daß er, hätten es Sitte und Anstand erlaubt, gern aus der Haut gefahren wäre.

„Hätte ich das Spiel fortsetzen können, so würde ich jetzt die Hälfte meines ganzen Verlustes zurückgewonnen haben. Himmel, wo treibe ich schnell Geld auf, um weiter spielen zu können."

Der Zufall führte in demselben Augenblick den Buchhändler des Herrn Puschkin wie einen **Deus ex machina** an die Spielbank.

Der Dichter hatte ihn kaum erblickt, als er ihn geheimnißvoll bei Seite zog.

„Gut, daß ich Sie finde. Ich habe heute Morgen mein Gedicht vollendet ... zufällig habe ich es bei mir ... hier ist es ..."

„Gut, gut, morgen in frühester Frühe wandert es in die Druckerei, die es schon vor acht Tagen erwartet hat. Wieviel Verse enthält das Ganze?"

„Gerade sechshundert."

„Nun, wenn es Ihnen gefällig ist, so können Sie morgen früh das Honorar dafür in Empfang nehmen."

„Hören Sie, Freund, ich muß die dreitausend Rubel noch heute und zwar jetzt gleich haben."

„Ei, glauben Sie etwa, daß ich mit dem Manuskript, ohne es bezahlt zu haben, davonlaufen werde? Wofür halten Sie mich, Herr Puschkin?"

„Ich halte Sie für einen lieben, guten, charmanten, äußerst honnetten Mann, dem ich tausendmal mehr als diese lumpigen dreitausend Rubel anvertrauen würde, wenn nicht der Fall eingetreten wäre, daß ich sie in diesem Augenblick dringender als jemals brauche ..."

„Und wozu, wenn es erlaubt ist zu fragen?"

„Zum Spielen, verehrter Freund. Das Schicksal ist mir Revanche schuldig ... in zwei Stunden habe ich hier zwölftausend Rubel verloren, ich muß versuchen, meinen Verlust zurückzugewinnen.“

„Thun Sie das,“ sagte der honnette Mann.

„Ich habe aber kein Geld bei mir und eben deßhalb Sie ersucht, mir das Honorar jetzt gleich auszuzahlen.“

„Ei, hätten Sie mir das gleich gesagt, so würde ich kein Wort darüber verloren haben. In solchen Fällen steht Ihnen meine ganze Brieftasche zu Gebote. Ich bitte, bedienen Sie sich ihrer so, als ob sie die Ihrige sei; nehmen Sie sich, so viel Sie wollen,“ sagte der äußerst charmante Buchhändler, ihm das mit Banknoten angefüllte Portefeuille hinreichend.

„Ich nehme mir nur mein Honorar,“ erwiderte Puschkin, nahm seine dreitausend Rubel und gab ihm dann die Brieftasche zurück.

Welch ein lieber, charmanter, gefälliger Verleger! wird mancher Autor rufen, dem in seiner Praxis solch ein weißer Rabe vielleicht noch nicht vorgekommen ist. Aber übereilt Euch nicht mit Eurem Lobe. Damals wußte Puschkin noch nicht, was er bald darauf erfuhr, damals wußte er noch nicht, daß sein Verleger ein Theilnehmer der Spielbank war und Manches, was er im Buchhandel und an Schriftstellern verlor, hier zehnfach von ihnen und Andern zurückgewann. Er sah es gern, wenn Herr Puschkin spielte; wußte er doch, daß er in der Regel immer Unglück hatte! —

Mit neuen Geldmitteln ausgerüstet eilte Alexander wieder zum Pharotisch, wartete hier die neue Taille ab, addirte dann die ersten drei Abzüge und besetzte jede der zwei Karten wieder mit fünfhundert Rubeln. Zehn Minuten später war das ganze Honorar wieder beim Teufel und theilweise bei seinem Verleger.

Puschkin war reich genug, um einen Verlust von fünfzehntausend Rubeln leicht verschmerzen zu können. Mehr als das verlorene Geld kränkte und schmerzte ihn die fehlgeschlagene Hoffnung, eine Kabbala geträumt zu haben, die er für unfehlbar gehalten und die ihn so schändlich geäfft hatte.

„Der Teufel hole den Gott der Träume!“ rief er aus und ging mißvergnügt nach Hause.

Hier fand er folgendes Billet:

„Da auf Morgen eine Landparthie nach Jelagin verabredet worden ist, so ersuche ich Dich, das Duell auf einen andern Tag zu verschieben und die Parthie mitzumachen. Um eilf Uhr werde ich Dich mit meinem Wagen von Deiner Wohnung abholen.

Dein Anatole.

Puschkin ging gleich darauf zu Bette.

9.

Die Moral dieser Erzählung läßt sich in drei Sätze zusammendrängen:

a.

Verlasse Dich nicht auf Träume.

b.

Glaube an keine Kabbala.

c.

Spiele überhaupt nicht Pharo.

XVI.

Grimod de la Reynière.

1.

N'est pas gourmand qui veut.

Brillat-Savarin.

Die älteste Wissenschaft ist die Gastronomie. Ihre Wiege war der Apfelbaum im Paradiese. Diese älteste aller Wissenschaften, geschätzt zu allen Zeiten, geehrt von allen Völkern, hat die größten Männer, die ausgezeichnetsten Geister aller Jahrhunderte zu ihren Priestern gewählt. Kaiser und Könige, Päbste und Cardinäle, Helden und Staatsmänner, Dichter und Gelehrte drängten sich in ihren Tempel und huldigten dem großen Götzen Stomachus.

Die Hochschule dieser Wissenschaft ist Frankreich. Hier war es, wo sie selbst in den Zeiten der Barbarei ihren souverainen Einfluß geltend machte. — Im Mittelalter, als das erste Frühroth der Civilisation zu dämmern begann, schlug die Gastronomie ihren Thron in den Klöstern auf. Arm in Arm mit der Diplomatie mischte sie sich in alle

politischen Unterhandlungen, erschien bei allen Concilien der Päbste und bei allen Turnieren der Ritterschaft.

Von Stufe zu Stufe steigend, erreichte sie endlich während der Minderjährigkeit Ludwigs XV., während der glorreichen Regentschaft Philipps von Orleans, ihren Höhepunct. Es war eine schöne, glückliche Zeit, in der Könige und Prinzen die Ehre, ihren Namen einer neuen Sauce oder einem neuen Gerichte aufzudrücken, höher anschlugen als einen Sieg, den sie auf dem blutgetränkten Felde des Krieges erkämpften.

Die Revolution von 1789, die sich nicht begnügte, den Thron der Lilien gestürzt zu haben, trat auch der Gastronomie feindlich in den Weg. Sie emigrirte mit dem Grafen von Provence und dem Grafen von Artois, erhielt aber bald wieder die Erlaubniß, nach Frankreich zurückkehren zu dürfen unter der Bedingung, sich populär zu machen. Sie wohnte dann den Bankets der Sansculotten bei, sang mit ihnen die Marseillaise und — wartete auf bessere Zeiten.

Da kam das Directorium und dann das Kaiserreich. Die Gastronomie, die sich zur Höhe ihres alten Glanzes erhob, bemächtigte sich aller Minister und aller Paläste des neuen Hofes. Mit der einen Hand gestützt auf den Cardinal Fesch, und mit der andern auf den Erzkanzler Cambacères, bahnte sie sich Chausséen zum Palaste der Tuilerien, wo sie sich die Freundschaft und Achtung Josephinens, Josephs und Jerôme's Bonaparte, den Schutz Murats und Talleyrands errang.

Um diese Zeit tauchte in Paris ein Herr Alexander Balthasar Laurent Grimod de la Reynière, ein ehemaliger Advocat auf, der — man sagt aus Mangel an Klienten — seine Praxis aufgegeben und sich als Herausgeber eines „Almanach des Gourmands“ in eini-

gen Jahren einen großen Ruf und ein ziemlich bedeutendes Vermögen erschrieben hatte. Die zwölf Jahrgänge seines gastronomischen Taschenbuches und der „**Manuel des Amphitryons**“ — ein Werk, das 1808 erschienen war — sollen ihm ein Honorar von mehr als 200,000 Francs und eine europäische Berühmtheit eingetragen haben. Der erste Jahrgang seines Almanachs war dem Erzkanzler Cambacères dedicirt, der ihm dafür eine Anstellung bei der kaiserlichen Bibliothek angeboten hatte. Aber Herr Grimod de la Reynière, dem seine Unabhängigkeit theurer war als jedes andere Glück, hatte darauf Verzicht geleistet und sehr klug daran gethan, denn was ist wohl vergänglicher als die Gunst der Großen?

2.

Dieser Mann hatte ein ganz eigenthümliches Steckenpferd: er sammelte Speisezettel und hatte deren mehr als zehntausend. In dieser Sammlung befand sich unter Andern ein englischer Speisezettel, auf dessen Rückseite Thomas Heywood, ein englischer Dichter, der zur Zeit der Königin Elisabeth gelebt und über zweihundert Lustspiele gedichtet, die erste Scene seiner Posse Hudibras geschrieben hatte. Nicht minder interessant war ein französischer Speisezettel, auf dessen Rückseite Raimond de la Fage, einer der größten Zeichner Frankreichs, einst, als er dem Wirthe die Zeche nicht bezahlen gekonnt, eine Landschaft gemalt, wofür ein Kunstkenner dem Wirthe später dreitausend Livres bezahlt haben soll.

Seine Bibliothek, die aus ungefähr sechshundert Bänden bestand, enthielt blos Werke über Gastronomie; unter Andern sämmtliche Ausgaben und Uebersetzungen des Athenäus, eines griechischen Grammatikers, der unter dem Titel: „**Deipnosophistos** oder die Gelehrten an der

Tafel" *) ein höchst interessantes Werk hinterließ, das in der Ursprache 1514 zuerst in Venedig erschien.

3.

Der Besitzer dieser Bibliothek, wofür ihm der Cardinal Fesch vergebens zwanzigtausend Francs angeboten hatte, war der Gründer eines gastronomischen Klubbs, der, unter dem Namen „Caveau moderne" bekannt, sich allwöchentlich einmal im **Rocher de Cancale** versammelte.

Die Mitglieder dieses Klubbs waren lauter Feinschmecker, die keinen höhern Genuß als eine gute Tafel kannten. Herr Grimod de la Reynière, der die Statuten entworfen hatte, war auf den komischen Einfall gerathen, jedem neu aufgenommenen Mitgliede den Namen irgend einer Delicatesse beizulegen; da gab es nun einen Meister Spargel,

---

*) Dieses Buch, eine Schatzkammer geschichtlicher Curiositäten, ist sowohl in historischer als bibliographischer Hinsicht so merkwürdig, daß ich manchem Bibliomanen gefällig zu sein glaube, wenn ich hier eine kurze Uebersicht aller Ausgaben und Uebersetzungen folgen lasse. Die erste lateinische Uebersetzung erschien, von Natalis Comes besorgt, Venedig 1514; die zweite von Jacob Daléchamp, Lyon 1552. 2 Bde. Fol.; die dritte von J. Casaubonus, Lyon 1597, 2 Bde. Fol.; die vierte von J. Schweighäuser, Strasb. 1801—1807. 14 Bde. in 8.; die fünfte von G. Dindorf, Leipzig 1827. nur 3 Bde. in 8. Die erste französische Uebersetzung erschien von Michel de Marolles, Paris 1680. in 4.; die zweite unter dem Titel „**Banquet des savans**" von J. B. Lefebvre de Villebrune, 1789—1791, 5 Bde. in 4. Ein Auszug unter dem Titel: „**Morceaux extraits du banquet des savans,**" von M. Hubert, Par. 1828. in 8. Eine deutsche Uebersetzung existirt leider nicht. Auf einer unlängst stattgefundenen Bücherversteigerung wurde eine Prachtausgabe der Villebrune'schen Uebersetzung für zweitausendsechshundert Francs ausgeboten.

einen Meister Fasan, einen Meister Trüffel u. s. w. Präses war jedes Mal derjenige, der zuerst kam. Er wurde der Vorfressende genannt und durfte sich von jedem Gerichte das Beste nehmen. Nach vollendeter Tafel mußte jedes Mitglied, der Reihe nach, eine gastronomische Anecdote erzählen und dadurch ein Schärflein zur Verdauung und Erheiterung des ganzen Klubbs beitragen.

4.

Eines Abends erzählte Meister Truthahn — so hieß Grimod de la Reynière — folgendes Geschichtchen:

Es war im Jahre 1778. Ludwig XV. hatte zur Feier der Vermählung seines Enkels mit der Erzherzogin Marie Antoinette von Oesterreich eine bunte Reihe von Festlichkeiten und unter Anderm auch einen großen Maskenball in Marly veranstaltet. Die wahrhaft königliche Freigebigkeit zeigte sich bei dieser Veranlassung im glänzendsten Lichte. An beiden Enden des Saales war ein großartiges Buffet aufgestellt mit den ausgesuchtesten Schüsseln, den feinsten Erfrischungen, den herrlichsten Weinen und den köstlichsten Eis-Sorten.

Der Ball hatte kaum begonnen, als an einem der beiden Buffets ein blauer Domino erschien, der sich vor allen andern Masken durch seine auffallende Größe bemerkbar machte. Er nahm ein gebratenes Huhn und eine Trüffelpastete und verschlang Beide, ohne dabei die löbliche Vorsicht zu vergessen, das Ganze durch zwei Flaschen des allerbesten Weines anzufeuchten.

Der Vorstand des Buffets hatte diesem blauseidenen Appetit Anfangs wenig oder gar keine Aufmerksamkeit geschenkt; als aber nach Verlauf von fünf Minuten derselbe Domino wiederkehrte und diesmal

wiederum ein ganzes Huhn und eine ganze Pastete verschlang, wurde diese Maske ein interessanter Gegenstand seiner Beobachtung. Man denke sich die Neugier und das Erstaunen des guten Mannes, als er die Bemerkung machte, daß alle fünf Minuten derselbe gefräßige Domino erschien und immer wieder ein ganzes Huhn und eine ganze Pastete verschlang.

„Teufel," sagte der Aufseher des Buffets, „dieser Domino hat einen bewundernswürdigen Appetit und einen beneidenswerthen Magen; in dem kurzen Zeitraum von drei Stunden hat er, genau gezählt, sechsunddreißig Hühner, sechsunddreißig Pasteten und zweiundsiebzig Flaschen Wein vertilgt. Solch ein Appetit ist mir in meiner Praxis noch nicht vorgekommen!"

In demselben Augenblicke erschien der Appetit im Domino zum siebenunddreißigsten Male, verschlang sein Huhn und seine Pastete, trank seine zwei Flaschen Wein und ging wieder seine Wege.

Der Vorstand der Credenz hielt es nun für angemessen, den Marschall von Richelieu auf diesen Domino, der fünf Minuten später wieder mit ungeschwächtem Appetit erschien, pflichtschuldigst aufmerksam zu machen.

Der Herzog, neugierig zu erfahren, wer der Besitzer eines so beneidenswerthen Appetites sei, der drei Mal in einer Viertelstunde ein Huhn, eine Pastete und zwei Flaschen Wein consumiren konnte, folgte nun dem blauen Domino, der sich vom Saale in die Wachtstube verfügte, denn der Kern dieser seidenen Schaale war einer der hundert Schweizergarden. Die Compagnie hatte sich eine Eintrittskarte zu diesem Ball verschafft und eine Summe zusammengeschossen, um sich dafür einen gemeinschaflichen Domino zu leihen, in den Jeder von ihnen, der Reihe nach, hineinkroch, um sich vom Buffet eine kleine Erfrischung zu holen.

Der Marschall erzählte den lustigen Vorfall dem Könige, der diesen Einfall so spaßhaft fand, daß er lachend ausrief: „Man darf das den braven Schweizern nicht verübeln . . . Appetit ist niemals ein Verbrechen!“

„Im Gegentheil,“ sagte Meister Lachs. „Appetit ist die schönste aller Tugenden.“

5.

„Mir fällt da ein anderes Anecdötchen ein,“ begann Meister Spargel — der Marquis de Cussy, ein Mann, der die schöne Kunst verstand, ein Huhn auf dreihundertfünfundsechszig verschiedene Weisen zuzubereiten:

Der berühmte Verfasser des „**Esprit des lois**“, unser großer Montesquieu, wurde im Jahre 1728, während seines Aufenthaltes in Rom, dem heiligen Vater vorgestellt. Benedict XIV., der unsers Landsmanns Geist und Schriften liebte, sagte ihm bei der Abschieds-Audienz: „Mein lieber Herr v. Montesquieu, ich wünsche, daß Sie aus Rom ein kleines Andenken meiner Freundschaft mit sich nehmen.“ Montesquieu, im Glauben, der heilige Vater wolle ihm vielleicht einen seiner in Verruf gerathenen Orden schenken, erschrak. „Weßhalb erschrecken Sie darüber?“ fragte Seine Heiligkeit. „Ich achte und liebe Sie und deßhalb schenke ich Ihnen und Ihrer Familie für's ganze Leben die Erlaubniß, während der Fastenzeit Fleisch essen zu dürfen.“

Unser Landsmann dankte dem heiligen Vater und sagte ihm Lebewohl. Ein Secretair führte ihn hierauf in die Kanzlei.

Hier, wo man die päbstlichen Bullen ausfertigt, überreicht man man ihm einen Dispens, für dessen Stempel und Taxe Montesquieu nah' an hundert Scudi bezahlen soll.

Was thut er? Er giebt dem Secretair das Brevet zurück und sagt zu ihm: „Wozu brauche ich einen schriftlichen Dispens; der heilige Vater ist ein honnetter Mann, auf dessen mündliches Versprechen ich mich verlassen darf.“

„Es lebe Montesquieu,“ rief der Klubb.

6.

Die Reihe war jetzt am Meister Trüffel — Herrn Brillat-Savarin, der später die classische „Physiologie du gout“ herausgab.

„In Grenoble,“ erzählte er, „führte mich der Zufall bei einem lustigen Mahle, das ein alter Schulfreund von mir veranstaltet hatte, mit einem hohen Geistlichen zusammen, der einige Tage vorher aus Paris angekommen und an meinen Freund empfohlen war. Der Graf hatte mich an die Seite des geistlichen Herrn gesetzt. Seine Hochwürden schienen außerordentlich wortkarg, denn jede meiner Fragen wurde mit lakonischer Kürze abgefertigt. Mein Tischnachbar hatte sich eben in die Analyse eines in Sauerkraut aufgegangenen Fasanenbratens (bei diesen Worten lief dem Meister Trüffel das Wasser im Munde zusammen) vertieft, als es mir einfiel, mich bei ihm über einige Freunde zu erkundigen, von denen ich seit zwei Monaten keine Nachricht erhalten hatte.“

„Ew. Hochwürden kennen Herrn von Morfontaine ...“

„Hm,“ erwiderte der geistliche Herr und nickte dabei mit dem Kopfe.

„Nun, was macht er?“

„Todt,“ antwortete er, emsig fortkauend.

„Todt,“ wiederholte ich und bekam einen solchen Schreck, daß mir die Gabel aus der Hand und der Bissen aus dem Munde fiel. „Und seine Frau, seine reizend-schöne Frau?“ fragte ich weiter.

„Todt,“ lautete die einsylbige Antwort meines Nachbars.

„Heiland, auch sie todt?“

„Todt!“

„Und ihre beiden Schwestern?“

„Todt, todt!“

„Und ihre Tochter, die kleine, engelschöne Eugenie?“

„Todt, Alle todt!“

Ich war wie niedergedonnert; mein Nachbar aber zeigte nicht die geringste Spur von Theilnahme: er schmaus'te ruhig weiter mit einer Ruhe, einer Andacht, als ob er auf der Kanzel stände und seiner frommen Heerde den Vers irgend eines biedern Evangelisten zu erklären hätte.

Um jene Zeit hatte in der guten Stadt Paris eine ansteckende Krankheit grassirt; ich fluchte dieser Krankheit, die in Zeit von zwei Monaten eine ganze Familie, so viel blühende Menschenleben, die besten meiner Freunde hinweggerafft.

Nach Tische, als ich mit Seiner Hochwürden eine Parthie Piquet zu spielen gezwungen war, leitete ich das Gespräch noch einmal auf jene unglückliche Familie hin.

„Er ist also vermuthlich an der Grippe gestorben?“ sagte ich.

„Wer?“ fragte er.

„Nun mein Freund, Herr von Morfontaine.“

„Gestorben? Was fällt Ihnen ein, der ist so gesund wie ich.“

„Und seine Frau, seine himmlisch=süße Frau?“

„Gesund wie ein Fisch im Wasser.“

„Und ihre beiden Schwestern?“

„Gesund und frisch!“

„Und ihre Tochter, die liebe kleine Eugenie.“

„Gesund, kerngesund.“

„Ei, vorhin bei Tische sagten Ew. Hochwürden, sie seien Alle todt.“

„Sagte ich das???“

„Freilich, freilich!“

„Leicht möglich.“

„Aber wie geht das zu?“

„Sehen Sie, mein Herr, so lang' ich esse, ist alles Andere todt für mich!“

„Ich bitte Sie, meine Herren, wie gefällt Ihnen solch ein Pelikan?“

„Ich kann's dem guten Manne nicht verdenken,“ meinte Meister Auster. „Bei Tische höre ich auch nur mit halbem Ohre, und sitzt ein Schwätzer neben mir, der mich mit unnützen Fragen belästigt, dann weiß ich nur einen Rath ...“

„Welchen?“ fragte der ganze Klubb.

„Sitzt er rechts neben mir, so höre ich nur auf dem linken, sitzt er links, so höre ich nur auf dem rechten Ohre; das Andere aber stellt sich taub.“

7.

„Haben Sie schon das neue Bonmot des Herrn von Talleyrand gehört?“ fragte Meister Senf, Herr Pigault-Lebrün.

„Erzählen Sie,“ bat die Tafelrunde.

Eines Morgens sieht er seinen Koch tief betrübt am Eingang der Küche stehen. „Warum so traurig?“ fragt der kluge Diplomat. — „In einigen Tagen soll die Welt untergehen,“ antwortet der Koch. „Die Thiere müssen am vierten und die Menschen am sechsten Januar

sterben.“ „Guter Gott,“ sagt Herr von Talleyrand, „wer wird dann am fünften für mich kochen?“

„Bravo, bravo!“ schrieen Alle.

8.

Meister Lachs begann:

„Ein mit kirchlichen Würden überreich ausgestatteter, äußerst reicher und dabei doch sehr geiziger Bischof, der eine Reise durch seine Diöcese machte, begegnete eines Tages einem armen Pfarrer. Der niedrige Geistliche brachte dem hohen Prälaten seine Huldigung dar und hoffte vom Bischof zur Tafel gezogen zu werden. Der Bischof aber, der viel zu geizig war, um die stillen Wünsche eines hungrigen Magens zu errathen, lud ihn nicht zu Tische. „Sie werden mich sehr verbinden,“ sagte der hohe Prälat, „wenn Sie im Gasthof zum goldenen Stockfisch, der dicht neben Ihrer Pfarre liegt, ein bescheidenes Mittagsbrodt für mich bestellen möchten.“ — Der getäuschte Pfarrer begehrte, als er den Gasthof erreicht hatte, Feder, Dinte und Papier und übergab dem Wirth eine lange Liste von Personen, für die er, so schnell als möglich, ein gutes Mittagsbrodt bereiten solle. Und dann machte er, daß er fortkam.

Seine Eminenz fand zwei Stunden später eine Tafel mit sechs Couverts.

„Wozu so viele Gedecke?“ fragte der Bischof den schmunzelnden Wirth.

„Ich habe mich genau an die Liste des Herrn Pfarrers gehalten und gerade so viel Couverts gedeckt, als er mir Gäste aufgeschrieben hat. Zuerst für den Bischof von Oxford.“

„Das bin ich,“ erwiderte Seine Eminenz.

„Für den Doyen von Cherwel.“

„Das bin ich ebenfalls," sagte der Bischof.

„Für den Archidiaconus von Gloucester."

„Auch das bin ich."

„Für den Präbendär von Cambridge."

„Für mich!"

„Für den Kaplan von Warwick."

„Auch für mich."

„Für den Groß-Prior von Berkshire."

„Wiederum für mich. Ich bin eine einzige Person und soll nun sechs Couverts bezahlen! Der Herr Pfarrer hat Recht, warum hab' ich ihn nicht eingeladen!"

„Soll ich ihn rufen lassen?"

„Das Essen ist einmal bestellt ... meinetwegen!"

Der herbeigerufene Pfarrer aß für Fünf.

9.

Meister Blumenkohl — Herr Berchoux, Verfasser des bekannten Epos „la Gastronomie" — begann:

„Einer unserer berühmtesten Lustspieldichter, Herr Marivaux, hatte die Gewohnheit, tagtäglich den Gemüsemarkt zu besuchen, um kleine Einkäufe zu machen. Gar häufig sah man ihn, mit jungen Gemüsegattungen beschwert, durch die Straßen eilen. Eines Tages war ihm ein Gärtner aufgefallen, der den ersten Spargel feilbot. „Was kostet so ein Bund?" fragte der Gourmand. — „Zehn Francs," erwiderte der Gärtner. — „Seid Ihr zufrieden, wenn ich Euch fünf Francs für die Hälfte gebe?" — „O ja!" Der Dichter des „heureux stratagème" zog rasch sein Messer hervor, schnitt das Bund mitten durch-

einander, gab dem Gärtner die untere Hälfte und behielt die obere für sich.

„Und was that der Gärtner?" fragte der Klubb.

„Er machte zum bösen Spiele freundliche Miene, nahm die fünf Francs und schenkte ihm die andere Hälfte."

10.

Meister Krebs — der Buchhändler Capelle, Verfasser und Verleger des „Cours gastronomique" — erzählte folgendes Geschichtchen:

Eines Morgens lustwandelte im Garten von Caserta ein schlichter Mann in einem blauen Ueberrock, als eine arme Witwe, die ihn für einen Hofbedienten hielt, die Frage an ihn richtete, ob es wohl möglich wäre, daß sie den König sprechen könnte.

„Was hast Du ihm zu sagen?" fragte der Mann.

„Ich möchte ihn um eine Unterstützung für einen meiner sieben Söhne bitten, welcher Maler ist und gern nach Rom möchte, um dort die Werke der großen Meister zu studiren."

„Willst Du Dich nicht schriftlich an den König wenden?"

„Ich habe das schon zwei Mal gethan; der gute Ferdinand hat aber nie darauf geantwortet. Manche Bittschrift, die an ihn gerichtet ist, soll von dem Hofgesindel unterschlagen werden."

„Leicht möglich; wenn Du aber mir Deine Bittschrift anvertrauen willst, dann kommt sie sicher in die Hände des Königs . . ."

„Hier ist sie," sagte die Witwe, einen langen Brief aus dem verdeckten Korbe ziehend. „Seht, guter Freund, wenn Ihr die Güte haben wollt, dem König diese Bittschrift einzuhändigen und dabei ein Paar Worte zu Gunsten meines Sohnes, der, wahr und wahrhaftig

ein braver Junge und ein tüchtiger Pinsel ist, fallen zu lassen, dann bringe ich Euch, wenn ich wiederkommen und mir von Euch Antwort abholen darf, drei der allerfettesten Truthühner mit."

„Das läßt sich hören, gute Frau. Nun verlasse Dich darauf, daß ich Alles thun will, was in meinen Kräften liegt, um den König für Dein Gesuch zu gewinnen."

„Und wann kann ich Antwort von Euch erhalten?"

„Vielleicht schon morgen."

„Ich komme, guter Freund."

„Vergiß aber nicht, die Truthühner mitzubringen," rief ihr der blaue Ueberrock nach.

Am andern Morgen, ganz zu der nämlichen Stunde, erschien die Witwe mit den drei Truthühnern und der Unbekannte mit einem Briefe in der Hand.

„Nun?" fragte die Witwe auf's Höchste gespannt.

„Hier bringe ich Dir die Antwort auf Deinen Brief. Der König hat Dein Gesuch erfüllt."

„Hört, guter Freund, Ihr seid ein Teufelskerl. Da nehmt Euren Lohn dafür," sagte sie, ihm die drei Truthühner einhändigend. „Nun habe ich aber noch eine Bitte an Euch. Wollt Ihr nicht die Güte haben, mir zu sagen, wer Ihr seid?"

„Und wozu wollt Ihr das wissen?"

„Damit mein Junge erfahre, bei wem er sich zu bedanken habe. Sprecht, guter Freund, wer seid Ihr?"

„Nun, wenn Du's durchaus wissen willst . . . ich bin der König."

„Jesus Maria und Joseph!" rief die Witwe, die, aufs Höchste erschreckt, zu zittern anfing.

„Und weshalb fürchtest Du Dich?“

„Ach, weil ich Euch bestochen habe.“

„Sei unbesorgt, gute Frau. Wie mancher meiner Diener läßt sich bestechen, warum soll ich's nicht auch einmal versuchen?“

„Gott segne Euch dafür,“ sagte die Witwe, der die hellen Freudethränen über die Backen liefen.

„Lebe wohl und grüße mir Deinen Sohn,“ sprach der König.

„Leute,“ sagte Grimod de la Reynière, „welche empfänglich für die Freuden der Tafel sind, haben in der Regel auch ein gutes Herz.“

Der Mann hat wahrlich nicht Unrecht.

8.

Meister Hummer wollte eben zu erzählen anfangen, als ein Diener mit allen Zeichen der höchsten Bestürzung eintrat und dem Herrn Grimod de la Reynière ein schwarzgesiegeltes Billet einhändigte. Meister Truthahn, der es sogleich eröffnete, durchflog den kurzen Inhalt und sagte dann:

„Ich muß fort!“

„Wohin? wohin?“ fragten Alle.

„Zum Abbé Geoffroy, einem meiner ältesten Freunde, der mir so eben die Nachricht mittheilt, daß er im Sterben liege und mich vor seinem Abmarsch in's Jenseits noch einmal zu sprechen wünsche, um mir — hört, hört! — ein Geheimniß von der größten Wichtigkeit anzuvertrauen. Sie sehen also, daß ich eilen muß,“ sagte Grimod de

la Reynière, ergriff hastig Hut und Stock und folgte dem Unglücks-
boten seines sterbenden Freundes.

9.

Eine halbe Stunde später stand der Verfasser des „Almanach des Gourmands“ am Sterbebett des berühmten Kritikers.

„Ich habe Sie rufen lassen, theurer Freund, um Sie zu bitten, meinen letzten Willen aufzusetzen.“

„Sie wollen also wirklich uns verlassen?“

„Ich muß, ich muß,“ sagte der Abbé, sich, wie Mahomed, kurz vor seinem Ende die Zähne stochernd.

„Wohl jedem Manne, der beherzt wie Sie dem Tod entgegengeht.“

„Der Tod, theurer Freund, hatte niemals etwas Beunruhigendes für mich. Sterben ist das Loos aller Lebenden . . . weshalb sich fürchten vor etwas, was gar nicht so furchtbar ist, als sich Mancher von uns einbildet? — Dort auf dem Tische finden Sie Tinte, Feder und Papier; ich ersuche Sie, das niederzuschreiben, was ich Ihnen dictiren werde.“

„Ich bin bereit,“ sagte Grimod de la Reynière.

„Mein Testament wird kürzer ausfallen, als Sie glauben. — Der Unterzeichnete,“ so begann er zu dictiren, „setzt hiermit seinen Neffen Louis Marie Geoffroy — gegenwärtig in Bordeaux — zum Universalerben seines Vermögens ein.“

„Seines Vermögens ein,“ wiederholte der Advokat.

„Seine Bibliothek, bestehend aus viertausendachthundertzweiundvierzig Bänden, vermacht er seiner verehrten Freundin, der Mademoiselle Josephine Duchesnois, Schauspielerin am Théâtre français.“

„Am Théâtre français," wiederholte Grimod.

„Die Sammlung seiner Theaterzettel, bestehend aus mehr als fünfundzwanzigtausend Stück, hinterläßt er seinem berühmten Freunde François Talma."

„François Talma," wiederholte la Reynière.

„Nun kommt das Geheimniß, das ich keinem Andern als Ihnen anvertrauen will."

„Sie machen mich neugierig, Abbé."

„Schreiben Sie: Meinem verehrten Freunde Grimod de la Reynière vermache ich . . ." Ein starker Husten hinderte den Sterbenden, weiter fortzufahren.

„Vermache ich?" fragte Grimod auf's höchste gespannt.

„Geduld, Geduld! Hören Sie denn nicht, wie mich der Husten quält?"

„Der abscheuliche Husten!"

„Er ist es, der mich in's Grab bringt!"

„Meinem Freunde Grimod de la Reynière," begann Meister Truthahn.

„Hinterlasse ich den größten Schatz, den ich besitze . . ."

„Besitze . . ."

„Ein Papier von der größten Wichtigkeit," fuhr der Abbé fort.

„Von der größten Wichtigkeit."

„Ach der vermaledeite Husten! Er läßt mich nicht zu Worte kommen . . . Wo blieben wir stehen?" fragte der Abbé.

„Bei der größten Wichtigkeit."

„Also meinem lieben Freunde Grimod de la Reynière hinterlasse ich eine Anweisung . . ."

„Eine Anweisung . . .“

„Zur Bereitung des **Poudingue à la diplomate.**“

Maître Dindon, der etwas Anderes erwartet hatte, war plötzlich wie aus den Wolken gefallen.

„Ist das Alles?“

„Ja, theurer Freund! Mehr besitze ich nicht. Kann ich nun das Testament unterschreiben?“

„**Oui, s'il vous plait!**“

Abbé Geoffroy unterzeichnete lächelnd seinen Namen.

„Ein merkwürdiges Testament!“ brummte Herr Grimod.

Geoffroy aber hörte es nicht mehr, denn — er war bereits in's Jenseits hinübergeschlummert.

10.

Drei Tage später hielt Meister Truthahn, der Erbe des Recepts zum Pudding **à la diplomate**, am Grabe des Abbé Geoffroy folgende Leichenrede:

„Die Welt, meine theuern Freunde, ist eine große Küche; wir Menschen sind die Fleischspeisen, die das Schicksal klopft, kocht, spießt und bratet und zu einer Olla potrida macht, die der unersättliche Vielfraß »Tod« mit nie gestilltem Erysichton-Hunger verschlingt.

Dieser Vielfraß hat nun auch den Mann verschlungen, dessen Tod wir Alle beweinen. Dieser Todte war ein Lebemann im schönsten Sinne dieses vielverkannten Wortes, ein Gourmand, wie es deren leider nur Wenige auf Erden giebt.

Als die Mainzer Frauen den deutschen Minnesänger Heinrich Frauenlob beerdigten, begossen sie sein Grab mit dem edelsten Rheinwein. Wir, meine Freunde, wollen mit diesem Weine unsere Kehlen, und mit unsern Thränen sein Grab benetzen.

Ja, Freunde, wir wollen ihn beweinen, beweinen von ganzer Seele, beweinen von ganzem Herzen, weil es Jenseits keinen Rocher de Cancale, Jenseits keinen Caveau moderne, Jenseits keinen Pudding à la diplomate giebt."

Der ganze Klubb zerfloß in Thränen.

XVII.

Narren-Gallerie.

Unter je *zehn* Menschen findet man in der Regel *neun* Kleidernarren. Unter Kleidernarren, höchst vernünftiger Leser, verstehe ich solche Leute, die nicht blos auf Kleider im engern Sinne des Worts, sondern auf Putz und Toilette im weitern Sinne mehr Werth legen, als diesen Crepundien vernunftgemäß eingeräumt werden darf.

Von je *neun* Kleidernarren gehören mindestens *fünf* dem weiblichen Geschlechte an.

Eine der größten aller Kleidernärrinnen war die Tochter *Lorenzo's* von *Medicis*, die Nichte *Clemens* VII., jene gefallsüchtige *Catharina* von *Medicis*, welche, als nachmalige Gemahlin *Heinrichs* II., Schminke und Koketterie in Frankreich einführte und eine so prachtvolle Garderobe mitbrachte, daß neun Damen des Pariser Hofes vor Neid die Gelbsucht bekamen.

Gabrielle d'Estrée, die berühmte Maitresse *Heinrichs* IV., eine Freundin gestickter Schnupftücher, hatte unter Andern ein Dutzend, von dem jedes Stück 2000 Kronen gekostet haben soll.

Königin *Elisabeth* von England, die bei all' ihrer Größe eine kleine Putznärrin war, hinterließ nicht weniger as 3000 seidene Kleider, von denen sie manches nicht mehr als ein Mal getragen hatte.

Zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts lebte in Frankreich eine Frau von Puyssieux, die mehr als 150,000 Livres in Spitzen verpraßte, welche sie während einer Krankheit, von der sie sich nicht zu erholen hoffte, in kleine Stücke schnitt und aufaß, damit dieser Spitzenreichthum nicht in die Hände anderer Frauen übergehe.

Die berühmte Schauspielerin Quinault, die vor Allem auf Schuhe versessen war, brachte ihrem nachmaligen Bräutigam, dem Herzog von Nevers, 500 leere Schminktiegel und 2000 Schuhe mit.

Die nicht minder berühmte Schauspielerin Clairon hinterließ eine Sammlung von mehr als 600 Fächern und darunter einen, den ihr einst der Markgraf von Ansbach aus Paris mitgebracht, ein Meisterwerk, das, mit einem Miniaturgemälde von Petitot geschmückt, 2500 Livres gekostet hatte.

Eine erst unlängst in's Jenseits hinübergesprungene Ballettänzerin, Eugenie Goblin, soll 83 persische und türkische Shawls, 116 französische Cashemirs, 52 Mäntel, 874 Kleider, 690 gestickte Schnupftücher, 365 Paar Handschuhe, aber nur 5 Paar Strümpfe, 2 Paar Hemden und eine einzige Nachthaube zurückgelassen haben.

Unter den Kleidernarren männlichen Geschlechtes ragt jener Herzog von Buckingham hervor, der im Jahre 1624 als Gesandter Karls I. von England nach Paris gekommen war und eine Garderobe mitgenommen hatte, deren Werth 300,000 Pfund Sterling (2 Millionen Thaler) betrug.

Ein nicht minder großartiger Kleidernarr war Ludwig XIV., welcher eine ganz besondere Vorliebe für Allongen=Perücken hatte, deren er so viele besaß, daß er täglich eine andere aufzusetzen pflegte.

Einer der drolligsten Perücken=Narren des achtzehnten Jahrhunderts war der königlich=polnische und kurfürstlich=sächsische Premier=

Minister Heinrich Graf von Brühl, der bekannte Liebling König Augusts III., ein großartiger Verschwender, der sich, wie Cardinal Richelieu, eine eigene Garde, 200 Domestiken, 12 Pagen, 12 Kammerdiener, 4 Mundköche, 12 andere Köche, 30 Küchenjungen und außerdem einen ganzen Schwarm von Haushof- und Stallmeistern, einen ganzen Troß von Küchen- und Kellerschreibern hielt. Seine gewöhnliche Tafel bestand aus 30, ein kleines Gastmahl aus 50, ein großes aus 100 Schüsseln. Außerdem war er auch Kleidernarr. Friedrich der Große erzählt, seine Soldaten hätten, bei ihrem Einzuge in Dresden, im Palaste des Grafen Brühl eine wahrhaft sardanapalische Garderobe gefunden, unter Anderm 800 Schlafröcke, 1000 gestickte Westen, 200 Paar Schuhe, 1200 Paar Stiefeln und — 1500 Perücken.

Der Herzog von Choiseul soll eine Sammlung von mehr als 1000 Westen besessen und keine derselben mehr als ein Mal getragen haben.

Der berühmte Lafayette besaß eine Sammlung von mehr als 1004 Spazierstöcken.

Der Herzog von Reggio besitzt eine große Pfeifensammlung, deren Werth auf 150,000 Francs geschätzt wird.

Ich könnte noch eine Unzahl ähnlicher Sammel-Narren nennen; doch verspare ich mir die Schilderung derselben auf den nächsten Jahrgang dieses Almanachs.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Oettinger, Eduard Maria,

Narrenalmanach für ...

Bd.: 1

Leipzig 1843

P.o.germ. 1030 u-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10115775-3